UC-NRLF
$B 614 756

J. R. zur Megede

Von zarter Hand

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 872 M496 v v.2

Von zarter Hand

Von zarter Hand

Roman von

Johannes Richard zur Megede

Achte Auflage

Zweiter Band

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Stuttgart und Leipzig :: 1907
Deutsche Verlags-Anstalt

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt

Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

PT 2625
E22
V66
1907
V. 2

Drittes Kapitel.

Der Kork schwämme also wieder mal oben! Ein diskreter Flor um den Sommerüberzieherärmel — ein schwarzgerahmtes Riesenplakat in der Kreuzzeitung — ein fürstliches Leichenbegängnis: mehr verlangt kein Mensch von mir, und wenn er es verlangte, ich könnte beim besten Willen nicht mehr geben. Ich habe in der Not nicht über Mangel an Freunden zu klagen gehabt — jetzt erdrückt mich fast die Ueberfülle. Das Testament ist zwar noch nicht eröffnet (das soll auf Grund einer ganz letztwilligen Verfügung erst drei Wochen nach der Beerdigung stattfinden), und was könnte es mir für Ueberraschungen bringen? Selbst wenn ich enterbt wäre, was auch der galligste Schwarzseher nicht annehmen kann, würde ich nur freundlich verdutzt sagen: „Ach was! Da hätte sie die Gnädige doch überlistet . . .“ Als Mann von Zartgefühl kümmere ich mich um die Tiergartenvilla vorläufig nicht. Aber die Alte muß schwer reich gewesen sein, denn ein Direktor von der Ritterschaftsbank, der ich früher auch meine Zechinen anvertraut habe, pfiff mir eine halbe Stunde in den höchsten Tönen. Der Schlußrefrain: klotzig. „Wenn Sie nur nicht noch wegen Steuerhinterziehung drangekriegt werden, Herr Graf.“

208139

Auch die übrige Welt teilt dieſen blinden Glauben an mein Glück. Ich laſſe ſchon alle die Vermittler gar nicht vor, die mir Karoſſiers, Equipagen, Preisteckel anſchmieren wollen. Selbſt das Carénſche Familiengut iſt zu haben — billig, ganz billig. Sein zeitweiliger Beſitzer brennt mit Gemütsruhe kalt ab, die unglücklichen letzten Hypothekengläubiger wehren ſich jetzt aber mit allen vieren gegen eine übereilte Subhaſtation; ihnen ſcheine ich der lederne Rettungsball, an den ihre Hoffnungen ſich klammern. Ich bin jedoch noch keineswegs im klaren über den Gutskauf. Was ſoll ich mit dem arg verwirtſchafteten Ding, das, nebenbei geſagt, mein Urgroßvater für ein Butterbrot einem geächteten polniſchen Edeln zu Zeiten der famoſen erſten Teilung etwas wucheriſch abgenommen hat? Es zum Majorat machen, was mein Vater verſäumte? — Ich werde kaum je heiraten ... Vielleicht zahle ich doch den erhofften Liebhaberpreis. Dann habe ich wenigſtens eine Krähenhütte, nach der ich mich als müder Lebegreis zurückziehen kann, wenn die Gelder glücklich verjurt ſind ... Was weiß ich überhaupt von der Zukunft!

Am meiſten Spaß macht mir mein Wucherer — ein kleiner, kahlköpfiger Kerl aus Tirſchtiegel oder Birnbaum, der mit Händen und Füßen mauſchelt, aber ſein Halsabſchneiderhandwerk mit einem gewiſſen Idealismus betreibt. Der Kerl wittert Geld und iſt nicht los zu werden! Sitzt auf meinen Koffern, die ich noch nicht vollſtändig habe auspacken laſſen, zappelt mit den Beinen, Fußſpitzen nach innen, und will mir partout die unterſchiedlichen Zehntauſende jetzt für fünf Prozent aufdrängen, die ich ihm vor Monaten noch mit zweihundert verzinſt hätte und doch nicht bekam.

„Nehmen Se, Herr Graf, nehmen Se!“ Ich

ſeh' immer, wie die Zungenſpitze zwiſchen den gelben Zähnen tanzt. „Es iſt mer nur um de Ehre, wo ich doch ſchon gemacht habe 'n G'ſchäft mit dem Herrn Grafen, was nicht jeder gemacht hätte — nur um in Verbindung zu bleiben mit den Herren vom alten unbezweifelten Adel! 's ſind noch drei Wochen bis zur Teſtamentseröffnung . . . und der Herr Graf weiß noch nicht, ob ausbezahlt werden können ſofort die Intereſſen vom Kapital . . . Wollen Se, Herr Graf?" Und das immer mit der Hand in der Bruſt, aus der die ſchmierige Ecke ſeiner Brieftaſche guckt. Der Kneifer rutſcht dem Menſchenfreunde dabei bis auf die äußerſte Naſenkrümmung.

Aber ich bin kühl oder verhöhne ſeinen Eifer. „Lieber Herr Eliasſohn, wenn ich nun enterbt bin?"

„Der Herr Graf ſind nicht enterbt."

„Wenn ich's nun aber bin?"

Da fährt er ſich mit den Fingern wie mit einem Rechen durch den grauen Bart. „Gut! Seien der Herr Graf enterbt . . . Wie haißt enterbt? . . . Wozu ſollen Se enterbt ſein?" liſpelt er verächtlich.

„Ich habe bis zu meinem achtundzwanzigſten Jahre 1 800 000 Mark und einige Pfennige verbraucht, nicht etwa, um eine große Entdeckung zu machen, ſondern lediglich, um mich zu amüſieren. Das nennt der Juriſt unentſchuldbaren Leichtſinn, auf dem Kuratel oder Enterbung ſteht — je nachdem."

Eliasſohn ſteigt bedächtig von meinem Koffer und wühlt in den Hoſentaſchen. Schließlich macht er wühlend vor mir Halt. „Wollen der Herr Graf die Meinung hören von 'nem einfachen Geſchäftsmann? . . . Wenn's die verſtorbene Gräfin haben verantworten können vor ihrem Gewiſſen, zu enterben ſo 'nen Neffen, ſo wird ſie's doch nicht verantworten können vor dem Geſetz, vor dem wir ſind alle gleich. Der Herr Graf werden haben zur rechten

Zeit 'nen findigen Mann mit Geſetzeskenntnis, der wird überzeugen die Gerichte, daß der Herr Graf haben verbrauchen müſſen das Geld für 'nen patriotiſchen Zweck ... Laſſen Se bringen 'nen guten Geſchäftsmann 'ne ſchlechte Ware auf den Markt, da wird er nicht knauſern, damit er gleich hat Leute, die ſchreien, bis ſe blau ſind: ‚Die Ware iſt gut! — Die Ware iſt ſehr gut! — Die Ware iſt ausgezeichnet! — Kaufen Se!‘ — Und ſe kaufen ... Und wenn ein Diplomat, der ſoll vertreten ſpäter 'n Reich, wie das Deutſche eins iſt, das 'nen Mann hat wie den Bleichröder —, ſo muß er ſtudieren das Leben tief und hoch und lang und breit. Das Studium koſt't Geld, viel Geld! ... Das muß Ihnen zugeben jeder Amtsrichter, der gewartet hat zehn und mehr Jahre auf ſeine lumpigen neunhundert Thaler Gehalt. Dadurch ſind Se in de Gewohnheit gekommen, auszugeben viel und einzunehmen wenig. Aber gelernt haben Se dabei, Herr Graf ... Se haben's ... Se haben's! ... Iſt der Anwalt gut, ſo verlaſſen Se ſich auf mein Wort: das Teſtament hat 'nen Wert wie 'n Wechſel vom Strelow — Makulaturwert! Soll ich 's Formular ausfüllen über zwanzig oder dreißig zu fünf Perzent und ein Perzent Proviſion, weil ich 's Geld muß ziehen aus 'nem ganz ſicheren Geſchäft?“

„Ziehen Sie das Geld lieber nicht aus dem Geſchäft, Eliasſohn.“

Darauf rennt er im Zimmer auf und ab wie ein friſchgefangener Löwy im Zellengefängnis. Zuletzt ein raſcher Griff in die Bruſttaſche — ſchwupp! Da liegt ſein ſchmutziges Portefeuille vor mir auf dem Tiſch. „Nehmen Se's, Herr Graf, nehmen Se's ohne Sicherheit als ein Darlehen von Ihrem Freunde Eliasſohn, das Se können verzinſen, wie Se wollen. Ich weiß nicht, was drin iſt ...

Se ſollen nur nicht ſagen, daß 'n Geſchäftsmann wie ich wäre kleinlich gegen 'nen ſo großen Herrn.' Klettert dann wieder auf einen Koffer; dem alten Trödler iſt er behaglicher als ein Stuhl, weil ihn die Unordnung meines Zimmers anheimelt wie ſeine verfloſſene Althändlerbude in Schrimm oder Schroda.

Schließlich nehme ich auch zehntauſend Meter aus reinem Jux, und weil man nie ahnen kann, wie Haſe läuft. Nun will er aber noch wiſſen, ob meine Tante ungefaßte Steine oder Antiquitäten hinterlaſſen hat, und ob er für ſie höchſte Preiſe zahlen darf; da ſchiebe ich ihn glimpflich mit Schulterklopfen zur Thür hinaus. Durch den Thürritz guckt er noch zurück. „Wenn's ſein ſollte, wie der Herr Graf vermuten, ſo kann ich Ihnen empfehlen meinen Neffen, 'nen ſehr klugen, jungen Menſchen, der ſich niedergelaſſen hat als Anwalt am Alexanderplatz ... Es iſt mer nicht wegen meinem Geld — ſondern nur wegen dem Herrn Grafen."

Nu aber 'raus!

Dieſe authentiſche Auslegung meines Leichtſinns iſt nicht „ohne".

Wenn ich nur wirklich Lebensweisheit gekauft hätte! Mein Schädel iſt ſo leer, daß die dümmſten Gedanken mit dem Gepolter großer Wahrheiten drin herumkollern.

*

Es dämmert. Döſe ich noch länger, ſchlaf' ich ein. Wiederholen wir den Verſuch, einen Trauercylinder aufzuſetzen und ſpazieren zu bummeln. Ich hatte vor dem Todesfall immer das Schuljungengefühl, die Welt müßte mir nachher ſo feſtlich vorkommen, wie einem Quartaner beim Aufſtehen der erſte Weihnachtsfeiertag. — Wahrſcheinlich! Aber der Wilhelmsplatz liegt noch genau ſo dunſtig vornehm mit ſeinen ehernen Preußenhelden und ſeinen

klatschenden Dienstmädchen. Das häßliche Riesenkarree des Kaiserhofs, das ihn beherrscht, flammt nicht urplötzlich als Riesenfanal auf, sobald der aufgebackene Millionär aus der Thür der Dependance tritt; im Palais Borsig öffnen sich noch immer nicht die seit Jahrzehnten geschlossenen Jalousien zu meiner Ehre; Pleß daneben beantwortet mir noch immer nicht die geistreiche Frage, ob das wunderbare Pariser Schmiedeeisen seiner Portale eine geistvolle Fürstenlaune war oder das kleine, bizarre Ziegelchateau dahinter eine geistlose. Wenn ich die Wilhelmstraße hinabäuge: noch immer die verstaubt ernsten Ministerien, die grauen Prinzenschlösser, das bunte Banquierhaus und die anständige Langeweile der breiten, toten Avenue — nur von der Pickelhaube der Ehrenposten und dem hallenden Tritt des Kommißstiefels belebt. Am Ende der Straße freilich, Unter den Linden, beginnt die Menschheit zu wogen; verschwommen, gestaltlos zieht's vorüber, genau wie an jedem dämmerigen Sommerabend. Berlin hat sich über den armen Grafen Carén nicht sonderlich aufgeregt — über den reichen nicht sonderlicher. Die Millionenstädte haben kein Herz; die Parole heißt Nivellement für alle und jeden. Selbst die historischen Kolosse tauchen nieder im Strom. Ich schlendere gerade am Auswärtigen Amt vorüber. Es ist doch ein kahles, zopfiges Ding: Moder und Staub. Wird denn wirklich hier wie einst die Politik des Weltballs gemacht? Es heißt so. Die Ausländer, die nach der amerikanischen Kaiserstadt kommen, beglotzen es wohl noch — halb ehrfürchtiger Schauer, halb Verachtung. Der Koloß von Eisen befahl mal hier; jetzt ist er abgedankt. Aus einem andern Grunde interessiert die Fremden das Auswärtige Amt nicht mehr. Ich finde das nur natürlich — gerecht — nützlich . . . Schmeißt Bomben,

ſprengt mich ſelbſt in die Lüfte; ich werde mit niemand wetten, daß ich am höchſten fliege, aber ich werde ſehr hoch fliegen, denn ich bin ſehr leicht. Ich bin mit allem einverſtanden. Auf dieſer Erde herrſcht überhaupt eine wunderbare Logik. Niemand hat ſich von dieſer Wahrheit weniger überzeugt als ich, und niemandem iſt ſie einleuchtender. Vive le roi . . . Vive la révolution . . . Vive . . . Vive . . . Ich würde bei allem mitſchreien, was befohlen wird. Dem Klavier iſt es ja auch gleichgültig, wer ſeine Taſten ſchlägt. Ich wünſchte, das wäre teufliſche Ironie, und es iſt nur Thatſache. Fauſtiſches habe ich nicht an mir, aber der Greis wird trotzdem bald im Sand liegen, nachdem er dem Augenblick zugerufen hat: Verweile doch, du biſt ſo ſchön!

Zufrieden, mild! — Ja, liebe Wilhelmſtraße, ſieh dir den Louis Carén nur recht freundlich an, er paßt zu dir: lange diplomatiſche Noten, kurzer Inhalt und eine bebende Angſt vor großen Aufregungen, weil er die wirklich nicht mehr verträgt.

Bums! Da hätten wir glücklich vor Strußberg einen angerannt. Griff an den Hut — Augen geradeaus — wozu ſoll man die Leute bei dem dummen „Pardon!“ auch noch anſehen? Ein blauer Interimsrock ſchimmerte, ein Sporn klirrte — wenn der Mann was will, kann er ſich ja melden . . . Fühl' auch richtig einen Offiziershandſchuh auf meiner Schulter.

„Donnerwetter, Carén, uniformblind?“

„Verzeihung, Herr Oberſt.“ Ausgerechnet mein früherer Eskadronchef, hölliſch ſchneidiger Hund, der mich aber aus zwei ſehr verſchiedenen Gründen glimpflich behandelte: weil ich die Pferde ſchonte und die Kerls ſchund. Jetzt ſoll er in der Kondnite das bekannte S.S.S.S. = ſauft ſehr ſtark Schnaps

haben. Ich wünſchte, ich thät's auch, da thäte ich doch wenigſtens etwas!

Heute iſt er rieſig aufgekratzt, kehrt mit mir um, henkelt mich ein. „Mein aufrichtigſtes Beileid, lieber Carén ... Na, beinahe dreiundſiebzig Jahre, ſchönes Alter! Da iſt man ſchon abkömmlich ... Bißchen Geizdrache — was? ... Fuhr ja ein Paar Schinder — was Unglaubliches! ... Sind wir alſo wieder mal ganz oben, lieber Freund? Und wie lange wird's vorhalten? Fünf Jahre? ...“ Er kneift mich freundſchaftlich dabei in den Arm. „Nun ſeien Sie aber verſtändig! ... Machen Sie doch das Manöver beim Regiment mit!“

„Zum Rittmeiſter üben? Ein bißchen früh. Habe auch keine rechte Luſt.“

„Ja, weiß Gott! Sie ſind ſchon zehn Jahre Offizier! Für mich ſind Sie immer noch Fähnrich ... Wollen Sie die Linden mit lang bummeln?“

Mir iſt es ſo gleichgültig, an welchem Leitſeil und wohin ich geführt werde. Hat übrigens ein Falkenauge, der olle Oberſt. „Da kommt auch Ihr frühreifes Karlchen durchs Brandenburger Thor gewankt. Ein merkwürdiges Geſtell! Ich erinnere mich noch damals im Manöver — Sie wiſſen, als wir bis: Schrimm, da iſt's ſchlimm! — gehetzt wurden. Da lagen wir ja auch mit Infanterie zuſammen: wiſſen Sie noch, Regimentsadjutant Soda, gen. v. Seiden, den ſie ‚Excellenz‘ ſchimpften, weil er nicht reiten konnte. Höchſter Stolz von ihm, ſonſt in drei Jahren Kriegsakademie hier kein Zivil getragen zu haben. Lernt's ſpäter noch. Das ſind ſo die Leute, die den Furor adjutanticus todſicher bekommen ... Alſo in irgend einem Quartier jeuten wir. Serner war Fähnrich bei ‚Königin von Saba‘. Springt auf einmal auf. Ich ſage: ‚Wohin, Fähnrich?‘ — ‚Geld holen!‘ — ‚Das iſt recht.‘ — Nach fünf Minuten

wieder da. ‚Was haben Sie mitgebracht, Fähnrich?‘ — ‚Fünfzig Mark!‘ — Ein Heidenradau. Und der Bengel begriff nicht mal. Es ist nicht Geiz, sondern Naivität. Mit sieben Rittergütern fünfzig Mark! Ich bitte, einen Menschen zu grüßen . . . Da waren Sie, Carén, doch eine gröbere Nummer. Wenn ich noch denke, wie Sie den wundervollen Fuchs zu Schanden ritten . . . ein Jammer! . . . Trotzdem, schadet nichts. Wenn's darauf ankommt, nur keine Sentimentalitäten!“ Schon zieht Serner näher. „Sagen Sie mal, haben Sie auch was gehört? Er soll sich ja gegen eine bildschöne und schwer reiche Ausländerin verloben wollen?“

„Das kann stimmen, Herr Oberst.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Nun sehen Sie ihn sich genau an: ganz hübsch, bescheiden, macht ein Gesicht, als wenn er nicht bis drei zählen könnte — und kann's auch nicht. Was soll an dem ein Mädel anders heiraten als den Reichsgrafen?“

Ich kann nicht mal zustimmen, so gern ich möchte. Die Liebe hat hier thatsächlich Wunder gethan.

Der Oberst mochte ihn freilich nie. Murmelt auch noch was von einem Wutanfall, der Serner zum Abschied verholfen hätte. Ich glaube nicht recht daran. Karlchen hatte den Kommiß satt — konnte ja auch keine Schwadron über den Rinnstein führen . . . Mit dem Wutanfall, was könnte das eigentlich gewesen sein? Auf der Ritterakademie ulkte ihn allerdings Twesten wegen einer Familiengeschichte an, da ging er auf den mit dem Messer los wie ein wahnsinniger Sträfling . . . Ich muß mir doch mal überlegen, was das war.

Jetzt fehlt die Zeit. Serner deckelt bereits. Kurzer Aufenthalt, mit einigen Höflichkeiten gewürzt. Dann bekommt der Oberst kalte Füße und steuert auf ein Kasino los. Karlchen ist völlig verwandelt,

ſobald wir allein ſind: liebenswürdig, beinahe freundſchaftlich. Kommt eben von der Händelſtraße, teilt mir als Rieſenneuigkeit mit, daß Ethel nicht mehr gezeigt wird. Die hat ihre Sommerfriſche! „Haben Sie ſchon zu Abend gegeſſen, Carén?“

„Ja. Warum?“

„Kommen Sie mit zu mir.“

Ich habe keine Ahnung, wie ich zu der Ehre komme. Er wohnt Mohrenſtraße, ich Kaiſerhofdependance, alſo gegenſeitig faſt auf der Naſe — wir hätten das Vergnügen unſrer Geſellſchaft bei mir oder bei ihm jeden Abend haben können und haben es doch ſtets vorgezogen, allein zu ſein. Aber ich acceptiere die Einladung. Möchte doch ſehen, wie's bei Serner auf der Bude ausſieht. Vielleicht hat ſich die Grünäugige für ihn in Lebensgröße photographieren laſſen, oder er beſitzt ſie, als Meduſe friſiert, in Carraramarmor. Wundern ſollt' es mich nicht — und an ſchönen Frauenkörpern hatte ich immer ein gewiſſes äſthetiſches Wohlgefallen. Wir werden ja ſehen.

Unterwegs redet er unaufhörlich auf mich ein . . .

*

Aufregend ſind die gräflichen Appartements nicht. Vier Zimmer in einer Flucht (auch hierin war er ſparſam) — darüber das zurückgebliebene leichte Bouquet einer ruſſiſchen Zigarette. Es iſt ein Chambre garnie wie jedes andre, nur daß die Eichenmöbel ſeine eignen ſind. Erſt als das Glühlicht aufleuchtet und der Diener die cremefarbenen Stores an den Fenſtern zuſammenzieht, bekommt das Ganze ein Geſicht. Ein charakteriſtiſches? Auch das. Der ganze Serner liegt wie ein aufgeſchlagenes Buch vor mir . . . Er war immer pedantiſch, gewiſſenhaft, ſo auch in ſeinen Triumphen. Kein Glied fehlt in der ſtolzen Kette. An den Wänden, auf den

Etageren — Weiber, wieder Weiber, zarte Andenken, geſchmackvoll und geſchmacklos, wie es die Konfektioneuſennatur gerade gab. Viel Zeug — ich hätte mehr! Mir ein Muſeum daraus zuſammenzuſtellen, das fiel mir nie ein. Die Geſchichte der Thorheiten ſteht einem ja auf dem Geſichte — warum ſich ein Duplikat in der eignen Wohnung halten? Mich könnte es nur ärgern oder langweilen. Beim frühreifen Karlchen aber intereſſiert mich die Galerie. Ich gehe langſam vom einen zum andern, laſſe nichts aus; Karlchen geht mit, etwas gedrückt zwar — die Galerie paßt nicht mehr zu ſeinen Liebesgefühlen. Die Dame dort mit dem Reitcylinder und dem harten Auge — ſchlanke, chike Figur — zog ihm eins mit der Peitſche über und ging davon: getäuſchte Hoffnungen wegen eines Colliers. Die mit der ſchönen Schulter — breites, blaſſes Geſicht, direkt aus dem Sumpf — ſcheint ihn am längſten gefeſſelt zu haben: hier iſt ſie als Mondaine mit aufdringlicher Eleganz, dann als Novize im roſa Gazeröckchen, wie er ſie wohl im Pall-Mall-Keller entdeckte, zuletzt in einer Hängematte ausgeſtreckt, kokett lächelnd, mit fabelhaft gemeiner Feſſel . . . Es ſind ihrer ſo viele: jung und alt, Provinz und Ballett, und immer derſelbe Typus — leeres und hartes Geſicht zugleich. Sie wollten alle ausbeuten und kamen bei dem gewiſſenhaften Karlchen ſehr an den Unrechten. Wie viele mögen ihn geſchaßt haben, wie wenige er! Aber Serner läßt ſich auf keine Erklärungen ein, obgleich ich mich bei unbekannten Schönen umſehe und fragend auf die Fratze tippe. Antwort: Achſelzucken, hat vergeſſen. Natürlich gelogen: will nicht mehr kennen. Es thut ihm faſt leid, daß er mich mitgeſchleppt. Aber nun muß er mit durch alle vier Zimmer bis ins Schlafgemach mit dem Bett à la duchesse, deſſen Meſſingkugeln funkeln. Platz iſt hier an der Wand

noch genug, die Galerie hört aber plötzlich auf mit einem faden Geſicht.

„Wann haben Sie die zum letztenmal geſehen, Serner?“

„Vor vier Monaten.“

Kunſtſtück! So lange kennt er gerade Aſta Le Fort. — Wir ſchlendern zurück. Auf einem Nippestiſch feſſelt mich eine Photographie: die Saphirkönigin! — Serner war mal bei ihr heißer Favorit, aber mein Leichtſinn gewann das Rennen im Canter. Seitdem beehrt er die Glückliche mit ſeinem Haß; es iſt, glaube ich, das einzige Weib, das er haßt. Das heißt, der Haß gilt eigentlich mir. Wir hatten immer ſo eine freundſchaftliche Abneigung gegeneinander, von der beſonderen Art, die ſolche Freunde ganz unerwartet zu einer kühlen Auseinanderſetzung auf Leben und Tod treiben kann. Karlchen lächelt. ‚Du die Saphirkönigin — mir; ich die grünäugige Statue — dir!‘ Sind wir endlich ſo weit, Karlchen? . . .

Ich thu' ihm übrigens unrecht, er denkt freundſchaftlicher.

„Wollen Sie die Photographie, Carén?“

Ich ſetze das Bild behutſam wieder auf ſeinen Platz. „Danke wirklich.“

„Oder wollen Sie gleich die ganze Galerie?“

„Warum? Möchten Sie Schluß machen?“

„Ich dächte, Carén! Ich verbrenne morgen oder übermorgen den ganzen Krämpel. Das Zeug ekelt mich an, ich verſichere Sie, ekelt mich poſitiv an.“

„So? . . .“

Serner hatte vorhin ſeinem Diener einen Wink gegeben, jetzt ſteht der mit einer ſilbernen Tablette wartend im Salon — wird nach einer Ecke hin dirigiert.

„Haben Sie geerbt, Serner?“ frage ich verwundert.

„Das nicht! Aber ich möchte ganz gern mit Ihnen einen vernünftigen Becher Sekt trinken. Moët — Ihnen ist er doch nicht zu süß?“

„Ganz und gar nicht. Es ist ja der Le Fortsche Sekt.“

Karlchen räuspert sich und schweigt.

Da sitzen wir nun in einer gemütlichen Ecke. Heiße, trockene Luft, der Sekt perlt, meine Bismarck kohlt. Karlchen sieht mich zuweilen argwöhnisch an — er will was sagen. Wirklich kein übler Platz, mit türkischen Shawls drapiert, das Sofa weich, ich blinzele schläfrig. Von der Straße unten das ungewisse Tosen — so ein beruhigender Laut, bei dem man sich einbildet, es wäre um einen und in einem alles still, träumerisch. Vor mir steht eine bronzene Kartenschale. Ich ziehe gedankenlos Karten heraus, sehe sie an, schnippe sie wieder hinein — eine will nicht — muß! Serner guckt zu, ein rosiger Hauch erscheint an seinen Schläfen. Es ist albern, wenn ein Mann mit einem Monocle Tischkarten studiert und ein andrer Mann mit einem Monocle plötzlich dabei errötet. Merkwürdiger Zufall! Die Karte, die nicht heraus wollte, stammt von der ersten Gesellschaft bei Le Forts ... Und mit dieser Karte in der Hand fange ich an zu dösen. Es war doch eigentlich ein mäßiges Debüt für Madame wie für mich. Lange ist's auch her, sehr lange. Ein ganzer Berliner Sommer liegt dazwischen, inhaltlos, schwül — daher die Länge ... Ich bin wohl anders geworden, sonst säß' ich nicht hier. Und das Mädel? Auch 'ne hohle Nuß. Asta ist die einzige, die mir nicht kondoliert hat. Ich werde höflicher sein und ihr von Herzen gratulieren. Warum soll sie auch den Serner nicht heiraten? Er will ja alle seine Erinnerungen verbrennen ... Ob sie ihn liebt? Als wenn das zur Ehe gehörte! Werde ich vielleicht aus Liebe

freien? ... Rätſelhaftes Geſchöpf! Allen hätte ich die kluge Berechnung zugetraut — dir nicht. Mußte dein königlicher Nacken lügen? ... Oder iſt es das große, königliche Mitleid, dem du dich opferſt? Oder willſt du dich betäuben durch dieſen Sprung in das Alltägliche? ... Ich möchte gern gerecht ſein. Du ſpringſt, weil du willſt, du ſpringſt, weil du mußt, ſpringe denn in Gottes Namen! Und wenn auch jetzt im Augenblick dein tiefgrünes Auge wie damals durch das Roſengewirr mich anblitzt, und wenn es auch ſchwermütig fragt wie im Walde von Klein-Machnow, und wenn es mich auch flieht wie vor den vertrockneten Roſen der Potsdamerſtraße — ich verſtehe es nicht, ich habe das Leſen in Frauenaugen verlernt. Bin ich alt? ... Schickſal, ich frage dich zum letztenmal: Wann kommt der Orkan?

Karlchen äugt den Träumer an. Ein hübſcher Karton iſt es in der That, den ich da unſchlüſſig halte: zwei Rokokoherrſchaften, die ſich graziös verneigen. Eine Männerhand hat mit Bleiſtift etwas darunter gekritzelt. Ich entziffere mühſam: A. v. S. — daher alſo das Erröten! Die Sünde eines verliebten Quartaners. Karlchen, Karlchen! ... Ich ſehe auf. Serner lächelt verlegen... „Sie gezeichnet?“

„Ich.“

„Darf man gratulieren?“

„Beinah, aber noch nicht ganz.“ Und er drückt die Hand, die ich ihm läſſig über den Tiſch weg reiche. Was er doch für 'nen lebhaften Puls hat, meinen fühlt er nicht.

„Na, nun beichten Sie mal, Serner!“

„Es wird Sie langweilen, Carén.“

„Wenn Sie nicht wollen ...“ Und ich nehme die Karte wieder auf.

„Sie mokieren ſich nicht, Carén?“

„Ich habe kein Recht dazu.“

Da ſchwindet das letzte Mißtrauen. „Ich habe Sie eigentlich deswegen gebeten, heute mein Goſt zu ſein, Carén, weil ich mich gerade Ihnen gegenüber gern ausſprechen möchte ... Alſo ... daß ich für die Dame von Anfang an viel übrig hatte, wiſſen Sie ... daß ich Sie in dem Hauſe nicht gerade gern geſehen habe, wiſſen Sie auch ... lieber Carén, das war menſchlich! ... Der angenehmſte Rivale ſind Sie nie geweſen. Und das eine Mal ..."

„Handelte es ſich um die ſogenannte Gräfin Lagrange," unterbreche ich.

„Trotzdem ... Sie ſtanden ſtets in dem Ruf, andern die Weiber abzujagen, koſte es, was es wolle."

„Sie ſehen den Erfolg, Serner."

„Ja, eben — weil ich wußte, daß Sie übel daran waren, hatte ich Angſt vor Ihnen — geſtehe — ehrlich — Angſt! Ein reiches und ſchönes Mädel konnten Sie ſehr gut brauchen."

„Habe ich etwa Anſtalten gemacht, Sie aus dem Sattel zu heben, Serner? ... Wenn ich gewollt hätte, wirklich gewollt hätte ..."

„Das war mir eben das Unheimliche. Sie kamen, gingen, thaten nichts. Aber ich habe nicht umſonſt gegen Sie ein Rennen geritten, nicht umſonſt dabei eine faſt lächerliche Rolle geſpielt. Sie konnten uns allen damals vom Start weg einfach davonlaufen — das war Ihnen zu gewöhnlich — Sie wollten uns nur lieber hart an der Lunte haben, wie der Fuchs die Meute, und ganz zuletzt, gelaſſen als erſter durchs Ziel gehen. Die Spielerei koſtete Ihnen ein Pferd, das eine Wellgunde zu werden verſprach. Sie wollten früher immer alles im Finiſh machen, darum habe ich Ihnen auch hier mißtraut wie meinem ärgſten Feinde. Jetzt glaube ich Ihnen ohne Verſicherung, daß Sie bei Aſta nichts beab=

sichtigt haben, obgleich ich Sie nicht ganz verstehe. Heute würde es auch zu spät sein — ich bin nämlich des Jaworts sicher."

„Haben Sie's?"

„Noch nicht offiziell ... Ich hätte es vielleicht schon weit früher haben können — aber Sie kennen mich: immer ein bißchen ängstlich und in dem Falle, wo mir alles daran lag, doppelt. Sehen Sie, Asta ist ein sonderbares Ding, viel ungleichmäßiger, als sie scheint. Ich habe Höllenqualen durchgemacht. Immer auf dem qui vive: jetzt erklärst du dich! — und dann sieht sie mich an mit ihren grünen Augen: unmöglich! ... Sie haben's selbst manchmal gemerkt, Carén ... Ich weiß auch noch heute nicht, ob sie mich eigentlich liebt, ich weiß nur, daß mir plötzlich die grünen Augen ja sagten, ohne daß ich eigentlich fragte. Mag sie mich nun nehmen, als was sie will: als Reichsgrafen, als Majoratsherrn, als mich selbst — sie macht mich fabelhaft glücklich. Um gewissen Falschdeutungen vorzubeugen, sage ich Ihnen das jetzt, und weil ich mich meines Mißtrauens doch etwas schäme ..."

„Und die Alte? Sie interessiert mich naturgemäß dabei."

Karlchen atmet schwer. „Die Schwiegermutter will mir nicht recht in den Kram passen, nicht etwa, weil sie Le Fort heißt und die Frau eines Börsianers ist. Aber weiß der Teufel, was sie gegen mich hat — am Ende bin ich doch selbst in unsern Kreisen eine beste Partie — ich wette, sie versucht, mir noch in der letzten Minute einen Possen zu spielen. Glücklicherweise kann sie es nicht. Denn was Asta will, geschieht."

„Dann also prosit, Serner!"

„Prosit!" Karlchen gießt seinen Becher mit Todesverachtung hinunter, mir rutscht der Moët nicht

recht, ſo daß ich abſetzen muß. Nicht etwa aus Rührung — ich weiß nur nicht, was mit mir los iſt. Dieſer Ausgang hat eigentlich für mich etwas Befriedigendes. Ich bin wieder mal an die Seite geſchoben, überflüſſig. Es thut mir nicht weh — ich finde es ſo ſelbſtverſtändlich, natürlich ... Was ich mir gern vorſtellen möchte — wie ſich die beiden wirklich abknutſchen —, bringe ich nicht fertig.

Warum bleibe ich eigentlich noch in der gemütlichen Ecke ſitzen? Weil Serner den Beichtkoller hat und mich nicht weglaſſen will — oder weil ich mir langſam klarmachen möchte, daß die beiden ſich verdienen, daß ich ſehr weiſe prophezeit habe? ...

Wenn doch an mir auch ſolche Wunder geſchähen! Ich muß mir den Mann immer anſehen. Das macht alſo aus unſereinem die Liebe! Sie ſchärft ſogar den Verſtand, raſiert die Vorurteile. Karlchen darf mir freundlich die Achſel klopfen und lächelnd ſagen: „Ja, ja, die dummen Standesideen haben wir nicht mehr ... Neunzehntes Jahrhundert! ... Wir brauchen friſches Blut in unſern alten Familien — wird ſchon hölliſch dünne. Merk's an mir ... Machen Sie mir's nach, Carén! Aber Sie waren ja immer der Blaublütigere. Unter einer Gräfin — undenkbar. Ich ſage Ihnen, alter Freund, es geht! ... Hören Sie mal, hätten Sie nicht Luſt, mein Schwager zu werden? Ethel iſt ſo hübſch wie Aſta, nur ganz anders — Sie nehmen mir doch den Scherz nicht krumm? Ich hatte nämlich eine bebende Angſt vor dem Schnapsonkel! Wer mag aber der Kleinen dieſe infame Taktik angegeben haben? Ich glaube immer, die Alte war's ... Eine bodenloſe Gemeinheit! Wenn wir erſt miteinander warm geworden ſind, wir zwei beide, geig' ich's ihr auch ...“ Karlchen Serner mit der blechernen Stimme ſagt das — er ſagt noch viel

Anſtändigeres, viel Weiſeres. Die Liebe gab ihm den Funken, mit deſſen Hilfe das Räderwerk ſeines Geiſtes ſo emſig ſchnurrt, als hätte es nie ſtillgeſtanden; derſelbe Funke, der Jaromirs leicht erregtes Gehirn total verbrannte. Früher hätte ich bei ſolcher Auseinanderſetzung verächtlich geknurrt: ‚Das Tier, der Serner, wird plump vertraulich.‘ Jetzt ſage ich bloß: ‚Du haſt recht, ganz recht, du Auferſtandener‘ ... Warum mußte nur gerade die grünäugige Aſta das Wunder thun?

Und plötzlich muß ich laut auflachen, daß Karlchen, der in langen, bedächtigen Schritten das Zimmer mißt, mißtrauiſch wird, ſchweigt. Ich lachte doch nur über Louis Carén! Es bedarf vieler Verſicherungen, bis ich Serner wieder vertraulich habe. Er ſoll noch mehr von ſich erzählen, von der Zukunft, von dem Glück überhaupt, das er in einem Rokokoſalon fand, und das ich zeitlebens vergebens auf der Straße oder im Monde ſuchen werde. Ach, er malt ſich alles ſo hübſch aus: im Winter werden ſie zwei Weltreiſende ſein, im Sommer patriarchaliſche Gutsherrſchaft ſpielen. Vom Majoratserben ſpricht er nicht, aber er ſieht ihn im Geiſte deutlich — die Gräflichkeit vom Vater, die Schönheit von der Mutter. Er iſt ſchon weit vorausgeeilt mit ſeinen Gedanken, während ich mir immer noch nicht vorſtellen kann, wie ſich die beiden küſſen. Ich möchte es wohl ſehen, weil glückliche Menſchen in dem Trupp der Mißvergnügten und Blaſierten doch was andres ſind, ſelbſt wenn ſie Sernerſche Vogelaugen haben. Ich möchte die Liebesſcene aber doch nicht ſehen! ...

Serner erzählt; er könnte noch Stunden erzählen. Mich ſchläfert das Glück ein. Ich möchte am liebſten gar nicht mehr aufſtehen, ſo gemütlich iſt's mir bei Serner ... Wenn ich ihn bitten würde, auf einer Chaiſelongue „pennen“ zu dürfen wie ein betrunkener

Student? Der Gedanke kam mir wirklich. Endlich reiße ich mich zuſammen. Einmal muß doch geſchieden ſein! Er begleitet mich bis zur Hausthür unten, weil er ein viel zu dicker Freund von mir iſt, um das dem Bedienten zu überlaſſen. Er hat ſogar noch etwas auf dem Herzen: will erklären, warum er mir ſeine Hilfe nicht angeboten hätte, während ich noch „unter dem Schlitten“ war ... „Ich wagte es nicht recht, Carén. Sie konnten empfindlich werden. Aber wenn Sie vielleicht jetzt wünſchen ... Es iſt ja nur eine Form ... Sie ſind durch den glücklichen Todesfall nun wieder ganz oben.“

Und ich habe die Erwiderung ſchon auf der Zunge: ‚Es iſt ja nur Form ... aber geben Sie mir fünf Groſchen, bloß damit Sie überzeugt ſind, ich hatte und habe nichts gegen Sie.‘ Doch irgend etwas lähmt mir die Sprache. Ein guter oder ein böſer Geiſt flüſtert mir zu: Wart ab, bis ſie ſich küſſen! ...

Ich habe die Aſta ja in Grund und Boden verderben wollen aus Liebe zu mir. Das fällt mir jetzt unvermittelt ein. Welch lächerlicher Vorſatz! Er war lange vergeſſen, und ich ging doch regelmäßig in dies Haus, in dem ich ſonſt nichts zu ſuchen hatte ... Louis, wenn dich die Greiſenmilde doch belügt?

*

Auf der Straße natürlich: Adieu, Müdigkeit! Ich kenne das in Berlin. Zwar iſt's ſpät, die Gaſſen leer, aber die Friedrichſtraße winkt. Und wenn's nur die paar hellerleuchteten Zigarrengeſchäfte ſind und die Streichholzweiber, die wie Poſten regelmäßig auf und ab ſchleichen — es iſt nun einmal die Weltſtadt, die anregt. Was mir von Elend vorwinſelt, findet heute meine Hand geſchloſſen. Arme Teufel ſind gutmütig. Millionäre haben's nicht nötig. Ich möchte noch nach der „Hütte“

bummeln, ein Pilſener auf den Schrecken ſetzen. Ich thu' es nicht.

Plötzlich keucht etwas hinter mir, atemlos — das flüchtige Gleiten eines leichtbeſchuhten Frauenfußes, das Kniſtern eines Seidenrockes. Ich will mich umdrehen. Da ſchiebt ſich auch ſchon ein Arm in den meinen ... „Herr Graf!“ ... Ein junges, verſchminktes, fieberndes Geſicht, graublaue Augen, vor Todesangſt ganz leer ... „Herr Graf, retten Sie mich!“ In demſelben Moment eine Männerſtimme, markiert, leiſe: „Polizei!“

Da läßt das Mädchen mich los, ſtürzt über den Fahrdamm, wo drüben die Droſchken zweiter ſtehen und die alten Kutſcher in ihren Mänteln duſeln: „Kutſcher, fahren Sie mich nach Haus, fahren Sie mich nach Haus!“ ſchreit ſie gellend. Einer zuckt auch ſchlaftrunken mit der Leine. Doch beim dritten Sprunge mitten auf der Straße hat ſie mein Mann in Zivil von hinten um die Taille mit beiden Armen gepackt. Sie wehrt ſich, will ſich losreißen — ein ſchlanker, kraftloſer Körper. Wie ſie die Fußſpitzen aufſtemmt, erkenne ich ſie an einer eigentümlichen Bewegung des Knöchels: unſre Ballettfee aus Serners Séparé damals. — Ein ſcharfer Pfiff. Der Poliziſt packt ſie feſter, die Pfeife zwiſchen den Zähnen — noch ein Pfiff, langgezogen, ſchrillend. Da will ſie zurück aufs Trottoir, wo ich noch unthätig ſtehe. „Herr Graf, retten Sie mich!“ — Was geht's mich an, was die heilige Hermandad mit ihr abzumachen hat! Die Dame wird einen Kavalier bemauſt haben. Reif für den Alexanderplatz iſt ſie ſchon lange. Aber der ſchrille Pfiff, das helle Geſchrei gehen einem durch und durch. Der Geheimpoliziſt hat die Straße mobil gemacht. Vom Café National her ſtumpfblinkende Schutzmannshelme, klappernde Lederſcheiden — die bewaffnete

Macht hat's eilig. Einer faßt Serners Freundin auch gleich untern Arm, ein andrer beruhigt: „Man ſachte, du! . . . Komm, komm, Kleine, mach keine Dummheiten, wir packen dich in die Droſchke . . .“ Und während ſie noch ſchreit und ſich windet, hat ein Kutſcher ſeinen Weißbierſchädel endlich gefechtsklar gemacht. Tapp — tapp — der Kaſten quietſcht heran, ſie ſchieben das Geſchöpf hinein in die Thür, das Pferd ſieht ſich auch neugierig um. Dann rattert der Kaſten ab. Durch die Droſchkenwände zittert noch das ſinnlos-gellende: „Kutſcher, fahren Sie mich nach Haus! — Herr Graf, retten Sie mich!“ bis es in einem röchelnden Laut erſtirbt . . . Wieder mal ein Menſchenſchickſal beſiegelt . . . Die Polizei hat recht. Ich rege mich wohl eines Ziehhundes wegen auf — nicht wegen eines Menſchen. Aber den Bierappetit verliert man.

Zum Heil kommt ein Kehrwagen bedächtig daher. Ich bleibe ihm zur Seite. Es hat ſo was fabelhaft Charakteriſtiſches, wenn der feine Staub unter der knarrenden Bürſte aufwirbelt, im Laternenlicht rötlich glänzt und das loſe Eiſen des alten Schimmels vorne gleichmäßig dazu klappt. Man wird von den fade riechenden Atomen umwogt, eingehüllt. Weltſtadtſchmutz — man hat ihn nötig wie das Leben. Der Fuhrmann ſitzt zuſammengekauert, die Peitſche nickt . . . Bis zur Mauerſtraße begleite ich das Gefährt. Dann grüßt der Kaiſerhof. „Adieu, Kehrwagen, wann kehrſt du mich aus?“ Und ich dreh' mich noch mal um. Die rötliche Wolke wirbelt, die Peitſche nickt, das Eiſen klappt . . . Zuletzt verſchwimmt's wie ein Phantom. Nur der fade Schmutzgeruch bleibt. Warum ſchimpfe ich nicht über die zudringlichen Miasmen? — Ich bin heute ſo milde, ſo milde . . .

Sollte ich doch Anlagen zur Tugend haben?

Die Tugend ist langweilig — und das bin ich auch.

Zu Hause angekommen, in der geflissentlichen Unordnung meines Wohnzimmers, sehe ich mir neugierig das Tugendgesicht auf seine Heilsarmeequalität an. Louis, Louis, wenn's innen aussieht wie auf dem Gesicht! Da ist nämlich nichts von Güte. Carénsche Eigenart bis zur Häßlichkeit scharf: der maßlos hochmütige Zug um den Mund herrscht. Seit wann hast du auch das Erbteil angetreten? Und die warmen Augen deiner Mutter? Nicht mehr vorhanden. Das sind ruhige, kalte Augen, die nicht zucken werden, selbst wenn der kühl-entschlossene Kopf ein Verbrechen befehlen sollte. Ich ahne nicht, was er jemals befehlen wird, aber ich weiß, daß ihm das Herz keine weichmütigen Aenderungen macht.

Der Schuljunge Carén ist so erschrecklich lange artig gewesen, daß ihm diese Artigkeit selbst zu denken giebt. Dem Schuljungen steht eine kalte Teufelei auf dem Gesichte geschrieben ... Irre ich mich?

Viertes Kapitel.

Ich irre mich nicht!

An meiner Knipskrankheit hat der Tod nichts geändert. Dreimal mindestens wöchentlich wird früh morgens gen Köpenick gedampft, ob's regnet oder schneit. Heute hat mich der scharfe Knall besonders erfrischt. Es ist elf Uhr. Um den Lunchappetit zu stärken, könnte ich eine Stunde die Spree entlang bummeln. Es ist meilenweite Forst, die von den Müggelbergen imponierend heranzieht, den Fluß begleitet bis fast nach Berlin. Bei Köpenick heißt sie Wuhlheide, nach dem trägen, schilfigen Rinnsal, das verborgen-stumm sich bis zur Spree schlängelt. Geweihte Rothirsche sollen hier noch in den Dickungen schreien, und der heimtückische Wilddiebsschuß hallt allnächtlich durch die Baumkronen. Also ein poetischer Wald! Früh am Tage ist er ohne lichtscheue Gestalten, die kreuzenden breiten Chausseen sind von Bierwagen belebt und ehrlichen Arbeitern, zuweilen lugt auf den Schneisen eine forstgrüne Uniform. Heute ist Sirokkoluft — trübe, regengesättigt, schwül. Ich liebe es, wenn die schweren Wolken langsam die Kiefernwipfel langziehen und über die Schonungen feuchtwarmer Dunst wallt. Die Atmosphäre verschlingt mürrisch jeden Laut. Aber auf dem dürren, gelben Sandboden sprießt's. Der mageren Heide thut die

Treibhausluft wohl; die Stämmchen recken ſich, und was ſonſt die Sonne verbrennt, bewuchert geſchäftig graues Moos. Ich bin ſchon lange gebummelt; mir iſt heiß. Zwiſchen hohen Stämmen ſieht ein weißes Haus hervor, dahinter gleißt verſchwiegen die Spree. Der Oſten iſt die Weißbierheimat, und ich denke an eine „kühle Blonde", die mir inkognito ſehr munden ſoll. Hoffentlich iſt es eine Kneipe. Ich ſchleiche um das Holzſtaket des Gartens herum, den Eingang zu erſpähen. Plötzlich dumpfer Anſchlag, dem wütendes Gekläff folgt. Einen undefinierbaren Köter — Mops-Pudel-Dachs — reizen meine gräflichen Waden. Als Begrüßung ein Hieb mit dem Stock. Antwort wildes Geheul — habe ihn erſt recht ſcharf gemacht — er will jetzt in langen Sprüngen höher hinauf an die Kehle. Die große, plumpe Beſtie wird mich umwerfen und gurgeln. Nach jemand rufen, wäre verſtändig, jedoch feige. Kämpfen wir weiter! Das Tier raſt blutdürſtig. Jetzt ein kurzer Ruf: „Tiny!" Aufknurrend voltigiert der Höllenhund mit einem Satz über den Zaun. Ich gedenke die Pauſe zu maßvoller Flucht zu benutzen — es iſt doch wohl eine ſogenannte Villa. Eine Hinterthür quietſcht, und neben einem Herrn mit Schlapphut erſcheint mein ſchwarzer Peiniger, ſchuldbewußt wedelnd, außerhalb der Umfriedung.

„Haſt du wieder einen anſtändigen Herrn nicht zufrieden gelaſſen? Du!" Tiny duckt ſich und ſchielt nach mir. Die Stimme ſollte ich übrigens kennen. Der ſchwarze Schlapphut wird gleich darauf höflich gezogen. Ein vornehmer, weißer Kopf. „Ich bitte um Verzeihung, mein Herr!" — Das ſehr freundlich ... „Wenn ich nicht irre, Graf Carén?" — Dies kühler.

Ich erinnere mich an Augenblicksbekanntſchaften ſonſt nie — an dieſe leider ſofort. Der fabelhafte

Onkel. Unter indiſcher Sonne ſcheint wahlloſe Gaſtfreundſchaft zu gedeihen. Ich muß mit ins Haus. Tiny leckt mir heimlich die Hand ... Ich habe aber gegen Mann und Hund ein Vorurteil. Darum gebe ich dem Hunde einen Klaps und ſehe verbindlich lächelnd auf den Mann.

In dieſer mäßigen Oberſpreevilla frühſtückt man um dieſe Zeit. „Man" iſt Herr Liſter und ſein Hund und ſehr überflüſſigerweiſe noch ich. Kalte Küche, jedoch vorzüglich gekühlter Moſel und ſo ein warmer Schimmer von Junggeſellengemütlichkeit, dem ich wahrſcheinlich unterlag. Dieſes Frühſtück hat mit meinem Schickſal ſehr viel und ſehr wenig zu thun ...

Während ich dies ſchreibe, ohne einen Schatten von Sentimentalität, aber verwundert, weil ſich mein Geſchick mal wieder ſo albern ſprunghaft, ungeahnt entwickelt, frage ich mich doch: War es denn nötig, daß dich der Fixköter ankläffte, daß dich ſein Herr gewiſſermaßen zur Buße dafür zum Frühſtück einlud? Ich bedaure nichts. Vielleicht mußte es ſo kommen. Der Steinadler, der aufflatternd die winzige Flocke Firnſchnee löſt, die als Lawine niederdonnernd den Weiler zermalmt, begräbt, erfüllt wahrſcheinlich auch ahnungslos ein Stück unwandelbarer Vorſehung. Der Steinadler bedauert nichts; der Höllenhund hier ebenſowenig.

Das Frühſtück könnte in zwanzig Minuten beendet ſein, denn es giebt wenig und keine Delikateſſen. Aber dem Manne mit dem Schlapphut genügt's nicht, mir Hunger und Durſt zu ſtillen, er will auch höflich beweiſen, daß unſre gegenſeitige Abneigung falſch iſt, unberechtigt. In Bezug auf mich gebe ich das zu. Er iſt ein ſo eigenartiger, ja faſcinierender Menſch, daß ich die Vorliebe der grünäugigen Aſta mit ſtummer Verbeugung anerkenne. Er iſt ein

guter Menſch. Und ſo wenig ich die Sorte liebe, in der ſich zu einem Atom Güte die Rieſenportion Dummheit miſcht, ſo ſehr imponiert mir dieſe Spezies, die nur wenige Vertreter haben kann. Für mich iſt er jedenfalls der erſte: ein außerordentlich guter und außerordentlich kluger Menſch. Ich mag mich täuſchen, die Faſſung für den Stein nehmen. Dennoch eine angenehme Täuſchung. Ich fühle mich nach den erſten fünf Minuten in dieſer Villa zu Hauſe, ich fühle nach den erſten fünf Minuten, daß ich zu dem Manne aufſehen muß. Und die wunderbare Feinfühligkeit dieſes Menſchen erkennt das ſofort, ſieht mich durch — und hat mich gern. Letzteres iſt mir ein Rätſel. Er hat ſo viel geſehen und iſt beſcheiden; er hat ſo viel gedacht und drängt's nicht auf. Wie er es gemacht hat, weiß ich nicht, aber er hat mich poſitiv bezaubert. Ich möchte unſre Unterhaltung nicht wiedergeben, überhaupt den Eindruck nicht vertiefen. Wir haben uns geſehen und ſehen uns nach dem, was vorgefallen, kaum je wieder.

Als ich mich nach einer genußreichen Stunde raſch verabſchieden wollte, warum ließ Herr Liſter das nicht zu — warum führte er mich noch zur Terraſſe, den Blick auf die waldgerahmte, ruhig fließende Spree zu begutachten — warum vergeudete er noch Zeit, mir eine Maréchal Niel abzuſchneiden und zuletzt entſchuldigend zu ſagen: „Komm, Tiny, gieb dem Herrn die ſchwarze Pfote! Mehr kannſt du zur Satisfaktion nicht thun, mein Hund“ ...? Ich klopfe den Köter. Sein Herr nickt befriedigt. „Um ſeine Abneigung zu verſtehen, müſſen Sie ſeine Geſchichte kennen, Herr Graf. Er iſt nämlich ſein Lebtag unter einem grünen Seiltänzerwagen angebunden geweſen und kannte, bevor ich ihn kaufte, nur das Lumpengeſindel und den Hunger. Die

Erinnerung hat er ſich bewahrt. Wenn elegant gekleidete Menſchen zu mir wollen, raſt er — die verkommenſten Strolche wedelt er an. Können wir Menſchen unſre Jugenderfahrungen, ob ſchlecht oder gut, vergeſſen?" Herr Liſter hat recht. Die Ariſtokratie beugt ſich herab, mit der Plebs ihren endgültigen Frieden zu machen ... Der ganze Abſchied dauerte höchſtens zehn Minuten — aber ſicher eine zu viel oder zu wenig. Denn dieſe eine Minute entſcheidet, lächerlich genug, ein Menſchenſchickſal und noch mehr.

An der nächſten Landungsſtelle erwiſche ich einen Dampfer. Ich verkrieche mich in die Kajüte, weil ich da allein bin. Wenn man ſo was ganz, ganz andres von Menſchen als das Alltägliche kennen gelernt hat, will man der Erinnerung nachhängen. Dabei fällt mir ein, daß der Name Le Fort zwiſchen uns überhaupt nicht genannt wurde, obgleich er unſre erſte, feindliche Bekanntſchaft vermittelte. Wir beide ſcheinen in letzter Zeit an den Trägern dieſes Namens wenig Freude erlebt zu haben.

*

Jannowitzbrücke! Ich ſteige aus. An einer Straßenecke ſtreift mich Döſenden faſt eine Gabeldeichſel an der Bruſt. Elegantes Gig — ſchäumender Traber — ein Offizier kutſchiert, während auf dem Rückſitz der Diener ſchaukelt. Dies verwünſchte Jagen in Verkehrsſtraßen! Wär's ein Bierkutſcher, könnte er paſſieren; doch anſtändige Leute ſollen vorſchriftsmäßig fahren.

„Himmeldonnerwetter, ſehen Sie ſich vor!" ruf' ich dem Gefährt nach.

Der Offizier ſieht ſich um, pariert ſofort. „Naa... naa ... mach mir nur nicht meinen Gaul ſcheu, Louis Carén!"

Das iſt ulkig. Tweſten, mein alter Pennal- und

Kriegsſchulkamerad. Wir drücken uns gerührt die Hand. „Wie geht's ſonſt, Georg?“

„Gut, gut!“ antwortet er eilig. „Nu aber fix heraufgeklettert! . . . Der Fuchs ſteht nicht . . . Los, los! . . .“

„Wohin denn?“

„Das erzähl' ich dir beim Fahren.“ Tweſten rückt zur Seite, ich ſpringe zu ihm hinauf. Der Gaul trabt weiter, fabelhaft ausgiebig, der Schritt weit, federnd wie ein Galoppſprung.

„Willſt du mich nach dem Schleſiſchen Buſch bringen und da abwürgen?“ frage ich lachend.

„Weil die Olle nun glücklich tot iſt und du infolgedeſſen ſehr ſchwer? . . . Nein, nein. Ueberlege lieber, was mich plötzlich nach Berlin führen kann?“

„Rennen?“

„Allerdings. Du lebſt wohl überhaupt nicht mehr mit, daß du das Beſte vergißt? Zum Rennen wirſt du geſchleift . . . Aufgepaßt!“ Ein Arbeiter ſpringt auf den Straßendamm und ſchimpft. Es iſt auch keine Gegend für Orlofftraber und Grafen. Lange, trübſelige Straßen mit ſchmierigen Kellerläden und johlenden Bengels . . . „Ich komme direkt vom Souper,“ trällert Tweſten greulich falſch. „Das heißt, direkt aus dem Speiſewagen eines Harmonikazuges — Nacht durchgefahren. Buchen hat ſich geſtern das Bein gebrochen. Gemein. Die Knochenſplitter ſollen ihm durch den Reiterſtiefel geguckt haben, wenn er in ſeinem Telegramm nicht gelogen hat. Gaul wohl . . .“ Plötzlich unterbricht er ſich wieder. „Schockſchwerebrett, daß einem die Lümmels immer vor dem Pferde herumtanzen! Du haſt noch gerade einen abgekriegt, mein Junge . . . Ich muß nämlich in einer knappen Stunde umgezogen und gewogen ſein, aufgeſattelt haben, Louis . . . Ich hätte dich vom Rennplatz antelephoniert, um mit dir den Abend

zuſammen zu ſein. Eher unmöglich. Geſtern um Mitternacht kriege ich Buchens Wiſch. Ich konnte ihn auch nicht in der Patſche ſitzen laſſen. Es iſt zwar nur ein Troſtrennen . . . Frag mich um Gottes willen nicht, was für einen Schinder ich kaput reiten ſoll! Ein einziges Mal flüchtig vor Jahren geſehen: für die Flachbahn nicht ſchnell genug, als Steepler unbrauchbar, am Doppelrick regelmäßig refus — darum zum ſchlechten Hürdenpferd degradiert . . . Du ſollſt den Gaul im übrigen ſelbſt taxieren, dazu wirſt du mitgenommen."

„Menſchenkind, ich habe ſeit Jahrzehnten in keinem Sattel mehr geſeſſen."

Er will das nicht wahr haben. „Nur keine diplomatiſchen Blaſiertheiten! Du haſt doch nie eine Remonte gedrückt trotz deiner fünfundſiebzig Kilo, das ſteht Numero bombenfeſt. Teſtorff opponierte neulich in Frankfurt dagegen und behauptete, du hätteſt weiter nichts als eine ſo böſe Schnauze, daß alle Bekannte dich vorſichtig mieden. Reiten hätteſt du nie können. Der ſcheinheilige Hund! Darauf hab' ich ihm natürlich die Wahrheit gegeigt. ‚Teſtorff,' ſage ich, ‚bei Ihnen wird jedes Pferd nach einem halben Jahre loſe vorn. Das liegt immer am Reiter. Und Ihren Freunden ſagen Sie doch auch gerade genug Gemeinheiten nach . . .' Nannte mich beim Abſchied dann beinahe: Herr Graf."

„Er muß auf Reputation halten, Georg, weil ſein Schwiegervater eine Dampfmöbeltiſchlerei gehabt haben ſoll," begütige ich.

„Scheint mir auch ſo . . . Iſt übrigens das frühreife Karlchen noch auf ſeinen Gütern?"

„Ueberhaupt nicht weg geweſen."

„Ihr beide, du und Serner, allein hier geblieben? In dem Schwitzbade? Wollt ihr euch denn auf eure alten Tage noch zu Rennen trainieren? . . .

So was hat nun die Freiheit und benutzt sie nicht! Ihr verdientet, an den Beinen aufgehängt zu werden — wenn nicht irgend etwas dahinter steckt. Die Gräfin Lagrange kann's nicht sein. Sie scheint jetzt die Rennplätze abzugrasen. Wenigstens sah ich sie voriges Jahr in Iffezheim mit deinen Saphiren traurigen Angedenkens Aufsehen erregen. Setzte gerade hundert Mark auf den Fürstenbergschen Hengst. Nebenbei gesagt, für zwanzig Meter sechshundert zurück. Solche Bande hat immer einen Riesentorkel! . . . Aber Karlchen muß ich unter allen Umständen sehen. Wird beim Rennen sein? Gott, wenn das so gravitätisch seine Doppelkrone auf den Favoriten klotzte und dann höchst verwundert die Augen verdrehte, wenn es nur vierundzwanzig herausgab . . . Nein, nein — Karlchen machen wir betrunken, und dann muß er uns die neueste Acquisition in Freiheit dressiert vorführen . . . Unser Kriegsschuljahrgang war doch wirklich nicht von Pappe. Was seitdem alles geflogen ist! Wir drei beinahe die einzigen Säulen noch . . ."

Wir vertiefen uns in Erinnerungen. Er mit der Peitsche wippend, die grauen Augen scharf auf seinen Traber — ich nach ihm schielend, halb neidisch, halb befriedigt. Wie der lange, sehnige Kerl so krumm dasitzt — schlotterige Ulanka, hundemager und das bartlose Mehlsuppengesicht bronzefarben, unter der tiefgezogenen weichen Uniformmütze eigentlich nur Nase und am eckigen Kiefer ironisch spielende Muskel. Jung sieht er auch nicht aus! Aber er hat's in sich, wie all die Rennkerls. Hat sich stark verändert seit der Ritterakademie, wo wir drei Grafen auf einer Bude lagen: Carén, genannt der Reiche, Twesten, genannt der Weiche, Serner, genannt die Leiche. Der die geistreichen Benennungen ausgeheckt hatte unter uns Bengels, glaubte einen

Kapitalwitz gemacht zu haben. Ich möchte ihn jetzt mal fragen, ob er das noch aufrecht erhält. — Tweſten und ich waren immer eng befreundet, wollten auch in dasſelbe Regiment eintreten; aber meine Mutter wünſchte mich durchaus mit den Gardelitzen zu ſehen, während er beſte Linienkavallerie vorzog. Seine Familie iſt wohl etwas morganatiſch, mäßig wohlhabend. Er ſchlägt ſich als Herrenreiter ſo durch mit Gewinnprozenten und Ehrenpreiſen. Für etwas andres hat er kaum Intereſſe — nur Sport! Daher für Menſch und Tier die ungutmütige Kritik eines praktiſchen Mannes. Die Leute kommen viel herum, haben keine Zeit zu Ausſchweifungen. Glücklich, wem ſo eine enggezogene Paſſion die Scheuklappe gegen alle Verſuchungen iſt! Mich regt die Rennerei noch gerade an ... Mit Tweſten verbindet mich außerdem meine erſte und letzte Rennerinnerung, bei der ich aktiv mitthat. Hatten damals beide kein Glück. Ich werde ihm heute auch keins bringen. Er iſt nicht abergläubiſch — zu nüchtern; aber mir liegt das Wetter in den Knochen. Nicht etwa die wunderbaren Ahnungen, bei denen ich mich ſo unſterblich blamiere!

Wir ſind jetzt glücklich aus dem Häuſermeer heraus. Rechts und links erheben ſich noch zerſtreute Fabrikkaſernen und Schlote und Baracken — das graue Arbeitselend, das ſeine Pioniere weit in den Oſten ſchickt. Der Oſten hat ſo ein andres Geſicht: grau, räucherig und abgerackert wie die ſchmutzigen Menſchen, die ohne Bewunderung zu unſerm eleganten Gig aufſchauen. Die Felder liegen gelb, unordentlich, die Wieſen ſind ſumpfig, in den Gärten Bretterbuden, welkendes Kartoffelkraut, ſchwindſüchtige Blumen. Der Kiefernwald am Horizont mißmutig, monoton — Sirokkoluft, wo der Himmel farblos-matt ſich niederſenkt; atemraubende Schwüle ohne

Staub, wo der Vogelſang einſchläft. Es geht jetzt durch Wald. Der Traber legt aus, ſein naſſer Bug ſchimmert. Die Chauſſee iſt unbelebt, die Kiefernnadeln hängen ſchlaff an den Zweigen ... Fern aus dem Grünen ſchauen die Tribünengebäude flaggengeſchmückt — doch die bunten Wimpel flattern nicht luſtig. Es iſt wie die Bretterburg eines improviſierten Jahrmarktsvergnügens inmitten eines ſchwarzen Chaos von Equipagen, Droſchken jener Welt, die ſich amüſiert und ruiniert. Die Volksbeluſtigungen haben ſchon lange begonnen. Tweſten wird etwas nervös, ſieht kopfſchüttelnd nach der Uhr und ſchnalzt ſeinem Pferde zu, das die lange Strecke faſt fliegt.

Endlich! — Wenn mich das Rennen langweilt, kann ich in einer Stunde querfeldein die Onkelvilla erreichen. Denn wir ſind faſt in derſelben Richtung zurückgefahren. Der Mann intereſſiert mich, und deshalb thu' ich's vielleicht.

Und fünf Minuten ſpäter denke ich nicht daran! Niemals hat man den Grafen und Edlen Herrn mehr pouſſiert als an dieſem Renntage. Wäre ich dumm, würde ich darauf ſtolz ſein. Jetzt lächle ich nur über die Thatſache, daß mein Trauerflor tout Berlin ebenſo unfehlbar anzieht wie der Magnet das Eiſen.

Ich befinde mich auf dem Sattelplatz, den ich als einſtiges Klubmitglied faſt ausſchließlich beehre. Die Jugend des Klubs hat ſich um mich verſammelt, all die exkluſiven Bekannten ſind freundſchaftlich, gerührt. Der lebendig Begrabene iſt auferſtanden — und Auferſtandene ſind immer ein angenehmes Wunder. Ich bin dabei weder liebenswürdig noch erfreut. Wenn eine Geſellſchaft zu zeigen wünſcht, daß ſie ebenſo gemein wie jede andre — ſollte ich ihr's übelnehmen? Ich betrachte ſie mir nur kühl. ‚Betet den Erfolg an, bitte ... Ganz wie ehedem

bin ich aber doch nicht, meine Herren!' Etwas lernt man nämlich aus der Langweile und der Armut: verachten. Verachtung thut der Menge mit und ohne Monocle ſtets wohl, wenn ſie ihr nur lächelnd, glatt kredenzt wird. Jeder muß bei dem Händedruck ſeines Nebenmannes denken: ‚Na, du biſt doch auch ein netter Gentleman, kriechſt vor dem Gelde, obgleich du es gar nicht nötig haſt . . . Bei mir iſt's was ganz andres! Ich habe Carén immer gern gehabt . . .'

Auf den Moment habe ich mich vielleicht auch gefreut. Iſt's eigentlich eine Genugthuung, achtundzwanzig Jahre lang mit zehntauſend Kletteraffen durch den Sumpfwald des Vergnügens glückſelig geturnt zu ſein, um am Schluß die Wahrheit zu erkennen, daß es nämlich wirklich Kletteraffen ſind? Mich kann, glaube ich, nichts mehr aufregen. Testorff hält mich am Arm — er hat mich ſo lieb — er will das beweiſen . . . „Carén, kommen Sie doch mit auf unſre Tribüne!" Er zieht mich förmlich.

„Um mich den Leuten zu zeigen im Trauerflor, weil ſie die Kreuzzeitung vielleicht nicht geleſen haben?"

„Sie ſind kurios, Carén!" Er trollt ſich.

Enfin seul. Tweſten, der eben von der Wage kommt, rechne ich nicht mit zu dem Geſindel. Sobald der gute Georg im Dreß iſt, zeigt er ſich ſchweigſam, ohne Nerven. Der Sattelplatz iſt ziemlich leer. Auf dem Geläuf drüben galoppieren ſie ein Flachrennen herunter. Wir treten an die Barriere: Tweſten, den Plan vor dem Geſicht, ſtudiert Rennen Nummer vier, wo er mitthun wird, und fährt die ſchwarzen Linien ſeiner Bahn langſam, argwöhniſch entlang. Was für ein graues, hartes Auge der Kerl doch jetzt hat und was für eine ſehnige, verbrannte Hand! . . . „Da haben ſie noch eine Doppelhürde eingelegt . . . die kenn' ich noch

nicht. Wenn ich nur erſt über die verdammte ſcharfe Ecke hinaus wäre!“

Ich ſehe ihn verwundert an.

„Du meinſt, Louis, die Bahn ſollte ich doch kennen? Ich ſage dir, man kennt nie eine Bahn genau genug. Am liebſten gehe ich das Geläuf noch eine Stunde vorher Schritt für Schritt ab. Es rentiert ſich. Denk an unſern Wettkampf!“ Dann ſtiert er wieder argwöhniſch auf den grünen Raſen ... „Wird naß in den Stall kommen, der Hengſt.“

„Deiner?“

„Wahrſcheinlich,“ antwortet er trocken ... Eine Weile ſcheint ihn das Jockeyreiten vor uns zu feſſeln. Das ſeit Beginn zerriſſen galoppierende Feld zieht eben in weiten Abſtänden an einer Baumgruppe vorüber. Eine goldgeſtickte Kappe führt.

„Macht er's?“ frage ich.

„Nee, der Blaugeſtreifte da ganz hinten vielleicht, hat aber ſeinen Gaul eine Sekunde zu ſpät ins Rennen gebracht ... Nummer eins treibt ſchon, ſiehſt du?“ Darauf ſchläft ſein Intereſſe ein — meines auch. Wir bummeln zurück nach dem Sattelplatz, obgleich das dumpfe Dröhnen der Pferdehufe und das Toſen des dritten Platzes drüben ein ſcharfes Endgefecht verkünden ... Jetzt tobt's hinter uns. Ein halber Blick der Neugierde, wer zuerſt einkommen wird. Die goldgeſtickte Kappe liegt noch vorn — aber der Favorit kommt mächtig auf. „Ho, ho, ho!“ Die Jockeys ſtreben mit aller Macht nach Hauſe. Die goldgeſtickte iſt fertig; ich hör's an dem ſchweren Schnaufen. Und der Reiter zieht ihm immer die Peitſche über, hart an der Ganaſche ... Roher Schuft!

Tweſten ſchielt mich von der Seite an. „Denkſt du an was, Louis?“

„Allerdings, ich denke an einen, der noch weit roher ritt."

Auf einmal lacht er kurz auf. „Der Lümmel macht's doch! Einen halben Kopf ... Mir soll mal noch einer Prophezeiungen herauslocken! ... Komm, du! Wir wollen den Hengst sehen."

Ich gondele mit voll mäßiger Neugier. Ich bin ja so milde, finde alles selbstverständlich, nichts kann mich aus der Ruhe bringen. Und wenn mir jetzt jemand sagen würde: „In einer halben Stunde werden Sie, Carén," — — — — ich möchte ihn für wahnsinnig halten.

Auf dem Rasen des Platzes werden derweil die Pferde im Kreise herumgeführt. Müdes, gelbblasses Licht bricht durch den grauhangenden Himmel und malt träge Schatten ins Grüne. Die Vollblüter werden warm schon im Schritt und schlagen nach dem Geschmeiß, das sie quält; Stallknechte fluchen, und Trainer schauen besorgt darein. Twesten winkt den seinen heran.

„Herr Graf!" Ein hellbrauner Hengst, von einem Gnomen geführt, löst sich aus der langschreitenden Schar, tanzt heran. „Steh!" — Ein scharfes, herausforderndes Wiehern mit seitwärts gebogenem Kopf und geblecktem Gebiß. Es ist ein schönes Tier mit funkelndem, bösem Auge; die Sonne glänzt auf dem feinen, trockenen Hals. Twesten sieht's, den Blick gekniffen. „Kaufen? — Viertausend. Du kannst ihn auf der Stelle nach Haus reiten." Wir gehen langsam um das Tier herum. Die Nieren sind wundervoll angesetzt, die Sehnen klar — nur in der Schulter ist er ein Atom zu steil. Für die Flachbahn also kaum, freilich sah ich ihn noch nicht in Aktion — aber der geborene Steepler! Mit seinem reinen, mächtigen Sprunggelenk muß er über die Hindernisse fliegen. Auch ist er groß, geschlossen,

mit nicht zu viel Wind zwiſchen Bauch und Erde, wie der Engländer ſagt. Jetzt keilt der Hengſt aus, der blitzende Huf wirft uns Sand ins Geſicht; die Adern an den aufſpringenden Muskeln ſtraffen ſich ... „Wird ſchlecht vom Start kommen," ſage ich, um etwas zu tadeln.

Tweſten lächelt, macht eine zweifelnde Handbewegung. „Ein herzloſer Jockey wird ihn bei der Arbeit verdorben haben."

Der Gnom ſchüttelt entrüſtet den Kopf. „Sonſt tadelloſer Gaul," ſage ich.

„Aber ſetze lieber keinen Goldklumpen auf mich und ihn," rät Tweſten leiſe.

„Augen?"

„Ruhig! — Satteln Sie ihn auf, John."

Die Logen ſtrömen wieder zum Platz — ein fade-elegantes Gewimmel, das ſein ariſtokratiſches Parfüm der ſcharfen Ausdünſtung des Stalles beimengt. Weich glänzende Spitzen, herausfordernde Farben, kecke ſpaniſche Jacken — ſchlanke Mädchengeſtalten, die ſich drängen, lebhaftes Augenſpiel, helles Lachen. Auch vornehme Damen giebt es, die ſich kühl aufrichten, verächtlich umſchauen, weil ſie inſtinktiv das halbe Lichtſcheue wittern, aus den ſtarken Düften der Haarfriſuren, den diskret geſchminkten Wangen, den knarrenden Lackſchuhen. Ihr Gefühl empört nicht etwa das Zweifelloſe, das ſeine Fäulnis aufdringlich lackiert, frech parfümiert hat, um ſie noch ſichtbarer zu machen, das den Seidenrock hebt, um die Feſſel zu zeigen, den gepuderten Nacken beugt, weil er üppig iſt — nein, das Zweifelhafte wollen ſie von ſich abwehren, das ſich hart neben ihnen drängt, gleichgültig, elegant wie ſie, das den ſchmalen Saum des ſchwarzen Spitzenrocks preisgiebt, die kokette Fußſpitze, den halben, matten, verſtohlenen Augenaufſchlag. Die Juwelen ſind echt,

die Perlen gleißen unaufdringlich, das ganze Veilchen duftet beſcheiden — aber dieſe Beſcheidenheit iſt falſch, dieſe Echtheit iſt gefährlicher als Straß und Moſchus. Auch wohlerzogene Gänſe tummeln ſich, die hochmütigen Dämchen unſrer Kreiſe, die einen vergnügungsſüchtig-kokett, die andern ſtumm-dumm, obgleich beide Sorten ſich eben erſt von der Larve zum Schmetterling entwickelt haben: die anſtändigen Backfiſche, die überlegen von Vollblut ſprechen, weil der Bruder Infanterie-Adjutant iſt und nicht reiten kann, wie Soda, gen. v. Seiden, oder allwiſſend die Chancen der berühmten Herrenreiter abwägen, weil ſie mit dem einen oder andern in einer Quadrille getanzt haben. Dazwiſchen wimmeln die blitzenden Uniformen, der leiſe klirrende Sporn auf weichem Grunde neben dem hellgelben Juchtenſchuh des Zivildandy, der zur Abwechslung wie ich den weißen Strohhut jetzt mit buntem Bande trägt. Die Gardekavallerie, wie immer nachläſſig-chic das Rennglas am Degengefäß der Küraſſiere baumelnd, ganz ſaloppe Eleganz, die neueſte Londoner Mode ins Militäriſche überſetzt — zum Abſcheu uud Neid der Infanterie, die niemals die Dreſſur und den langſamen Schritt ganz vergeſſen wird. Wie die alten Generale das Dandytum mit und ohne Uniform haſſen! Ich weiß auch nicht, ob die Mode zum preußiſchen Lieutenant paßt; die alten Herren werden immer behaupten, ſie ſeien ſchneidiger geweſen, der Nachwuchs aber anſpruchsvoller ... Es iſt ein intereſſantes Gewoge auf dem Sattelplatz, bunt, vielgeſtaltig — dennoch niemals international. Das müſſen wir Baden-Baden überlaſſen, das die Franzoſen in den letzten Tagen des Auguſt wie eine franzöſiſche Dependance anſehen. Paris gönnt der Rheinebene dann ſeine abgeblühten Schönheiten und ſeine in Longchamps

nicht plazierten Pferde, aber international iſt's doch, und ich habe nie herauskriegen können, ob Franzöſiſch, Engliſch oder Oeſterreichiſch die Sprache der Eleganz für die große Woche von Iffezheim iſt. Berlin iſt Weltſtadt — die Phyſiognomie ſeiner Rennen bleibt preußiſch.

Die Bekannten werden nicht alle. Es iſt thatſächlich ein Tag, wo einem auch die unmöglichſten Freunde nicht erſpart bleiben. Testorff führt mich ſeiner Braut zu. Sie hinkt gehörig und wird ihn ſicher unter den Pantoffel bekommen. Von der Möbelfabrik merkt man ihren Opalen nichts an. Hält mich noch gerade für ihresgleichen, die Dame — eine zukünftige Freifrau, ſo ſicher und ſelbſtbewußt, daß ihr der Küraſſier ſpäter für ſeine Extravergnügungen höchſtens ein Taſchengeld herauspreſſen wird. Die Schwiegermutter iſt auch da, in lila Seide, beharrlich ſchweigſam; ſie thut wohl daran, denn die kupferige Maſchine ſtammt ſicher aus einem Grünkramkeller mit „Ick“ und „Dat“ und klappernden Holzpantinen. — Darauf ödet mich die braunäugige Schwägerin eines ſüddeutſchen Dragoners an; ſie tadelt ſämtliche Gäule laut und erzählt endloſe Geſchichten von einem Regimentsrennen, bei dem eine namenloſe Stute unter ihrem Schwager ſiegend dem zerriſſenen Feld nach dem Pfoſten vorauszog. Ein kluges Ding, dieſe Siebzehnjährige, mit ſtarkem Dialekt und in Sachen der Politik hoffentlich nicht ſo ſtarke Partikulariſtin wie in Sachen der Pferde, von denen ſie nichts verſteht — ſonſt wäre es um das einige Deutſchland ſchade! — Von ferne dienert mein Wucherer. Noch ferner führt Jaromir einen neuen Sommeranzug und verratene Liebesgefühle langſam und finſter an einem Plankenzaun ſpazieren. Ich glaube wirklich nicht, daß auch nur eine meiner zweifelhaften Bekanntſchaften heute fehlt. Der Satan

iſt wohl auch unter uns, unſichtbar oder koſtümiert — aber da iſt er!

Die ſüddeutſche Pferdeverſtändige und ich begutachten Tweſtens Gaul, ehrfurchtsvoll umgeben von einem Knäuel Berliner, die ja immer überzeugt ſind, es müſſe etwas ganz Beſonderes los ſein, wenn ein Junge in die Spree ſpuckt. Die Pferdeverſtändige bemängelt den Hengſt, weil ſie Publikum hat — namentlich die ſchlanke und edelaufgeſetzte Halſung reizt ihren Widerſpruch; ſie wünſcht den ſtarken Hengſthals eines hannoverſchen Carroſſiers. Schönes Kind — der Hals iſt an dem ſchönen Pferde gerade das Schönſte! Jetzt Gewiſper, das von weither kommt, ſich verſtärkt — verſtummt. Die Menge teilt ſich. Ein ſchweigender, weiter Kreis zieht ſich, Männlein und Weiblein, Uniform und Zivil bezaubert, baff. Eine ganz große Dame ſchleift ihre echten Spitzen nachläſſig über den Raſen. Eine Prinzeſſin von Geblüt — eine Königin der Mode? — Die reizende Süddeutſche ſtockt mitten im Satz, ſieht ſcheu zur Seite. Auch Tweſten, der für nichts Augen hat als für ſeinen Hengſt, dem eben der Sattel aufgelegt wird, mit äußerſter Vorſicht, ja mit Liebe, damit der berühmte Herrenreiter zum ſicheren Siege getragen werde, läßt den Gurt los, in den er prüfend den Finger geſteckt, fährt mechaniſch nach der Mütze, beſinnt ſich im letzten Augenblick und ſtreicht ſich über die grauen Augen, die mich anzwinkern. Die ganz große Dame ſteht dicht neben mir. Ein gewiſſes Räuſ.ern — ein gewiſſes Parfüm — etwas Internationales iſt das allerdings: Gräfin Lagrange. Ihr Blick ſucht mich in einem verſtohlenen Aufleuchten, das keinen Reflex hervorruft. Darauf ſieht ſie ſich, ohne das blaſſe, regelmäßige Geſicht zu verziehen, Zoll für Zoll den Hengſt an. Bei der Schulter angekommen, ein unmerkliches Achſelzucken;

ſie verſteht freilich Menſchen und Tiere kühler zu taxieren als meine Nachbarin. Nun wendet ſie ſich ab, vornehm-läſſig, in dem Ohr blitzt ein fabelhafter Brillant auf — ihr einziger Schmuck. Der Kreis ſchließt ſich wieder. Tweſten hüſtelt. „Haben Sie eine Ahnung, wer das war?“ fragt die Kleine. „Wundervolle Robe . . . wohl Ausländerin . . .“

„Keine Idee, gnädiges Fräulein.“ Ich wünſche auch Gräfin Lagrange nicht mehr zu kennen.

Das Glockenſignal zum Aufſitzen ertönt.

Die Herren reiten gemächlich im Kreiſe herum, die Pferde träge mit hängendem Kopf, von Stallleuten geführt; nur der hellbraune Hengſt hebt die Hinterhand und feuert aus. — Es iſt ein ſtarkes Feld — alles Uniform, ein einziger Dreß — magere, geſchmeidige Geſtalten, ohne Bruſt, ausgedörrt wie die Jockeys, die Mütze über die Ohrenſpitzen gezogen; der Oberſchenkel in der Pluderhoſe liegt unbeweglich geſchloſſen bis zum Knie, während die herabhängende Fußſpitze in den Bügeln ſpielt. Sie reiten in die Bahn, Tweſten als zweitletzter, dürr, lang, aber Muskel — noch immer der markigſte in der wenig verſprechenden Schar — ein lungernder Wolf oder ein Heckenreiter des Dreißigjährigen Krieges, in etwas abgetragener Uniform, auf einem verſchabten Fünfpfundſattel mit dünnen, riſſigen Bügelriemen. Von dem Sattel will er ſich nicht trennen, obgleich ich es ihm riet. Hat zweiunddreißig Sieger auf ihm durchs Ziel geritten, und darum betrachtet er ihn faſt wie einen Freund. Ich habe wieder den alten Platz an der Barriere. Ich will nicht zu den Logen, weil da die Grüßerei erſt anfängt. Hier bin ich allein, verlaſſen von meinen Freunden, wie ich's jetzt liebe . . . Mag das Logenpublikum überhaupt nicht mehr. Das liegt vielleicht an der Sirokkoluft, oder weil ich etwas wittere, dem ich da

drüben bei meinesgleichen entgehen möchte und doch nicht entgehen kann.

Während die Reiter aufgaloppieren, den Oberkörper vorgebeugt, die Schenkel feſt, beäugt Tweſten heimlich, aber ſcharf einen Artilleriſten vor ihm mit rieſigem Monocle und Stupsnaſe. Der ſcheint der Gefährliche zu ſein, obgleich er ſchlecht zu Pferde ſitzt.

Ich ſehe heute ſcharf, unerbittlich: das iſt das einzige. Von dem angenehmen Nervenbeben früherer Tage kein Schatten! Die rieſige Bahn liegt in ſchwüler Ruhe ... Endlich ein leiſes Fächeln, das die Flaggen bewegt. Das grau laſtende Gewölk zerreißt — die Sonne bricht durch in breiten, fahlen Lichtwogen, über das ſtumpfgrüne Gras ziehen ſie kraftlos ohne Wärme, auf den Baumgruppen in der Mitte glänzen ſie melancholiſch; der See glitzert kalt, die weißen Hürdenſtangen leuchten ... Das Fächeln erſtirbt. Ein letztes wehmütiges Aufflammen in dem Köpenicker Forſt drüben, das die Kiefernſtämme vergoldet, zu den dunkelgrünen Wipfeln aufzuckt — einer leuchtet in purpurner Glut. Dann ziehen die trägen Wolkenſchatten dem fliehenden Lichte nach, legen ſich mürriſch, ſtumm über den Schimmer. Es iſt eben Herbſt. — Wieder die thatenloſe Ruhe, zu der das ſchwere Toſen der Menſchenmaſſen ſtimmt wie die ferne Brandung zu einer einſamen Düne. Hart an dem Geläuf dampft ein Güterzug ſchwerfällig vorüber — und weit, weit hinten dehnt ſich Berlin mit ſeinen tauſend Eſſen, ſeinem kriechenden Rauch — dunſtumzogen, verſchleiert. Die Weltſtadt iſt's, ohne Haſt, ohne Leidenſchaft, ja ohne Laut inmitten eines brütenden Herbſttages der märkiſchen Ebene.

Die letzten Reiter galoppieren auf. Der Artilleriſt voran, mein lungernder Wolf folgt zögernd ... Der Raſen dröhnt leiſe. Die Erſchütterungswellen dringen

bis zu meinen Nerven, wecken einen sehr thörichten Gedanken: dieser nervös galoppierende Hengst mit dem dunkelblauen Lanzenreiter auf dem Rücken bist du — der Ritt dein Leben. Wie wird's ausgehen?

Mir gerade gegenüber ist der Start. Die Uniformen tauchen dort auf — unruhig tretende Pferde, verhaltener Galopp.

Der Artillerist geht im Aufgalopp eben über die nächste Hürde, leicht, aber schlechter Sitz. Twestens Hengst kürzt vor dem Hindernis den Galoppsprung, legt sich auf die Seite, will nicht. Leicht gekitzelt, stutzt er dann, setzt sich auf die Hinterhand, dreht — einmal — zweimal wie toll; im rasenden Galopp zurück, angstvoll schnaubend, als entfliehe er dem Tode. Wieder an den Tribünen vorbei. — Twesten ist unbeweglich in den Bügeln; er weiß, was er unter sich hat. An der nächsten Hürde Halt. Twesten rührt nicht die Hand. Plötzlich kurzer, hoher Sprung. Der Gaul rast weiter in Durchgänger-Carriere. Eine Hürde wird im Flug passiert, aber unnötig langer Sprung. Noch eine . . . noch eine — und immer der Sprung unregelmäßig, zu kurz oder zu lang, als sähe der Hengst das Hindernis zu früh oder zu spät. Der Sattelplatz grollt, die Tribünen werden unruhig. Ein Gaul, der durchgehend vor dem Rennen eine halbe Hürdenbahn in falscher Richtung durchmißt, kommt ermüdet oder nie zum Start. An einer Doppelhürde scheint sich endlich mein Hengst zu beruhigen, fällt in Handgalopp. Twesten klopft ihm den nassen Hals, bringt ihn mühelos herum. Jetzt dasselbe Spiel dem Start zu, aber weit ruhigerer, ausholender Galopp, als hätten sich Mann und Pferd verständigt. Der Hengst hat noch viel auszugeben, wenn ihn Twesten richtig anfaßt. Dennoch beunruhigt mich der unregelmäßige Sprung. Die auf diese Nummer gesetzt haben, geben wohl meistens

ihr Geld verloren. Ich hoffe. Mein Gaul muß doch als erſter durchs Ziel!

Jetzt iſt Tweſten drüben angelangt. Das Feld kommt in Bewegung. Die Flagge fällt. Natürlich iſt es der verwünſchte fliegende Start der engliſchen Jockeys, wo ſich das Rennen abenteuerlich genug aus dem regellos galoppierenden Feld entwickelt. Hinterher ſchimpfen ſie alle und erklären ſich für bemogelt ... Tweſten iſt ſchlecht losgekommen — wenigſtens ſcheint's. Er liegt zwei gute Längen hinter dem letzten. Aus dem Gewimmel vorn erkenne ich nur den dunkeln Artilleriſten, der ſich auf den viel beneideten zweiten Platz gelegt hat, hart an dem führenden Rappen, aber ſcharf gedrängt, eingekeilt von dem dichten Knäuel; löſt ſich der nicht frühzeitig, kann er ſeinen Fuchs im Finiſh ſchwer herauswickeln. Das Tempo iſt mittel, ſcheint jedoch ſchnell, weil der Rappe vorn mit ſeinem ſehr ſchnellen, ſehr kurzen Galoppſprung über die Pace täuſcht ... Einen Augenblick ſind mir die Reiter entſchwunden, jetzt tauchen ſie wieder bei einer Baumgruppe auf. Zwei haben den Boden geküßt, ihre Pferde galoppieren mit fliegenden Bügeln abſeits. Der Knäuel hat ſich noch dichter geballt. Tweſten hinten in unverändertem Abſtand. Er reitet wie der ſteinerne Gaſt, ohne Bewegung und ſcheinbar ohne den Gedanken an Sieg ... Die Reiter kommen im Bogen näher. Wenn ſie über ein Hindernis gehen, immer dasſelbe Bild: beim Sprung in den Sattel zurückgeworfen, nach engliſcher Manier (die armen Pferderücken!), nur Tweſten, der letzte, immer vornübergebeugt, als wenn er ſich nicht in den Bügeln rührte. Er verſteht doch ſein Handwerk am beſten. Und jetzt verſtehe ich auch ſeine Taktik und den Platz — er verhält, obgleich ihn der Gaul beinahe aus dem Sattel pullt ... Nach hinten bröckeln ſie ab, einer

bricht aus, ein andrer bleibt zurück. Der Hengst führt noch immer, und der Knäuel bleibt krampfhaft geballt ... Jetzt schiebt sich Twesten vorsichtig heran. Bei der Hürde sah ich ihn fliegen, immer unbeweglich, als ginge ihn die Sache nichts an. Ratsch, der Bügelriemen ist in dem Sprunge geplatzt ... Ich murmele einen Fluch, wie so das Lederzeug an dem Schenkel baumelt. Ein schlechter Reiter wäre heir mit seiner Kunst zu Ende ... Sie sind an der letzten Hürde. Im Knäuel treiben sie schon, der Artillerist will mit Gewalt heraus aus der Umklammerung, um dem Rappen die Führung zu nehmen. Unmöglich! — Und nun wird mein Mann mobil. Auf einmal geht der hellbraune Hengst an das Feld heran, an ihm vorüber, ganz ruhig, ganz frisch. Sieg! Der Rappe streckt sich unter der Peitsche, was er kann. Verlorene Liebesmüh'! — Auf dem Sattelplatz schreien sie: „Twesten macht's!" Aber wie der Hengst die letzte Hürde nehmen will, allen voran — wieder der unregelmäßige Sprung, diesmal zu früh. Verflucht! Ich seh' es sofort, auch wie sein Reiter sich im Sattel zurücklegt, die Zügel gleiten durch, er giebt Kopf, was er kann — und der Hengst streckt sich mächtig, den Fehl gut zu machen. Er macht ihn gut — „Bravo! bravo!" Die Tribünen klatschen, der zweite Platz rast ... Dann bange Stille. Twesten hat das Pferd anhalten müssen, gleitet vom Rücken, der Knäuel stampft an ihm vorüber. Mein Hengst hätte den Sieg spielend gewonnen — und vor dem Ziel klappt er zusammen. Verstauchte Sehne, gebrochenes Bein, was kümmert's mich. Ich sehe gleichgültig, wie der Rappe, brutal angefaßt, doch noch den Kopf als erster am Pfosten vorbeistreckt und im letzten Moment der Artillerist seinen sicheren zweiten Platz einem aufkommenden Outsider abgeben muß ...

Wenn ich abergläubiſch wäre, würde ich einen Wink des Schickſals an dieſem Ausgange ſehen. Schickſal? Thorheit! Das giebt's ja gar nicht.

Der Hengſt ſteht noch auf derſelben Stelle, wo er angehalten wurde, den linken Vorderhuf gehoben, den Kopf geſenkt. Geſtikulierende Stallleute ſind um ihn herum, einer faßt den Zaum. Tweſten macht eine verdrießliche Handbewegung und kommt über das Geläuf zum Sattelplatz zurückgeſchlendert, die Peitſche unter dem Arm, zwei Finger in der Hoſentaſche. Etwas mißgeſtimmt iſt er.

„Gratuliere mir doch, Louis! Stark getrieben. Letzter!" ſtöhnt er trocken. „Buchen wird mich verfluchen. Was giebt er mir auch ſo 'nen halbblinden Schinder! . . . In fünf Minuten knallt's. Wir wollen vorher ein Glas Sekt trinken im Reſtaurant, denn morgen werde ich Droſchkenkutſcher."

Ich ſträube mich — er ſchleppt mich ohne Umſtände mit. „Was fehlt dir eigentlich?"

Das Publikum weicht uns ehrfurchtsvoll aus, nur ein jovialer Bäckermeiſter greift an den Hut. „Aber jut haben Se doch geritten, Herr Jraf, det muß Ihnen der Neid laſſen!"

„Wenn er's mir man läßt . . ." Tweſten iſt nicht zu Späßen aufgelegt.

Ich noch weniger. In dem Weitergehen höre ich noch eine andre Stimme: „Wat jeht dir denn der Herr an, oller Freund . . . Kiek dir lieber mal dem andern an! Ick hab' 'n jleich wieder erkannt. Det iſt der, von den et damals in unſre Zeitung ſtand: en hochjeborner Tierquäler! . . . Der in die Jardekluft war et, weeßt de, der uf den jroßen Fuchs. Ick habe mein ſchönet Jeld an 'n verdient — du hatt'ſt dir dafür in den Tweſten verliebt. Aber der hat keen Jlicke, wenn er mit dem andern zuſammen

is, denn der versteht det Pferdeschinden noch ville, ville besser, weeßt de . . ."

Daß doch diese ekelhafte Rennerinnerung nicht einschlafen will!

Die Logen empfangen uns ziemlich vollzählig. Man weiß, daß der Hengst erschossen werden soll, und von hier sieht man's am besten. Die Instinkte sind doch in allen Gesellschaftsschichten die gleichen: ein bißchen Neugier, ein bißchen Bedauern und ein sehr angenehmer Grausamkeitskitzel. Man drängt nach den Barrieren und hegt dabei einen unglückseligen Frosch ein, der sich wohl vor den erbarmungslosen Pferdehufen unter die mitleidigen Menschenfüße geflüchtet hat. Besser ist er da auch nicht daran. Er huppt und huppt — eine nervöse Dame schreit bei seinem Anblick auf —, aber er huppt in seiner Todesangst immer verkehrt. Weil ihn ein Stiefelschatten ängstigt, springt er gegen den Stiefel selbst. Tot getreten wird er ohne Frage. Es handelt sich nur darum, wie lange er seine verzweifelten Sprünge fortsetzen kann. Warum strengt er sich eigentlich so unnötig an? . . . Hupp — eine ahnungslose Sohle streift ihn, hupp — jetzt fliegt er gegen meinen Stock. Ich rette dich ganz gewiß nicht. Bleib sitzen, ergieb dich in das Unwandelbare und wechsele nicht immer aufspringend die Richtung, so daß man den häßlich hellen Amphibienbauch sieht! . . . Quatsch — endlich hat dich doch das Schicksal plattgedrückt. — Unter diesen Menschen allen ist mir der Frosch hier das interessanteste Problem. Genau so kopflos wie ein Mensch, genau so mitleidslos unter die Füße getreten. Vielleicht wünschte ich deinen Untergang nicht — aber dein tolles Hüpfen machte mir Spaß. Es ist Sirokkoluft! Die zeitigt perverse Gedanken und perverse Gefühle.

Twesten sucht indessen die Logen ab — einige

höfliche Honneurs mit der braunen Reiterhand, ein mokantes Lächeln, ein ironiſches Hüſteln. Plötzlich ſtößt er mich an. „Du — Karlchen!“

Der einzige Bekannte, der noch fehlt. Ich ſehe nach einer andern Richtung. Das ärgert meinen Ulanen. „Menſch, haſt du denn keine Augen? Karlchen Serner mit dem hübſcheſten Weibe auf dem ganzen Platz!“

„Laß ihm doch das Vergnügen, Georg.“

„Du kennſt ſie alſo?“

„Ich glaube wohl.“

„Anſtändig?“

„Tadellos.“

„Reich?“

„Auch das.“

„Und du läßt ſie ihm?“

„Du hältſt mich wohl für einen Schweißhund, der jede Fährte aufnehmen muß. Die Dame iſt mir nun zufällig gleichgültig.“

Tweſten zuckt die Achſeln und ſieht mich geringſchätzig von der Seite an. „Da wäre es alſo thatſächlich wahr, was alle unſre gegenſeitigen Bekannten behaupten: du würdeſt alt, Louis?“

„Merkſt du das erſt jetzt?“

„Ich muß — wohl oder übel.“

Bis zu dieſem Augenblick habe ich über die Köpfe meiner Nebenleute hinweggeſchaut — jetzt ſeh' ich auf. Mein guter Freund hat recht. Unter der glänzenden Schar, welche die Logen füllt, unter den hübſchen, kecken, ariſtokratiſchen Damen, die mit dem Schirm ſpielen, durch das Rennglas ſchauen, Ganz- und Halbwelt, gelangweilt oder intereſſiert — iſt Aſta Le Fort das einzige Weib von Geblüt. Der klaſſiſche Kopf iſt blaß, der königliche Nacken ſtarr, die grünen Augen bohren ſich ins Leere, die ſchmalen Lippen ſind feſt geſchloſſen. Glückliche Menſchen ſehen anders aus ... Was geht mich auch ihr Glück

an? — Ich will wieder wegſehen. Keine ſtolze Erinnerung verbindet mich mit dieſer Frau, erniedrigende viele. Das freut einen nie. Aber Karlchen, der Liebestaumelnde, hat uns bemerkt, er grüßt, er winkt mit der Hand. Wir grüßen ſteif zurück. Er winkt wieder ... wieder ... Warum winkſt du mir, Thor? — Ich will ja deinen Wink nicht verſtehen, ich will ihm nicht folgen — dennoch folge ich ihm wie von einem unſichtbaren Strick gezogen. Das Schickſal zieht uns immer nach ſich, wir das Schickſal nie! Tweſten iſt zurückgeblieben, will tadellos uniformiert zurückkommen, weil auch ihn dieſe Schönheit reizt. — Ich ſteige ohne Eile die Holzſtufen zur Loge hinan; ich will nicht, aber der Strick zieht.

Serner ſtreckt mir beide Hände entgegen. „Das iſt ja rieſig ...“ Unſre Blicke begegnen ſich, und da fällt er ins Stottern.

Die Damen, Madame und Tochter, empfangen uns mit liebenswürdiger Kühle.

„Graf Serner war ſo freundlich, uns Plätze zu beſorgen ...“ Die Gnädige ſagt's ohne Freude. Die charakterloſe Linie macht ſie heute alt.

„Wenn doch der Gaul endlich hinüber wäre! Fräulein Le Fort regen die Vorbereitungen ordentlich auf ... Würden wir nicht beſſer hinunter ins Reſtaurant gehen, gnädige Frau?“

Die Gnädige zuckt die Achſeln. „Wir brauchen ja nicht hinzuſehen, Graf Serner — den Knall hören wir unten auch.“

Die Leute haben ſich lange bei dem Gaul beſonnen. Das häßliche Schauſpiel ſo dicht bei den Tribünen gönnt man den Feinden des Sports ungern. Sie haben auch verſucht, den Invaliden am Zaum fortzuziehen. Der Hengſt ſträubt ſich; auf drei Beinen hinken, iſt qualvoll. Endlich öffnet ſich

der Kreis. Der die Zügel hielt, läßt sie los. Der Hengst beugt den Kopf nach dem Boden, das kurze Gras zu erhaschen, er will ganz friedlich weiden — dabei baumelt das gebrochene Bein wie bei einer ausgerenkten Puppe. Ein dicker Mann tritt näher, etwas Glitzerndes in der Hand, fährt dem Tier über den Hals. Ein Wink, der Kopf des Hengstes wird hoch gezogen, bis der Braune bewegungslos mit geblähter Nüster dasteht. Das glitzernde Etwas hebt sich zum Ohr. Ein schwacher Knall, eine winzige Rauchwolke, der Hengst zuckt leicht — steht — bricht auf dem Fleck nieder. Ehe sich der Körper streckt, zappeln noch einmal die Glieder, die Nüster röchelt. Dann liegt der dunkle Kadaver starr und steif auf dem grünen Rasen.

Die Gnädige hat ruhig zugesehen, den Ellbogen leicht auf die Brüstung gestemmt — es fließt ja kein Blut.

Asta zittert, wendet den Kopf weg. In dem Augenblick schiebt Madame den Ellbogen lässig zur Seite — sie weiß vielleicht, warum. Ich sehe Astas Hand und wie ihr Serner beruhigend, liebevoll über den Handschuh streicht . . . die Hände ruhen ineinander — fest, beinahe gekrampft . . .

Mir rieselt es eisig den Rücken herunter — ein Strom, lähmend, schrecklich; bis in die Augen fühle ich die Eiseskühle. An den Schläfen brennt's, als wenn mich tausend Nadeln stächen. Und ein Gefühl! . . . Es ist zum erstenmal, daß ich so fühle. Ahnungslos überkommt's mich — und dennoch mußte es kommen. Es lag sicher schon lang auf der Lauer, heimtückisch, mir selbst verborgen. Der Orkan ist da!

Jetzt endlich weiß ich, was ich will: Karl Maria Ignaz Joseph Graf von Serner stirbt.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Fünftes Kapitel.

Und es muß bald ſein — heute — morgen ... Heute iſt's beſſer. Nur mit den Entſchlüſſen nicht ſpielen, bis ſie einem aus der Hand gleiten! Auch anſtändig ſoll es zugehen, den Grund niemand ahnen, Serner am wenigſten. Ein heftiger Wortwechſel wegen einer Lappalie in vorgeſchrittener Souperſtimmung, wie es der Zufall gerade giebt; ein Duell unter Kavalieren, eine unumgängliche Formalität, die der Ehrenkodex heiſcht, meinetwegen eine Farce, bei der ſich die Sekundanten auf das Frühſtück hinterher freuen und es gar nicht begreifen können, daß doch einer zur Strecke gebracht iſt. Aber das Wie? — Während ich das Wie überlege, fühle ich wieder, daß es ein eiſiger Orkan war, ſo kalt und berechnend bin ich.

Man läßt mir Zeit zum geſchickten Einfädeln. Die heimlich verſchlungenen Hände haben ſich längſt wieder gelöſt, ich ſah wohl auch allein den Druck. Madame wünſcht die Verlobung überhaupt nicht zu kennen. Wir ſind eben vier oberflächliche Bekannte, die ſich zufällig in einer Loge getroffen haben, zuſammen bleiben unter gleichgültigen Geſprächen, ſich ſchließlich trennen werden mit einem gleichgültigen Gruß. Tweſten wird vorgeſtellt, erzählt Sport-

anekdoten. Ich lächle dazu, Serner lacht laut. Noch drei Rennen haben wir vor uns. Die Damen müſſen etwas früher weg, weil ſich die Gnädige mit dem Nilpferd irgendwohin verabredet hat. Doch ſchon vor dem nächſten Glockenzeichen bin ich mir klar. Serner darf nicht mit ſeiner Aſta zugleich fort, und wenn ich ihn dazu knebeln müßte. Er ſoll bleiben, mit uns im Kaiſerhof dinieren. Tweſten kann das einfach verlangen, da ſich die Kriegsſchulkameraden ein volles Jahr nicht geſehen haben. Es dürfte ein toller Abend werden! — Bis dahin wollen wir uns gut unterhalten, geiſtreich ſein, wenn es auch nur bei dem Verſuch bleibt. Es iſt ja ſo wunderbares Rennwetter! Die Damen brauchen die weiße Haut nicht vor der zudringlichen Sonne zu ſchützen, den Federhut nicht vor dem Regen. Kein Staub, nur weiche Schwüle. Die Rennen ſind ſo gut beſtritten, die berühmteſten Reiter ſteigen in den Sattel. Und das Publikum iſt ſo intereſſant. Damenmoden, die zum erſtenmal paradieren, Perlen, die man ſonſt nur beim Opernhausball zu ſehen bekommt. In einer Loge drei Grafen! Was verlangt Le Fortſche Eitelkeit mehr!?

Vor meinen Augen ſchimmert's nicht rot, keine tanzenden Pünktchen in der Netzhaut, die den Blick trüben — nur Klarheit, Schärfe. — Die Flagge fällt, die Glocke bimmelt, die Felder galoppieren ihr Geläuf ab. Ich bin mit ganzer Seele dabei.

„Der Fuchs macht's."

„Keine Idee! Das iſt ja der verlorenſte Außenſeiter, den es giebt."

„Wollen wir wetten, Georg?"

Dann Serner langſam: „Ich glaube auch, daß Tweſten recht behält."

Aber Tweſten hat heute nun einmal kein Glück, prophezeit regelmäßig falſch. Die Außenſeiter pflücken

mühelos die Palme, und die Pacemacher für Klaſſe I vermögen ihren ausgerittenen Stallgenoſſen gerade noch den dritten Platz zu retten.

Meine unheimliche Hellſeherei ärgert unſern berühmten Reiter etwas. „Wahrhaftig, wieder ein Bock allererſter und ein Pferd allerletzter Klaſſe — und mit einer ganzen Länge! Graditz hätte im Canter ſiegen müſſen, wie Lehndorff auch angeſagt hatte ... Ich glaube, die Kerls mogeln hier alle, Herren wie Knechte. Sportsman heißt nämlich auf deutſch noch lange nicht Gentleman ... Sieh dir den Gaul, bitte, noch jetzt an! Auf ſo was ſetzt man nach Wolkenbrüchen bei bodenloſem Geläuf, wenn die Wellgunden unter ihrem Meiſtgewicht nicht krauchen können und alles Hochklaſſige wie die Padden hinter den Hürden liegt... Ich werde doch Droſchkenkutſcher! Gnädiges Fräulein, darf ich die Ehre haben, Ihnen meine Dienſte im neuen Berufe zuerſt anbieten zu dürfen?“

Karlchen ſchüttelt nur verwundert über alles den Kopf.

Doch die Gnädige lächelt mir zu. „Sie ſind ja ein vorzüglicher Prophet, Graf Carén! Von der Seite kannte ich Sie noch gar nicht. Haben Sie früher mitgeritten?“

„Danach fragen Sie ihn lieber nicht, gnädige Frau! Das ſind traurige Erinnerungen für Louis,“ höhnt Tweſten.

Aſta ſieht kaum auf den grünen Raſen. Sie liebt das Auspumpen offenbar nicht — und das iſt vielleicht edel gefühlt.

Endlich ſchaut Madame nach der Uhr. „Es iſt höchſte Zeit, Aſta!“

„Aber, gnädige Frau, wenn Ihr Herr Gemahl auch wirklich fünf Minuten wartet ...“ Serner fleht um Aufſchub.

Die Gnädige läßt's kalt. „Nein, Herr Graf. Mein Mann liebt das Warten nicht, und ich liebe es auch nicht. Meine Herren . . ."

„Ich komme mit."

Dieser Entschluß Serners ist wieder nicht nach Twestens Geschmack.

„Willst du mich diesem Straßenräuber Carén hilflos überlassen, Karlchen?"

„Ich suche dich morgen bestimmt im Hotel auf, Georg," tröstet Serner.

„Das Essen ist allerdings schon bestellt — das Couvert für Sie auch, Serner," sage ich ruhig. Selbstverständlich ist kein Wort wahr. Was kommt es heute auf eine Lüge mehr oder weniger an!

„Sie bleiben natürlich, Graf Serner!" entscheidet die Gnädige. „Sie könnten uns doch nur bis in die Stadt begleiten. Denn nachher bei Heese Seidenstoffe zu besehen — das will ich Ihnen unter keiner Bedingung zumuten."

Karlchen ist unschlüssig. Er kann doch nicht sagen: Eine Droschkenfahrt mit dir, grünäugiger Schatz, ist mir zehntausendmal lieber als hundert Diners mit denen da. Der leiseste Wink, die schüchternste Aufforderung zum Ritterdienst würde ihn glücklich machen. Er schielt auch zur Grünäugigen hinüber. Aber die Grünäugige sagt nichts.

Wir geleiten galant die Damen bis zum Wagen. Es ist ein bequemer Landauer, und Serner hätte noch so gut Platz. Wenn der Verliebte im letzten Moment doch tollkühn nachspringt? Halten kann ich ihn nicht. Ich könnte höchstens mitspringen. Und das sähe schlecht aus, sogar verdächtig. Ich will allerdings dem Hund an den Eisen bleiben, mir liegt alles daran — nur darf niemand die Absicht merken. Wenn er mir doch entwischte, ich Stunden, vielleicht Tage verlöre? Auf einen Eisorkan kann

unvermutet ein warmer, verſöhnender Weſt folgen. Und ich muß meine Zeit benutzen. Schickſal, du haſt mir den Mann in die Hand gegeben — laß ihn mir auch jetzt!

Serner ahnt nichts. Er grübelt noch im Gehen nach einem plauſibeln Vorwand zum Ausbrechen.

Wir ſind am Wagen. Der Kutſcher nimmt ſeinen Pferden die Decken ab, klettert auf den Bock. Ich halte den geöffneten Schlag. Die Damen ſteigen ein. „Sie bleiben doch, Serner?“ frage ich noch einmal. Es kommt mir faſt abſichtslos über die Lippen und gefährdet alles. Vielleicht iſt das ſchon der aufſpringende Wind, der ſich darin ankündigt, der Schatten ſogenannten beſſeren Gefühls. ‚Sag nein, Karlchen. Spring ohne Beſinnen in den Wagen! Ich folge dir nicht. Es handelt ſich um eine koſtbare Sekunde, die alles ändern kann und nichts. Spring alſo, mein Freund!‘

Und da ſuchen die runden, braunen Vogelaugen ängſtlich in den grünen nach einem verſtohlenen Blick des Einverſtändniſſes. Warum bleiben die grünen Augen ſtumm? Der Schlag klappt zu. Ich bin es, der die Pforte des Schickſals ſchließt. Le Forts verbeugen ſich noch einmal. Und erſt jetzt finden ſich die Augenpaare, die ſich heute immer gemieden haben — meine und Aſtas Augen. Es ſind ſo ſchöne grüne Augen ohne Nixenglanz, aber meerestief! — Was trieb dich Unſelige, den blaſſen Schemen neben mir zum Leben zu wecken, zum Menſchen zu machen, zum Mann, ſo gut wie ich, ja beſſer? Meine Augen ſind ausdruckslos, das weiß ich. Und doch verſtehſt du in ihnen zu leſen, du ſchönes, hohles Geſchöpf — einmal nur — zum erſtenmal. Du ahnſt, was ich will, du weißt es! In dem rätſelhaften Grün zuckt's auf, angſtvoll, gequält. Du willſt etwas ſagen — mir oder ihm — ich will

es nicht wiſſen! Und du kannſt es nicht einmal ſagen, du darfſt nicht ... Und wenn du es doch ſagteſt, wär's Verrat — an mir oder ihm? Ich will das auch nicht wiſſen. Ich weiß nur, daß einer ſterben muß. Die grünen Augen werden kalt, leer. Du fühlſt das Unentrinnbare. Du vermöchteſt es vielleicht abzuwenden — du vermagſt es nicht! ... Irgend etwas lähmt dir die Kraft, irgend etwas Geheimnisvolles, das mit dir ſterben ſoll. Deine Hand will ſich heben, ſie hebt ſich auch. Du willſt ihm winken, du winkſt ihm nicht.

Die Pferde ziehen an. Wir verneigen uns tief.

Du hatteſt ein Schickſal in der Hand, Aſta — du haſt es nicht mehr ... Es mußte wohl ſo kommen.

Auf dem Rückweg zum Platz kommt uns Gräfin Lagrange entgegengeſchlendert. Sie ſcheint außer Engagement zu ſein und hat Wind von meinen Erbſchaftsausſichten. Das macht eine ſo abſolut erkaltete Freundſchaft gemütlich wieder aufflackern. Tweſten merkt ſofort die Abſicht. „Kümmerlich ſucht ſich das Eichhörnchen ſeine Nahrung," murmelt er.

„Gott, ſie war die Schlimmſte noch nicht! ... ein bißchen habgierig ..." antworte ich milde.

Karlchens Tugend aber iſt empört. „Wollt ihr euch von dem Frauenzimmer anſprechen laſſen? Ich kenne ſie nicht! Und wenn ſie's doch riskiert, ruf' ich einen Schutzmann."

„Lauf, lauf, mein Jungchen! Steck aber nur keine Bilder 'raus, weißt du ... Ich habe mit ſo was in meinem Leben nicht halb ſo viel zu thun gehabt wie du — meine Uniform geniert's trotzdem nicht. Uns ſieht ja keiner. Wir kommen auf den Sattelplatz nach."

Tweſtens Ironie zieht hier nicht. Karlchen trabt davon, hart an der Saphirkönigin vorbei, ſieht ſie an, grüßt nicht. Jedenfalls hat er ſeine Galerie

ſchon verbrannt. — Mir iſt meine alte Liebe gleichgültig, das heißt ihretwegen begeht Louis Carén keine Thorheiten mehr. Gegen ein verſchwiegenes Wiederſehen habe ich jedoch nichts, vielleicht kann ſie uns heute nützlich ſein.

An einer Wegenge ſind wir geſtellt.

„Tag.“

„Tag.“

Die Wiederſehensfreude meinerſeits iſt mäßig. Gräfin Lagrange ſieht darüber hinweg. Wir drücken uns engliſch die Hand, weil's Mode iſt, blaſiert kühl. Die Manieren einer Dame von Welt hat ſie, und Tweſten gönnt ihr ein ironiſches „Gräfin“, was Unſchuldige leicht irreführen könnte.

„Ich habe keine Ahnung, daß du in Berlin biſt, Ludwig ...“ Sie hat eine Abneigung gegen „Louis“, nur in Schäferſtunden oder in der Wut nannte ſie mich bei meinem ſchönen Namen. „Wohnſt du wieder im Kaiſerhof oder haſt du deine eigne Wohnung?“

„Ich weiß nicht.“

„Nun ſeien Sie aber mal nett, Graf Tweſten! Wohnt Louis überhaupt in Berlin?“

Tweſten, der ſich mit der Reitpeitſche den Staub von den Stiefeln abklopft, weiß natürlich auch nichts.

„Dann will ich's euch ſagen. Ludwig wohnt in der Kaiſerhofdependance.“

„Liebe Gräfin, warum lügen Sie eigentlich immer zuerſt? Ich glaube Ihnen doch nie ein Wort.“ Tweſten weiſt ſie ganz ruhig zurecht.

Gräfin Lagrange lacht. Sie hat ſich in der Zwiſchenzeit ein recht gewöhnliches Lachen angewöhnt. Nun könnte ſie uns eigentlich laufen laſſen. Sie denkt nicht daran. „Sagt mal, war das nicht Karlchen Serner, der vorhin an mir vorbeiging? Das Schaf grüßt nicht. Iſt wohl poſitiv blödſinnig geworden?“

„Das ſoll er gut machen, Gräfin ... Wollen Sie mit uns im Kaiſerhof eſſen? Sie ſind hiermit feierlichſt eingeladen, aber keine auffälligen Juwelen, wenn ich bitten darf.“

Sie ſagt beglückt zu. Tweſten, der wenig hat, noch weniger für ſolche Paſſionen ausgiebt, war immer ihre heimliche Liebe. Er behandelt ſie als das, was ſie iſt. ‚Mucks nicht! Sonſt giebt's was — im übrigen begnüge dich mit meiner durchſichtigen Ironie.‘ Dieſe Art Achtung ſcheint der Saphirkönigin wohlzuthun. Darauf wird ſie gleich verabſchiedet, mit einem halben Gruß von mir, mit einer leichten Bewegung der Reitpeitſche von ihm. Der olle Oberſt naht. Das macht ſolche Gräfinnen überflüſſig. Der Satan iſt ſicher beim Rennen. Er arrangiert für mich alles ſo hübſch, natürlich. Ein Souper, wo wir drei Grafen unſre Erinnerungen tauſchen, könnte ſehr früh und ſehr nüchtern ausgehen — ein Souper, dem Gräfin Lagrange präſidiert, iſt endlos und macht heiße Köpfe. Das will ich gerade.

Aber wie die Diebe ihren Gott haben und meine Namensvettern, die franzöſiſchen Ludwige, ehe ſie einen Krieg vom Zaune brachen, immer erſt inbrünſtig ihre Schutzpatrone anflehten, ſo ſehne ich mich heut nach einem beſonders anſtändigen Menſchen, einem Heiligen, wenn man will. Jaromir iſt auf dem Rennen, iſt anſtändig angezogen. Warum ſoll er nicht wieder nach langer Entſagung Sekt perlen ſehen? Wer lange im Kaſino lebte, bewahrt auch bis ins hohe Alter Matthäus Müller warme Gefühle. — Ich ſuche und finde meinen Mann ſofort. Einige leichte Bedenken, die ich zerſtreue. Er hat Stallluft geatmet, die leichtfertige Eleganz der Rennbahn auf ſich wirken laſſen, und er iſt gern mein Gaſt. Meine gräflichen Freunde haben nichts geſehen ...

„Alſo um ſechs Uhr, Jaromir, nicht etwa in Schwarz, ſondern ſo wie Sie ſind!“

Und ich erledige das übrige durchs Telephon.

*

Vielleicht iſt alles ein Traum?

Ein kleiner, gemütlich eleganter Salon, an den Wänden Gobelins, die diskrete Helle des Glühlichts auf den weißen Gedecken der Tafel ſchimmernd — das Sammetrot dunkler Roſen in den kunſtvoll gefalteten Servietten, hellblitzende Sektkelche, matter Silberglanz. Draußen voller Tag, Droſchken, Menſchen. Dieſes Gemach wird nur den Intimen des Kaiſerhofes geöffnet. Man iſt im Hotel — und iſt doch bei ſich. Das wirkt exkluſiv pikant.

Karlchen blinzelt durch die koſtbaren Vorhänge auf die Straße, ich ſpiele mit dem Menü. Daß einer von uns dem andern ans Leben will, wer ahnt es?

Tweſten macht noch auf ſeinem Zimmer Toilette, natürlich Zivil, denn niemand weiß, wo und wie es ſchließlich endet. Die Gräfin Lagrange wohnt auch hier unter erdichtetem Namen. Wenn ſie die Robe wechſelt, wechſelt ſie ſtets die ganze Spitzengarnitur. Das koſtet viel Zeit und noch mehr Geld, mein Beutel kann ein Lied davon ſingen.

Die Kaminuhr ſchlägt ſechs. Jaromir erſcheint militäriſch pünktlich. Er und das frühreife Karlchen kennen ſich zur Not noch. Dann Tweſten mit weißer Weſte und lappigem Batiſthemd — er begrüßt den Verſicherungsagenten völlig als ſeinesgleichen, die Rennbahn macht wohl ſcharfſichtig, aber nicht heikel. Eine halbe Stunde ſpäter erſcheint Gräfin Lagrange, ſchwarz, chic, eine Art Reitkoſtüm, das mich einſt an der ſehr mittelmäßigen Schulreiterin bezauberte. Vielleicht ſoll auch dieſe Erinnerung bezweckt werden.

Serner berührt dieſes Aſtaſchwarz ſo unangenehm

wie mich. „Die auch? Das hättet ihr euch ſparen können.“

Tweſten erhebt ſich langſam aus ſeinem Fauteuil mit ironiſch tiefer Verbeugung.

Ich ſtelle vor: „von Jaromir — Gräfin X. X., ſagen wir, eine Couſine von mir.“

Der ahnungsloſe Agent klappt mit den Abſätzen zuſammen, der Kopf verſinkt zwiſchen den Schultern. Tweſten lächelt, Serner huſtet provozierend. „Nicht zu tief, Herr Kamerad!“ ſage ich. Die lächelnde Wut des edeln Geſchlechts Lagrange gilt merkwürdigerweiſe nur dem „Führeiſen“, von dem ſie nichts zu erwarten hat.

Die Gräfin präſidiert als Ehrendame zu meiner Rechten; ſie hat es ſo gewünſcht. Bis zum Sekt ein langweiliges Mahl. Das Rotwelſch des Sports, pikante Hiſtörchen. Wenn die Herren bei den Pointen nicht ſo wiehernd lachten, könnte man es für ein Familiendiner halten. Karlchen ſchweigt und trinkt. Er ſollte das nicht thun.

Sobald der Pommery in den Kelchen perlt, taut die Gräfin auf. Sie kam meinetwegen nach Berlin, das iſt klar. „Du, den vorigen Winter war ich in London, Ludwig — ſchöne Stadt ... Hätte mich brillant verheiraten können, wenn ich gewollt hätte.“

„So.“ Es iſt mir ſehr egal.

„Ein Baronet ...“ Sie ſtreicht ſich dabei über das Kleid, als wenn ein ſolcher Bewerber gar nichts Beſonderes wäre.

„Ein lebendiger?“ fragt Tweſten, der zugehört hat.

„Es wird wohl der Prinz von Wales geweſen ſein.“ Das iſt Karlchen.

„Sprechen Sie doch mit dem Herrn da drüben, Graf! — Und Sie da habe ich überhaupt noch nicht gefragt.“ Zuweilen fällt die Gräfin aus der Rolle

der großen Dame, und die Gepflogenheiten der Manege gucken heraus.

Dann spricht sie ruhig weiter. „Er hat ein Schloß in Schottland ... Fuchsjagd ... Ihr in Deutschland schießt immer noch Füchse — hetzen ist feiner ...“

„Warum hast du ihn nicht genommen, Frida?“ Das „Du“ will mir nicht recht und „Sie“ wäre lächerlich.

„Ich wollte nicht, Ludwig.“

„Warum?“

„Das wirst du am besten wissen, Ludwig.“

„Ich?“

„Ja, du! — Und solch einen Mann muß man nun lieben!“

„Was du nicht sagst, Frida!“

Sie nimmt jetzt ihren Schildpattfächer vom Tisch und giebt mir einen allerliebsten Schlag auf die Hand. „Du glaubst mir nicht, du süßes Scheusal, daß ich ordentlich Heimweh nach dir gehabt habe?“

„Nach mir oder nach meinem Gelde?“

„Pfui! Das durfte nicht kommen.“

Sie wendet mir den Rücken und kokettiert mit Twesten. Um mich eifersüchtig zu machen? Lieber Gott! Und so was hat einen nun fast ruiniert — so was möchte einen von neuem ruinieren! Was hat mich wohl an ihr jemals gereizt — ich frage, was? Sehr hübsch war sie, sie ist es sogar noch — gerade genug, um sich einmal zu vergessen. Ein regelmäßiges Gesicht, jetzt etwas scharf; ein schlanker Hals, jetzt frisch gekalkt; ein harter, habsüchtiger Mund, ich habe ihn so oft geküßt. Ich studiere dies Gesicht förmlich, weil ich den intimen Reiz finden möchte, das unsagbare Etwas, das mich bezaubert haben muß. War's wirklich nur das „Gewöhnliche“ dieser Cirkusdame? Denn in schwere, blonde, glanzlose

Flechten verlieben ſich doch nur Sekundaner. Und eigenartig iſt allein dieſes jetzt von der Brennſchere gequälte Haar. Ich könnte gemütvoll die ſogenannte Gräfin mit dem Fuße wegſtoßen, bis ſie glücklich auf der Straße iſt. Ich thu' es nicht, weil ich ſie noch brauchen kann, brauchen werde, ich weiß nur noch nicht wie.

Und ſie ahnt meine Gedanken nicht. Ein Vielliebchen, das ſie mit Tweſten gegeſſen hat, ein verführeriſches Lächeln der graublauen Augen, das mir mein Ulan erſt herübertelegraphieren muß, weil ich es wirklich nicht geſehen habe — nun werde ich wohl eiferſüchtig genug ſein.

„Na, Schatz, wieder vernünftig?"

„Sehr, meine teure Frida."

„Alſo du haſt mich noch ein bißchen lieb, Louis?"

„Unendlich!"

„Rück ein klein wenig näher, du leichtſinniger Kerl du! ... Soll ich dir was anvertrauen? ... Du biſt doch der Nettſte! ... Sag übrigens, mir fällt da gerade was ein, hatteſt du nicht eine Tante?"

„Allerdings, Frida."

„Lebt ſie noch?"

„Wenn ſie nicht geſtorben iſt."

„Iſt ſie nicht geſtorben, Louis? Mir iſt doch ſo ..."

„Nein."

„Wirklich nicht?"

„Du hörſt ja."

„Aber dir geht's doch gut, Louis?" So fängt man Gimpel.

„Schlecht, Kind. Kein Geld."

„Ach, das dumme Geld! Nach dem Geld hab' ich mich doch nicht etwa geſehnt! Ludwig, und wenn du keinen roten Dreier hätteſt! ... Du, deine Tante lebt doch nicht mehr?"

„Sie befindet ſich ſehr wohl!“

„Nun wird mir aber dein Lügen langweilig, Ludwig! Sie iſt am ſiebzehnten geſtorben.“

„Wenn du das wußteſt, Frida, warum das lange Examen?“

„Ich hatte an deine Tante gar nicht gedacht, nur an dich, und daß du mir immer ſo haarſträubend untreu geweſen biſt.“

„Das iſt ſehr hübſch von dir. Traurig iſt nur, daß mich meine Tante enterbt hat.“

„Enterbt? — Dich?“

„Ja, mich!“

„Armer Kerl! Das thut mir wirklich furchtbar leid ... Ja ... ja ...“ Das Intereſſe an Louis Carén entflieht ſeiner Geliebten wie einem Sterbenden die letzten Seufzer.

Da platzt Tweſten, der ſeine Ohren überall hat, wo er ſie nicht haben ſoll, los: „Die Gräfin iſt wahrhaftig auf den Leim gegangen! — Louis iſt nämlich wieder Großkapitaliſt, reicher und leichtſinniger als je. — O Gräfin, das letzte Ja war nicht diplomatiſch! Und Sie ſind doch ſo lange und ſo innig mit der Diplomatie liiert geweſen!“

Der ganze Tiſch lacht, ſelbſt Serner verzieht ſauer-ſüß den Mund.

Aber Gräfin Lagrange erwidert mit Haltung: „Louis weiß ganz genau, daß ich nie einen andern Mann geliebt habe und lieben werde. Nicht wahr, Louis?“

„Jawohl, mein Schatz.“

In der Tonart geht's weiter. Die Komödie dieſer Zuneigung würde mich anekeln, wenn ſie nicht in einem ſo tollen Gegenſatz ſtände zu dem, was ich heute will.

Die Stunde verrinnt. Es iſt doch wohl alles ein Traum.

Sieſtaſtimmung — der dicke, blaue Importen-

rauch wirbelt in die Höhe. Die Herren ſitzen in ihren Fauteuils vergraben, etwas abſeits von der Tafel. Die Servietten liegen fleckig, zerknüllt zwiſchen den Deſſerttellern. In den abgeſtandenen Kelchen ſteigt zuweilen eine zögernde Perle auf. Wenn eine Hand wie aus Mitleid nach dem Weinreſt hinübergreift, iſt's eine rote Hand mit geſchwollenen Adern. Der Geiſt des Alkohols iſt über dem Raum. Das gemütliche Sich-gehen-laſſen, die unnötige Erregung, das trunkene Mißtrauen ſpiegeln ſich auf dieſen grundverſchiedenen heißen oder blaſſen Männergeſichtern. Tweſten liegt verkrümmt, das eine Bein weit von ſich geſtreckt, das andre über der Seitenlehne des Fauteuils baumelnd — er trinkt nie zu viel, nur die Backenmuskeln ſpielen ironiſch. Der Agent ſpricht auf ihn ein, die Augen im roten Geſicht funkeln, und ſticht mit einem Obſtmeſſer in die Lüfte. Sie verhandeln natürlich Kommiß. Der rotbärtige Jägerhauptmann muß daran glauben ... „Ich ſage Ihnen, ſo ein gemeiner Schubiak ... ſchrieb hinterrücks an meinen Vater ... So ein Lump, der vor dem Major kroch und die Leute aufs gemeinſte ſchimpfte. Zog die Kerls bei jedem Appell beinah aus, nie mit der Garnitur zufrieden, dabei er ſelbſt der ſchmierigſte von allen, die Aufſchläge ſchwarz ſtatt rot. Ich hätte meinen Burſchen einſtecken laſſen für ſo einen Anzug ... Und der Hund auf ſeiner alten braunen Lieſe, die beſtändig auf den Knieen lag! Bei den Attacken immer geraſt: ‚Schneller, ihr verfluchten Kerls, ſchneller!‘ Und als er beim Manöver mitlaufen mußte, da hieß es gleich: ‚Kinder, rennt doch nicht ſo!‘ Auf 'nem Gaul da können ſie Mannſchaften ſchinden, aber zu Fuß da ſind ſie ſelber die ſchlappſten. Ich hätte ihn auch ſicher noch gefordert ... In unſerm wunderbaren grünen Rock ſolch eine Giftkröte mit Sommer-

ſproſſen und ſchlechten Zähnen! Jetzt iſt er Infanteriſt, hoffentlich bricht er ſich da wenigſtens den Hals . . ."

Es iſt die blutdürſtige Kaſino-Unterhaltung, zu der Tweſten lächelt, weil der fanatiſche Agent wild mit dem Meſſer fuchelt und alle Zigarrenaſche auf den Teppich ſtreut. „Morden Sie mich nur nicht: ich bin nicht Ihr Hauptmann!" Ja, der Sekt thut Wunder. Der Agent vergißt die Gegenwart, freilich nur, um ſie plötzlich nach einem Blick auf die Bauchbinde ſeiner Zigarre kohlſchwarz wiederzufinden. Wer kennt die Gedankenſprünge benebelter Gehirnnerven? Die blonde Ethel erſcheint ihm plötzlich mit verhülltem Haupte. Er möchte ſie ſo gern haſſen! Er haßt die Frauen überhaupt, die Ehe . . . „Sich auf die Dauer in eine zu vergaffen, iſt das nicht dumm, lächerlich? Sagen Sie ſelbſt, Graf! . . . Nur Narren, nur Narren thun das! Ich danke ergebenſt." Und er ſelbſt iſt ein ſolcher Narr mit ſeinen zitternden Comptoirhänden, ſeinen unruhig flackernden Augen, ein vornehmer Narr, dem wir alle nicht das Waſſer reichen. — ‚Man hat doch ein Gewiſſen!' — Jawohl, du haſt eines, kleiner Mann, und ich werde dich auch zwingen, wieder aufzutauchen zu den anſtändigen Menſchen, zu denen du gehörſt. Ich bin ja wieder reich. Warum ſoll ich nicht bei dir mal Schickſal ſpielen? Du biſt mir ſogar lieber als der lange Tweſten, der deine Schulter klopft und ironiſch beiſtimmt: „Sehr richtig, Herr Kamerad. Die Ehe iſt höchſtens als Training zu betrachten — was meinſt du, Karlchen?"

Karlchen knurrt. Karlchen iſt überhaupt ſchweigſam, verſtimmt. Und je mehr er trinkt, je ſtärker ſich das Vogelgeſicht rötet, um ſo mehr wächſt irgend ein geheimer Groll. Ich weiß nicht, ob mir der Groll gilt oder der Alkohol die Mißtrauensanwand-

lungen ruft, die ſo großmütig vergeſſen waren. Die Vogelaugen ziehen ſich zuſammen, die Monoclefalte markiert ſich ſcharf. Vielleicht ſchwelgt er in Erinnerungen — mein Sieg bei Gräfin Lagrange damals war etwas leicht, etwas ſehr leicht.

Ich könnte über die beiden lachen — über ihn, deſſen ſchwimmende Augen mich durch den Zigarrenqualm ſuchen, über ſie, die graziös im Fauteuil ruht, die Zigarette zwiſchen den Lippen, die ſeine Feſſel entblößt, wie ſie mir von der Liebe erzählt, die ſie nie verlaſſen, und ihren Anbetern, denen ſie immer entflohen — und das, während der Juchtengeruch dem ſchwarzen Kleide entſtrömt, die Augen kalt leuchten in Gedanken an neue Juwelen, neue Verſchwendung, indes ich aus jedem Satz genau heraushöre, welche Ausdrücke und Gedanken ſie mir ſtahl, und welche und wie viel mehr noch ſie den tauſend andern, vor oder nach mir, entlehnt hat. Ich lache nicht. Ich lächele — ein gekniffenes Lächeln. Der ſeltſame Entſchluß von der Rennbahn ſteht feſt, er macht mir kein Grauen. Nur das Wie? — Ich bin nüchtern, ſo viel ich auch getrunken habe, und der Nikotinrauſch, der Alkoholdunſt, die auf die andern Geſichter ein ſo befremdliches Licht werfen, thun mir ſo wenig wie einem von der Schlange Gebiſſenen der Cognac, ſelbſt wenn er ihn literweiſe hinabgöſſe. Aber das Wie, die Komödie, die den Anlaß geben ſoll, kann ich nicht zuſammendichten. Die Gelegenheit muß ein andrer machen! Und es darf auch nicht hier ſein, ich will mehr Spelunke, mehr Gemeinheit, daß der eigne ſcheußliche Wunſch darin untertauchen kann wie in etwas ſelbſtverſtändlich Gleichem . . .

Es iſt doch wohl kalter Wahnſinn, eine Spielart der Geiſteskrankheit, die meine Nerven zufällig ſtrafft, andre vielleicht lähmt. Ich will — ich will! Ich bin ein Menſch, der mit Scheuklappen auf ſein Ziel los-

geht ... Neugierig bin ich nur, wenn alles vorüber ist, was dann das sogenannte Gewissen und der Verstand sagen werden? Karlchen Serner stirbt — und ich liebe nicht mal Asta Le Fort.

Endlich wird die Sitzung aufgehoben. Es ist Zeit. Der Agent schwankt leicht, Karlchen ist leichenblaß.

„Doch zu Lukas?“ fragt Twesten, während ihm der kleine französische Kellner den hellen Sportpaletot anzieht.

„Selbstverständlich!“ Die „Gräfin“ bekommt an Vergnügen nie genug.

Aber Karlchen zaudert, murmelt etwas, sieht mich oder die Gräfin oder uns beide scharf an. Dann sagt er beleidigend laut: „Was gehen Sie eigentlich in Schwarz — Sie? Ueberlassen Sie das doch Damen!... Recht aufgedonnert, das stände Ihnen!“

„Menage, Menage!“ warnt Twesten.

Die Gräfin, die sich erst an mich geschmiegt, läßt mich, geht fauchend auf Serner los: „Bekümmern Sie sich um sich, Outsider!“

„Outsider ist nicht schlecht, Karlchen. — Fortsetzung bitte erst vor der Thür, meine Herrschaften. Spektakel vor Kellnern liebe ich nicht.“ Twestens ruhige Ironie wirkt. Wir passieren ohne Zwischenfall die teppichbelegten Treppen. Draußen weht's kühl, die Laternen flackern. ‚Serner hat genug, wird nach Hause ziehen,‘ denke ich. Er rennt aber stiernackig in sein Geschick. Den kerzengeraden Gang hätte ich ihm nicht zugetraut — auch das verbissene Schweigen nicht. Es ist überhaupt eine schweigsame Expedition, deren Spiegelbild auf dem Asphalt in riesenlangen Schatten dahingleitet; nur einer wankt von Zeit zu Zeit, das ist der Mann mit dem neuen Sommeranzug.

Vor der Thür des Restaurants der deckelnde

Diener. Karlchen, der bisher geführt hat, macht Front. „Die Frau Gräfin und Gemahl zuerſt, bitte!“ Ich zucke die Achſeln. Wünſcht vielleicht auch er ein Rencontre? Mir iſt die Bemerkung nicht albern genug als Anlaß.

Dies Lokal iſt endlich das rechte. Gepreßte Lederſeſſel, Delfter Majoliken, auf dem Schenktiſch ein brodelnder Waſſerkeſſel und die ſeltſam geformten holländiſchen Liqueurgläſer; davor auf Schemeln hockend zwei halblaut lallende Dandies, die ſich ſtier umſehen. In der Luft liegt der heiße Dunſt von Grog und ſüßlichem Alkohol. Hier amüſiert man ſich nur nach Mitternacht. Gräfin Lagrange empfindet die ſchwerfällige Eleganz, das rote, verſchwiegene Licht wie ein Lebenselixir — hier iſt ſie zu Hauſe.

„Gardeducorps!“ Der Herr am Büffett präpariert die Miſchung, der Aufwärter bringt ägyptiſche Zigaretten. Wir ſind wohlbekannt um dieſe Zeit — einmal zu laut, einmal zu ſchweigſam. Heute das letztere. Tweſten drückt ſich in eine Ecke, kneift die Augen zuſammen — „der Rauch beißt!“ — ſieht mich plötzlich groß an. „Weißt du, wie du ausſiehſt, Louis? Wie ein Verbrecher.“

„Danke.“ Und ich fühle, daß er recht hat, daß dieſe verdorbene, ſchwere Luft den Raubtierinſtinkt weckt, der ſchon ſchlummern wollte.

„Heute möchte ich gegen dich kein Rennen reiten, Louis!“

Karlchen, der ſtumm eine kleine Roulette ſurren läßt, ſieht auf, blinzelt, thut, als wenn er ſchlafen wolle.

„Ach, erzählen Sie doch von dem Rennen, Graf! Wie war's eigentlich? Sie erzählen ſo gut,“ bittet die Gräfin. Sie weiß, daß ich dieſe alte Geſchichte nicht liebe — und daß ſie Serner noch viel weniger liebt. Darum ſchließt der auch jetzt die Augen.

„Alſo ... Wie war's doch? ... Alſo ... ja ... Carén hatte den wunderbaren Gaul, die Irina ... todſicher erſter! Es ſollte über Hinderniſſe gehen, Preiſe waren ſehr mäßig. Ich hatte mir Zoll für Zoll die Bahn angeſehen. In der Mitte eine Art Sumpf, den man umreiten muß, wenn man nicht erſaufen will. Der verwünſchte Sumpf ... Mir fiel auch die berühmte Roſenbergſche Geſchichte ein, wie der ſich einen ſehr verſchmitzten Pfad mit Reiskörnern markiert hatte und den Favoriten mit Moßner im Sattel glänzend ſchlug, obgleich der herausholte, was er konnte. Und, weiß Gott, das Manöver geht auch hier! Ich trample mir einen Weg zurechte ... Nur Carén nichts merken laſſen! Es geht nämlich nichts über wahre Freundſchaft ... Wir gondeln alſo tags drauf beim Rennen los. Carén kommt vorzüglich vom Start, ich mit meiner Zicke bin ihm hart an den Eiſen. Die Irina macht ihre Sache wunderbar. Carén zum Skelett abtrainiert, um das Maidengewicht auszunützen, liegt vorn, rührt ſich nicht — hat ſich in den Kopf geſetzt, erſt im Einlauf vorzugehen. Karlchen iſt ganz hinten, macht vor jedem Hindernis ein kleines Schläfchen — aber ſonſt ſeelenvergnügt. ‚Warte, Louis!‘ denke ich, ‚dir werden wir den Zaum ſchon pinſeln!“ — Am Sumpf der Favorit links ab — großartiger Galopp — das Feld hinterher. Ich geradeaus auf meinem Schmuggelwege, mir nach galoppiert nur der kleine mißtrauiſche Lechow, der ſpäter ſo elend um die Ecke ging, kommt höchſtens als zweiter an, geniert mich alſo weniger. Ich reite aber, was das Zeug hält, denn der Teufel traut dem Apotheker. Nicht zur Seite geſchielt, nur nach Hauſe! — Die Irina konnte ja überhaupt nicht mehr in Frage kommen. — Und plötzlich treibt der Dragoner hinter mir ſcharf, ſchärfer. Den Kerl muß der Teufel reiten ...

Dann kommt ſo ein dumpfer Laut von den Tribünen her, ein paar ſchreien. Es geht was vor. Ich bin auch glücklich durch, wieder auf dem Geläuf. Nun gieb her, was du haſt, Gaul! . . . Die Tribünen toben. An der letzten Hürde bleibt der Dragoner zurück. Und da — ja da . . .“

Und da . . . Ich höre die ſchleppende, trockene Erzählung nicht mehr. Ich reite mein Rennen noch einmal ſelbſt. Ich ſehe mich an der verhängnisvollen Ecke abgaloppieren, den Preis ſchon in der Taſche — und eine Sekunde ſpäter den Tweſtenſchen Braunen wie ein Geſpenſt mitten durch den Sumpf ziehen. Einen Moment mag ich wie verſteinert im Sattel geſeſſen haben, während die Tribünen, die Hinderniſſe, ſelbſt die ſtrahlende Sonne vor meinen Augen tanzten — einen Moment nur! ‚Der Gaul oder ich!‘ — und da reiße ich mich von dem verlorenen Felde los, das ich führte. Ich *will* ſiegen. — Ich habe ſinnloſe Tierquälerei ſtets verabſcheut, das Pferd war mir der liebe Kamerad, aber in jenem Augenblick fühlte ich die kalte Raſerei in mir aufſteigen, die ungemeſſener Eitelkeit entquillt und der jedes Mittel recht iſt. Der Preis, die lumpigen zwölfhundert Mark reizen den Verſchwender nicht, wohl aber der Platz, die ſogenannte Ehre, das Beifallsgeheul, das dieſem Gewaltritt doch nicht verſagt blieb. Ich ritt die edle Stute ohne Wimpernzucken zu Schanden. — Die letzten tauſend Meter mußte die unvergleichliche Steherin fliegen. Und ſie flog. Irina war kein nervöſes Tier, den erſten Sporendruck verſtand ſie darum nur halb. Wohl ſtreckte ſie ſich ſchnaubend und ließ das Rudel weit zurück, aber noch immer war's der vornehme, lange Steeplergalopp, der ſcheinbar mühelos jede Entfernung maß. Das „Mehr“, das Ausreiten ſo weit vor dem Ziel, wie das Hohngelächter des zweiten

Platzes befahl, verstand sie nicht. Der erste Peitschenhieb lehrte es sie. Jetzt begriff sie. Und da gab sie her, was sie hatte. Die Tribünen verstummten langsam. Zuerst hatte die Leute der findige Twesten interessiert und die Schindmähre hinter ihm, wie der Trick immer die Menge begeistert — jetzt interessierte sie der tollgewordene Favorit, der die zweihundert Meter Umweg holen wollte, gleichviel, wie teuer bezahlt. — Und er holte sie! — Einige höhnende Rufe noch ... dann vernahm ich keinen Laut mehr. Ueber die letzte Hürde ging ich im Flug, dann an Lechow vorüber, der wahnsinnig treibend das Tempo verschärfte. Twesten schielt zurück. Ich bin ihm an den Eisen. Und jetzt treibt er auch! Sein Pferd war noch frisch, Irina hatte nichts mehr. Die Tribünen ahnen es. Ein verschwommener Laut, ein höhnisches Murmeln, das wie eine Welle über den Rasen an mein Ohr dringt und mich treibt, das Unmögliche zu versuchen, während Twestens Brauner unter scharfer Peitsche in den Einlauf geht. Einem ausgepumpten Tier das herauszuholen, was es nicht mehr hat, ich brachte es fertig. Irina, an Kopf und Hals sehr empfindlich, fühlte den ersten schweren Hieb die Ganasche lang, als ihr der wütende Schmerz die entschwindende Kraft wiedergab. Und triefend, stöhnend kam sie auf, wie elektrisiert von der Raserei des Reiters ... Gnatsch — gnatsch! ... immer derselbe scheußliche Hieb, der sie dem Braunen endlich an die Gurten brachte ... Gnatsch, gnatsch ... Ich habe noch den Ton in den Ohren. Die Tribünen regen sich auf, reiten mit. „Feste, feste!“ Die Bande packt der wilde Taumel, wo sie rot sieht — dazwischen nur wenige empörte Schreie, „Pfui, pfui, das arme Tier!“ — aber die Begeisterungswelle verschlingt es sofort ... Gnatsch — gnatsch! Ich haue ohne Pause. Ich sehe, wie

Tweſten treibt, treibt und nicht vorwärts kommt; dann ſchimmert nur noch ein brauner, naſſer Hals neben vor. Irina ſtreckt den Kopf als erſte durchs Ziel. Der Lohn dafür: Lachen, Toben, ein Sturm des Beifalls, denn auf das Mitleid beſinnt ſich die Maſſe erſt fünf Minuten ſpäter. Als ich in Handgalopp fallen will, ſtolpert die Stute — bricht nieder — verendet . . .

Ich will die Erinnerung an dieſen Tag nicht; ſie gewöhnte mir meine Rennpaſſion glücklich ab. Aber wieder fühle ich das kalte Raſen über meinen Rücken rinnen, ein Strom, genau ſo mitleidslos, ſo eiſig wie der, als ich heute den Händedruck der beiden ſah.

Auch Tweſtens Erzählung ſcheint zu Ende. „Bravo, Outſider!“ Das vernehme ich noch gerade, weil es halblaut geſprochen iſt, vorſichtig. Aber der ſchlafende Serner zuckt leicht mit den Wimpern, und die Adern an der Schläfe ſpielen. Daran erkenne ich, daß es mit dieſem Outſider eine beſondere Bewandtnis haben muß. Mir dämmert auch etwas . . . Und da fühle ich ſtärker die Kälte über meinen Rücken rieſeln. Während der ſinnloſe Ritt mir noch jetzt herzlich leid thut und kein Ruhmeskitzel den Ekel vor meinem Thun abſchwächt, kann ich doch mit gekniffenen Lippen kaltblütig an das denken, was ich eigentlich hier will.

Tweſten erzählt weiter: „Nach etwa zehn Minuten kam nämlich Karlchen ganz gemütlich angeritten, von ironiſchem Beifall überſchüttet. Sieht ſich höchſt verwundert um, klettert von ſeinem Schinder. Auf dem Wege empfing ihn ein Kamerad mit einem faden Witz, nicht böſe gemeint, ſo eine Schuljungendummheit, mit der wir Karlchen ſchon auf der Kriegsſchule bis zum Wahnſinn ärgern konnten. Irgend ein Großvater von ihm ſoll nämlich ſtiller Socius von einem Cheviotfabrikanten geweſen ſein, daher

die Moneten. Zu guter Letzt iſt doch nichts dabei, aber Serner wird nun einmal rabbiat bei jeder Anſpielung und ‚huppte‘ als ausgewachſener Menſch noch mal darauf — direkt tobſüchtig, es war eine Scene, die ‚jemand‘ unmöglich machte, obgleich ſie vertuſcht wurde. Jeder hat eben ſeinen Kanarienvogel, da hilft nichts — Carén hat wieder einen andern . . . Karlchen, du ſchläfſt doch?“

Karlchen rührt ſich nicht. Aber, wie ich ſcharf hinüberäuge, kann ich das Auge zwiſchen den Wimpern ſchimmern ſehen, und die Schläfenadern liegen wie blaue Stricke in der blaſſen Haut. Er will nichts hören und hört alles.

Darauf fragt die „Gräfin“ neugierig leiſe: „Was ſagte eigentlich der Herr zu ihm?“

„I was! Eine Dummheit war es. Sie ſind auch neugierig wie eine Elſter.“

„Ach, ſagen Sie, bitte, Graf! . . . mir ins Ohr. Seien Sie doch gut!“ Und ſie drängt ſich an Tweſten mit einem ſchadenfrohen Zucken um den Mund.

„Na, endlich auch angelangt, Tuchreiſender? — Das war der ganze Witz,“ flüſtert er zurück.

„Tuchreiſender,“ wiederholt die Gräfin leiſer. Und plötzlich hebt ſie das Glas. „Na, dann Proſt, Tuchreiſender!“ Das iſt, laut geſagt, provozierend. Sie wollte auch nichts andres.

„Sind Sie denn ganz des Teufels!“ knirſcht Tweſten.

Karlchen öffnet langſam die Augen, ſieht uns der Reihe nach an. „Wer ſagte eben Tuchreiſender?“ Die gezwungene Ruhe ſtrafen die zitternden Lippen Lügen.

Die Gräfin ſchweigt.

„Wer ſagte eben Tuchreiſender?“ fragt er wieder, diesmal ganz heiſer.

„Ich!“ antwortete die Gräfin ſchnippiſch. „Schneider ſind auch Leute.“

Karlchen ſitzt mit offenem Mund, die Zunge

bewegt ſich, ohne daß ſie ein Wort herausbringen könnte. Er kennt ſich kaum noch. Mein Augenblick iſt da. Wer die nächſte Thorheit ſagt, iſt geliefert. Ich zögere einen Moment und weiß dabei ſo genau, was ich will, bin ſo eiskalt, daß ich noch den Gedanken denken kann: ‚Wir haben das Opfer in die Spelunke geſchleppt, betrunken gemacht, jetzt rauben wir es aus‘ ... Darauf bemerke ich ganz leichthin: „Tuchreiſender? Wie kann man ſich über den Ausdruck aufregen? Sie heißen doch nicht Iſidor, und Ihre Vorfahren haben doch nicht in Galizien mit alten Hoſen gehandelt. Die Gräfin meinte es wirklich nicht ſchlimm ...“

Karlchen trinkt noch gewiſſenhaft ſeinen Gardeducorpsreſt aus — die Hand ganz feſt am Glaſe —, erhebt ſich langſam und ſagt, ohne mich anzuſehen: „Nun, daß Sie, Herr Graf, weiter nichts ſind als von dieſer ſogenannten Dame ein ...“

Warum das häßliche Wort wiederholen? Es iſt eine Beleidigung, ſo ſinnlos, daß ich ſie vergeſſen müßte, und ſo brutal, daß ich ſie nicht vergeſſen darf.

Die Gräfin Lagrange ſchreit auf. Tweſten zuckt die Achſeln. Ich kann nur lächeln. Aber wie Serner zwiſchen unſern Stühlen durch hinaus will, ſpringt ihm Jaromir entgegen, der bis zum letzten Wortwechſel geiſtesabweſend und ſchwermütig auf die klebrige Tiſchplatte geſtarrt hat. „Sie dürfen nicht lebendig vom Fleck, Herr!“ Er regt ſich mal wieder unnötig auf.

Ich wünſche eine Prügelei nicht. Der Aufwärter guckt ſchon neugierig um die Ecke. „Ueberlaſſen Sie alles übrige mir, lieber Jaromir, wenn ich bitten darf!“

Jaromir ſinkt die Hand, und Serner verläßt das Lokal.

Sechstes Kapitel.

Seitdem sind zwei Tage verflossen.

Morgen früh sechseinhalb Uhr schießen wir uns in der Nähe von Hirschgarten. Zehn Schritt Distanz, sechsmaliger Kugelwechsel. Meine Bedingungen sind so leicht, daß Karlchen nicht übel Lust hatte, sie zu verschärfen. Mir wär's nicht unlieb gewesen. Die Sekundanten ließen es aber nicht zu. Ich habe im voraus allen ihren Abmachungen meine Sanktion erteilt. Weniger blutdürstig kann kein Duellant die schwerste Ehrverletzung auffassen. Das ist nur Berechnung. Abgekartet soll die Sache unter keinen Umständen scheinen. Ich habe in einem tadellos anständigen Lokal, das jeder Offizier in Uniform betreten darf, eine harmlose Bemerkung gemacht und bin dafür auf das pöbelhafteste insultiert worden. Ich ertrug das mit wunderbarem Gleichmut, weil ich der trunkenen Stimmung Rechnung trug. Erst vierundzwanzig Stunden später überbrachte Twesten meine Forderung — das war die Handlungsweise eines peinlich gewissenhaften Menschen, der nüchtern abwägt und endlich thut, was er unumgänglich thun muß. Wer die Frau oder heimlichen Haß dahinter suchen wollte, erntete ein unwilliges Achselzucken bei den Vernünftigen, lautes Hohngelächter bei den Heiß-

ſpornen. Duellpiſtolen mit Viſier und Korn ſind bekanntlich ſehr gefährliche Waffen — nur nicht in den Händen der Gegner. Paſſiert dennoch ein Unglück, ſo bedauert mich die öffentliche Meinung aufrichtig. Ich für meine Perſon pfeife allerdings auf die öffentliche Meinung. Serner hat eine Verſchiebung des Duelltermins gewünſcht, weil heute der Todestag ſeiner Mutter ſei. Ich habe meine Mutter gewiß geliebt, aber er müßte auch an ihrem Todestage daran glauben. Der Aufſchub ward ſelbſtverſtändlich gewährt. Vielleicht iſt's nur ein Vorwand — Karlchen wünſcht ſich noch einzuſchießen. Mag er! Ich habe nicht den Abzug meiner Scheibenſtandpiſtolen in der Zwiſchenzeit berührt; die öffentliche Meinung ſoll mich auch hierin korrekt finden. Daß ich zufällig ſehr ſicher ſchieße, ſteht auf einem ganz andern Blatt. Ich habe doch die Kunſt wahrhaftig nicht geübt, ſie an ihm zu probieren. Wenn ſie ſich trotzdem an ihm bewährt, iſt es begreiflicher Selbſterhaltungstrieb. Piſtolen mußten es ja ſein! In Deutſchland iſt das Florett verpönt — ich könnte ihm ſonſt auch mit dem dünnen, haarſcharfen Stich zwiſchen die zweite und dritte Rippe aufwarten, denn mein Pariſer Fechtmeiſter bildete keine Stümper aus. Der krumme Säbel genügt für ſolche Inſulten nicht. Damit aber Serner gewarnt ſei, habe ich ihm durch meinen Kartellträger beſtellen laſſen, daß ich die Angelegenheit ernſt, ſehr ernſt auffaſſe. Ich hatte dies Zartgefühl nicht nötig.

Obgleich die Geſchichte unter ſtrengſter Diskretion aller Beteiligten verhandelt worden iſt, ſcheint doch etwas durchgeſickert zu ſein. Geſtern abend ſpät wünſchte mich eine Dame durchaus zu ſprechen — die berühmte, tiefverſchleierte Dame. Ich war glücklicherweiſe nicht zu Haus. War es Gräfin Lagrange, die ich ſelbſtverſtändlich noch an dem ver-

hängnisvollen Abend geſchaßt habe, obgleich ich mich ja eigentlich für die Ehre dieſer Dame morgen ſchlage? Nach der Beſchreibung des Portiers war die Geſtalt höher und vornehmer. Die Schleiermaske hätte ja meine „Gräfin“ kaum nötig gehabt. Alſo war's eine andre ... Vielleicht ... aber ich wünſche mir gar nicht klar zu machen, wer es geweſen iſt. Hoffentlich kommt die Dame nicht zum zweitenmal. Ich müßte ſie abweiſen laſſen. Sie ſprach ohne Dialekt, faſt hart ... hm ... auch nicht übel!

Dafür hat mich heute Jaromir heimgeſucht.

Wir aßen zuſammen zu Mittag in einer anſtändigen Spelunke, wie ſie ſeinen Gehaltsverhältniſſen entſpricht. Er hatte wohl blau gemacht, wollte mich tröſten — und ich habe das ſehr nötig! Ein guter Kerl, aber beinahe Sozialiſt, dieſer Agent. Was er mir predigte, war freilich ſo dumm nicht und iſt meine ganz geheime Ueberzeugung auch: die allerbeſte Geſellſchaft iſt thatſächlich die allerſchlechteſte. So etwas muß aber als geiſtvolles Aperçu verabreicht werden, inmitten eben dieſer Geſellſchaft, die ſich darüber totlacht — nicht in dem Garküchendunſt einer Abfütterungsanſtalt, wo es deplaziert iſt. Sonſt geht es dem Agenten gut. Bekommt beinahe hundert Mark monatliches Salär und wird nächſtens, fürchte ich, auf den Menſchenfang ziehen, um ſich Verſicherungstantiemen zu verdienen. Es freut mich, daß es ihm erträglich geht. Es ſoll ihm noch erträglicher gehen, ſobald ich der Beſitzende bin. Mein Dekret dürfte jedoch von der Feſtung oder aus dem Jenſeits datiert ſein.

Und merkwürdig — der ſchwarze Mann iſt der einzige, der hinter dem Rencontre ein Geheimnis wittert. Erſt ging er drum herum ... „Standen Sie ſonſt mit Serner gut?“

„In letzter Zeit sehr gut.“

„Hatten Sie auch an jenem Abend nichts gegen ihn, Herr Graf?“

„Verehrtester, das hätten Sie doch merken müssen.“

Jaromir entschuldigt sich. „Wissen Sie, ich war stark angekneipt ... Hinterher ärgere ich mich darüber immer und mißhandle meinen Blechschädel mit den Fäusten. Doch im Moment bilde ich mir steif und fest ein, ich sitze im Kasino, und die Ordonnanzen müssen fliegen. Hörten Sie, wie ich den kleinen Kellner riß? Es ist so dumm! Und ich versichere Sie, ich habe die Mannschaften nie schlecht behandelt. Mein Rekrutenjahrgang wäre für mich immer durchs Feuer gegangen ... Ich mag Berlin nicht mehr! Man arbeitet, man schämt sich der Armut weniger als irgend wo anders — aber all die häßlichen Neigungen, die man hat, kommen hier erst recht heraus. Es liegt Gift in der Luft.“

„Lieber Jaromir, Sie phantasieren.“

Dagegen empört sich der Kleine. „Nein, nein, nein! ... Mit dem Gift, das stimmt doch. Man wird hier unzufrieden, ohne daß man das will. Ich predige mir jeden Tag hundertmal: ‚Fritz, du hast alle Ursache, zufrieden zu sein — du könntest auf der Landstraße logieren, wenn du nicht Glück gehabt hättest, könntest Falschspieler sein oder noch was Schlimmeres. Und du brauchst nicht mal zu hungern.‘ — Denn ich sage Ihnen, man kommt unter den Schlitten mit einem Ruck, man weiß nicht wie. Und wieder 'rauf kommen, Gott, das giebt's ja nicht! ... Wenn ich nicht eben ... Ich habe heute einen niedergebrochenen Kriegsschulkameraden gesehen, höllisch nobel — aber drei Schritte vom Leib, wenn ich bitten darf! Das ist nämlich ein perfekter Lump geworden. Und in dem verfluchten Berlin wird man

das ſo leicht! . . . Die Gegenſätze drängen ſich ſo zuſammen, immer die Armut neben der Verſchwendung. Ich kann keine eleganten Bummler mehr ohne Neid ſehen. Man wird Sozialdemokrat, da hilft nichts!“

Er würde mich mit noch ſchlimmeren Veränderungen in ſeinem Innern bekannt machen, wenn ich nicht gähnte . . . „Köpfen Sie mich nicht ſofort, Jaromir!“

Jedoch Jaromir köpft. Jaromir iſt in der Rage, Jaromir glaubt feſt, daß Berlin und ſein Gift daran ſchuld ſind, daß Serner und ich uns morgen knipſen. „Sie hatten was gegen ihn, Sie hatten was gegen ihn, Graf Carén!“

„Phantaſieren Sie nicht weiter, Jaromir!“

Darauf inquiriert er treuherzig: „Warum die Bemerkung mit den alten Hoſen? Das war beabſichtigt. Und ob ich auch im Augenblick ſo wütend auf den Kerl war, daß ich ihn am liebſten totgeſchlagen hätte wegen der Gemeinheit — ſpäter habe ich mich doch gefragt: Soll der nüchterne, hochmütige Carén ſich ohne Hintergedanken mit der Dame identifiziert haben? . . . Sagen Sie, Herr Graf, es war ein betrunkener Spaß, und Sie machen mir eine Freude! Ich weiß nicht, ob es damals nur ein Scherz ſein ſollte, als Sie mich auf den Bomulunder hetzen wollten — aber ſolche Scherze macht man nicht, wenn man nicht ſchon ähnliche Abſichten auf andre hatte. In den letzten Monaten habe ich darin ſehr trübe Erfahrungen an mir ſelbſt gemacht . . . Und ſo gutmütig wie Sie, glaube ich, gegen jeden Freund ſind — ich halte Sie für kalt rachſüchtig — Pardon! — wenn Ihnen jemand ernſtlich in die Quere kommt. Hab' ich recht, oder ſind Sie mir böſe?“

„Nein, mein Freund, weder das eine noch das andre! . . . Für Ihre Gemütsſtimmung iſt es das

beſte, daß Sie bald heiraten, da werden Sie die Unzufriedenheit los."

Darauf Jaromir: „Ich heirate nie!"

„Und wenn ich Ihnen erzähle, daß Bomulunder mit Eklat abgeblitzt iſt, daß niemals ein begoſſener Pudel begoſſener von ſeiner Schönen heimlief als unſer Schnapsbaron?"

Jaromir rührt in ſeiner leeren Kaffeetaſſe. „Auch dann nicht."

„Sie ſind kein Realiſt, mein Lieber."

„Nein, das allerdings nicht, Herr Graf. Ich habe das Mädel nämlich auch jetzt noch viel zu lieb, als daß ich mich wegwerfen ſollte. Im übrigen iſt es eine abgethane Sache. Menſchenfreundlicher hat mich die Erfahrung nicht gemacht . . . Glauben Sie, ich möchte eine mit dem Le Fortſchen Gelde gar nicht — wer weiß, wie das verdient iſt . . . Laſſen wir dies Thema! Ich werde ſonſt wieder gallebitter, und das lieben Sie ja nicht, Herr Graf."

Der gute Mann wird mir ſchließlich langweilig. Leviten kann ich mir allein leſen, und dazu habe ich ebenſowenig Neigung. Darum laſſ' ich ihn leichten Herzens ziehen.

Mir thut ein erfriſchender Spaziergang not. Am Vorabend eines ſchweren Duells durch die Weltſtadt zu ſchlendern, muß eigne Empfindungen wachrufen. Ich merke nichts derart. Vielleicht ſind Licht und Schatten ſchärfer geteilt. Die Brillanten in den Schaufenſtern blitzen herausfordernder, die Krüppel ſchleichen gedrückter. Das eine liegt am herbſtlich grellen Gewölk, das andre an der niederſinkenden Dämmerung. Ich gehe ſtraff, der Schritt federt, endlich einmal ein „Morgen", das ganz anders ausſieht als alle vorhergegangenen! Die Nervenanregung iſt wohlthuend. Wenn doch das „Morgen" nie käme! Und es kommt ganz gewiß.

Die ſchleichenden Stunden heut fliegen hier. Ich könnte, glaube ich, ewig ſo weiter wandeln. Keine Linie in dem nervöſen Antlitz von Berlin hat ſich geändert, aber jede Linie iſt charakteriſtiſch, alt und neu, man grüßt ſie wie einen lieben Bekannten, den man lange nicht geſehen hat. Und jeder Laut, ſelbſt das Hin- und Herwogen, es iſt eine angenehme Muſik, die anregt, ohne zu betäuben. Morgen um dieſe Zeit iſt einer hinüber, vielleicht bin ich ſelbſt dieſer eine. Berlin kümmert das gar nicht, die aufzuckenden Lichter in den Läden lächeln verſöhnlich, der bunte Menſchenſtrom wälzt ſich dahin. Nirgends eine aufdringliche Moral! Wo ſo viel täglich ſterben und geboren werden, iſt der eine weniger keine Sünde, nur eine Thatſache. Gehend, ſchauend genieße ich; die Gedanken, die Sinne gleiten nie ſchwermütig oder gierig über den einen Punkt hinaus, der ſie gerade anzieht. Manchmal vergeſſe ich mich völlig, und erſt ein ſchwerer Glockenſchlag muß mich an die fliehende Zeit mahnen oder ein beſonders haſtender Menſch an das ernſte Geſchäft morgen.

In meiner Wohnung empfing mich die Meldung von einem zweiten Beſuch der verſchleierten Dame. Sie war ſchwarz von Kopf bis zu Fuß. Vielleicht iſt es das düſtere Geſpenſt unſers Geſchlechtes, das mir das Ende verkünden will, wie die weiße Frau den Hohenzollern. Die ſchwarze Frau bedeutet allerdings den Tod für einen.

Eine Stunde ſpäter iſt ſie wieder da. Eine Viſitenkarte wird mir überreicht, die ich langſam zerpflücke, während das Zimmermädchen ſpöttiſch zuſieht. Ich bin für jeden zu ſprechen — nur für die verſchleierte Dame nicht . . . Ob Serner geſchwatzt hat? Ich traue es ihm nicht zu. Erſt in dem Scheidebrief ſteht's ihm frei. Und dann iſt's zu ſpät . . . Ich höre die Dame unter meinem Fenſter vorübergehen. Du haſt's gewollt — trag's!

Dann dreh' ich alles elektriſche Licht auf. Ich habe mich an die Unordnung der letzten Wochen gewöhnt, an die umherliegenden Koffer, aus denen halb herausgezogene Anzüge gucken und zerknüllte Batiſthemden. Geordnet wird ſpäter. Es iſt das Zimmer eines Reiſenden, der das Chaos liebt, weil ſein unruhiger Geiſt nirgends aushält. Eigentlich ſollte ich dem Mädchen klingeln, alles fein ſäuberlich packen, wie zu meinem Ausfluge nach Mähren. Weiß ich denn, ob ich von meinem Waffengang zurückkehre? Ich werde zurückkehren! Darum laſſ' ich alles, wie es iſt. Nicht mal den rührenden Abſchiedsbrief ſchreibe ich, worin die Phraſen ſchwinden, weil der Tod dem Schreibenden über die Schulter ſieht. Ich habe keine Gefühle zu verſchwenden — an niemand und für niemand. Entſcheidet das Gottesurteil gegen mich — auch gut. Es wäre eine Ausnahme, denn ich hörte zum Beiſpiel oft, daß der betrogene Ehemann geſtreckt wurde, vom Gegenteil nur einmal ... Das Vermögen meiner Tante zerſtiebe dann in die Winde, wie ſich's gehört, ſchon aus Pietät für meine Gewohnheiten. Den Tod fürchte ich nicht! — Mein ganzes Leben war ein haltloſes Schwanken zwiſchen gut und böſe, zwiſchen Schwäche und Entſchluß. Hält man da oben Kerbholz, ſo habe ich auch ſpäter unter den Engeln nichts zu ſuchen. Giebt es aber den wahren, einzigen Gott, den unſer heuchleriſcher Egoiſtenglaube nur in dem Schrecknis wittert, ſo macht er einen Strich durch jedes Menſchenſchickſal, gut oder böſe, weil er allein die Triebe kennt und die Kräfte und das Schickſal, das ſinnlos über uns hinbrauſt und die Eichen köpft und die Halme nur beugt.

Ich habe mein Tagebuch durchgeleſen, nicht um das Morgen zu entſchuldigen, ſondern um es zu verſtehen. Ich verſtehe es nicht. Ich finde wohl den roten Faden, der durchgeht, einmal feiner, ein-

mal ſtärker, verwirrt und geſtrafft, aber daß ſich aus dieſem roten Faden der Strick ſpann, der nun einen gleichgültigen Hals abwürgt — ja, daß dies logiſch ſo kommen mußte, das fühl' ich nur, ohne es zu begreifen ... Gewiß, das Mädchen hat mich angezogen, es hat mich aber auch abgeſtoßen. Ich habe Regiſter geführt über die Gefühle, die ich hatte und erweckte. Die Entwicklung des ganzen Verhältniſſes liegt vor mir. Ich habe den Schluß mit der Liebe erwartet, ſogar gewünſcht, um endlich ſagen zu können: ‚Ihr beiden hohlen Nüſſe ſeid einander wert.' Ich habe mich gehütet, ungerecht zu ſein, habe die beiden angeſehen wie ein paar Fremde, nur daß ich mich wunderte über ſo viel Schönheit zu ſo viel Nichts hingezogen. Und ich habe mich beſchieden, die Menſchen und die Dinge roſa geſehen, wo ſie ſchwarz zu ſehen mein Recht war. Ich haßte das frühreife Karlchen nicht und liebte „ſie" nicht. Ich war meiner ſicher bis zu dem Moment, wo er ein Mann wurde und ſie weiter nichts war als ein Weib ... Ich ſtehe, wenn man will, vor der Hölle, ich habe keinen Grund mehr, die Komödie, die ich andern vorſpiele, mir ſelbſt vorzuſpielen: das Weib, das Serner den Kopf koſtet, liebe ich noch heute nicht ... Das Weib? Iſt Aſta Le Fort wirklich nichts andres für mich? Mordet man — und meine Abſicht iſt nichts andres — kaltblütig deshalb, weil man den einen Händedruck, den ein Mann und ein Weib tauſchen, nicht ertragen kann vor unſinniger Eitelkeit? Ich ſage nein! ... Ich müßte ja ſagen. Und noch jetzt bei der innerlichen Abrechnung kein Reuegefühl, kein Schimmer des Mitleids, dem ich gutmütig bei jedem Straßenbettler unterliege. Der einzige monotone Wiederhall aller Gedanken und Gefühle heißt: er ſtirbt ...

Iſt das wirklich das Gift, das ein Wüſtlings-

leben zerſetzt, damit das verſeuchte Ich herrſche? Iſt es der abgekühlte Carén, der ſich endlich losgemacht hat von der weichmütigen Laſis, damit er über Leichen ſchreite, weil's ihm gerade ſo paßt? Iſt's der freigewordene Raubtierinſtinkt, der gleich unter Sträflingskittel und Frackhemd zuckt, der mit ſcheußlicher Ruhe ſagt: ‚Ich wollte das Weib mal haben. Du haſt's — dafür ſtirbſt du!'? ... Wenn es von dem allen etwas wäre, zuſammengeſchweißt durch ein großes Gefühl, deſſen Strom ich vielleicht ſpüre, ohne ſeine Quelle zu kennen? ... Nein, ich will die Quelle nicht kennen! Komm her, Piſtole, aus deinem Sammetkaſten! Ich will nicht üben, ich will nur leiſe, leiſe die Hand an den Abzug legen, den Arm läſſig ſtrecken, über das Viſier ſehen. Die Hand zittert nicht. Knacks! — Es klingt ſo eigen in einem totenſtillen Raume. Morgen auch dies Knacks — und einer hat aufgehört zu ſein.

Ob dieſe Hand morgen zittern wird? Ich fürchte, nein.

Es iſt ſpät geworden. Die Straße unter meinen Fenſtern liegt tot. Wer gut zielen will, muß gut ſchlafen. Nur noch drei Stunden Zeit, bis mich Tweſten abholt. Sie ſind mir genug. Wie ich an dem Pfeilerſpiegel vorübergehe nach meinem Schlafzimmer, zieht es mich, noch einmal in das fahle Glas zu ſchauen. Draußen ſchlägt es eins. Es iſt doch wohl der Raubtierinſtinkt allein, der mir kalt aus meinen blaſſen Augen entgegenblitzt ... So ſehen alſo vornehme Mörder aus? ... Serner ſtirbt! — Und ich ſehe wieder die beiden Hände feſt ineinander gekrampft liegen, während es roſig den königlichen Nacken emporſteigt. Und wieder fühle ich den eiſigen Strom, das kalte Nervenbeben, und als wenn innen ſich etwas zuſammenzöge, zerpreßt würde ...

Ob meine Hand morgen zittern wird? Ich hoffe, nein.

*

Um vier Uhr kommt Twesten, nicht ganz ausgeschlafen, etwas verdrießlich. Der Wagen ist zu fünf bestellt, also noch eine volle Stunde. Ich empfange meinen Sekundanten im tiefsten Negligé. Kurzer, wortloser Händedruck. Darauf setz' ich im Schlafzimmer meine stets sehr umständliche Toilette fort, während er nebenan sich knurrend in eine Sofaecke versenkt. Wenn nicht zuweilen die Sporen klirrten und durch die halbgeöffnete Thür der parfümierte Rauch einer ägyptischen Zigarette wehte, könnte ich mir einbilden, ich wäre allein und nur dem strahlenden Herbstmorgen zuliebe aufgestanden, der mit rosigem Dunst über den Bosketts des Wilhelmsplatzes wallt und die dunkeln Bronzestatuen mit funkelndem Tau netzt. Drinnen liegt die warme, verbrauchte Luft des Tages vorher, vermischt mit den Waschtischodeurs, und die dämmerige Helle, die das Frühlicht scheut, das schon auf den Bettpfosten spielt und in der Wasserkaraffe violett glitzert. Den Leuten im Hause habe ich gesagt, daß ich so früh zur Hühnerjagd führe. Es kommt mir beinahe selbst so vor. Ich suche vergeblich nach dem übernächtigen Frösteln, dem nervösen Gähnreiz, die schweren Entscheidungen vorangehen. Meine Nachtruhe war kurz, aber erquickend. Ich bin sehr nüchtern — nur der Duellanlaß erscheint mir schal.

Endlich bin ich zum Sterben parat. Twesten liest in einem Schmöker, den er gähnend auf den Tisch wirft, als ich eintrete.

„Morgen, Georg."

„Morgen, Louis."

Die fabelhafte Unordnung des Zimmers wirkt in dieser Morgenbeleuchtung auf uns beide peinlich.

Sie ſieht aus wie ein leichtfertiger Hohn auf eine folgenſchwere Entſchließung. Das macht die Stimmung doppelt ſchwül. Auf dem Tiſch ſteht bereits das Frühſtückſervice. Der Ulan ſchlürft gierig den heißen ſchwarzen Kaffee, ich präpariere mir bedächtig die geröſteten Weißbrotſchnitten; Hunger verſpüre ich nicht, aber mit Appetit zu eſſen gehört zum guten Ton bei Duellanten.

„Na, wie fühlſt du dich ſonſt, Louis?“ Tweſten ſieht mich ſcharf an.

„Wie du ſiehſt, mon cher . . .“

„Du ſcheinſt gute Nerven zu haben, Louis . . . Hm, kannſt ſie vielleicht brauchen . . . hm . . . hör mal, du, was ich ſagen wollte, Karlchen iſt auf einmal ganz deiner Anſicht. Ziele alſo, bitte, nicht ins Blaue; er thut es ganz gewiß nicht! Es iſt die betrunkenſte Geſchichte, die mir je vorgekommen iſt . . . Uebrigens noch eins: Ich habe Karlchen ins Gewiſſen geredet; er iſt ja ſchließlich doch nicht der erſte beſte, den ich abſchießen oder abgeſchoſſen werden ſehen ſoll. Ich halte ihn für verrückt! Die Beleidigung war ſelbſtverſtändlich Blödſinn, das giebt er ſelbſt zu; dagegen behauptet er, eine Auseinanderſetzung dieſer Art hätte zwiſchen euch kommen müſſen.“

„Sagte er etwas Näheres, Georg?“ frage ich.

„Nein. Mir iſt nur klar, daß ein Frauenzimmer dabei eine Rolle ſpielt . . . Kann es eigentlich die ſogenannte Gräfin ſein? Für ſo blödſinnig habe ich ihn denn doch nicht gehalten. Und am Ende iſt ſie es doch . . . Ich ſage dir, er iſt ein gefährlicher Gegenpaukant. Aufgeregt gehörig — nicht etwa aus Angſt —, aber er will dir ans Leder. Die Vogelaugen funkelten nur ſo, als ich ihm Menſchenverſtand predigte. Und das für das Frauenzimmer!“ Tweſten ſchüttelt ſehr unzufrieden den Kopf, dann langt er in den Aermelaufſchlag nach

einem Brief ... „Damit du dich übrigens nicht wunderſt über mich, lieber Ludwig: ſie hat mir brieflich auch die liebenswürdigſten Offerten gemacht, vor und nach dem Rennen. Dies iſt die letztere. Willſt du leſen?"

„Sehr liebenswürdig, Georg, aber ich möchte um Gottes willen nicht irre werden an einer Dame, für deren Ehre ich mich zu ſchießen im Begriff bin."

Tweſten baumelt mit den Beinen. „Du und Serner, ihr ſeid mir gleich unverſtändlich. Warum iſt auf einmal auf dieſer Erde einer von euch beiden unbedingt zu viel? Denn dir iſt er auch zu viel."

Ich wünſche dies nicht wahr zu haben. „Lieber Georg, Serner iſt tobſüchtig, und da ich ihn in einer Anſtalt nicht unterbringen kann, muß ich verſuchen, ihn auf andre Weiſe unſchädlich zu machen."

Draußen Wagenrollen — der unbewegliche Hut eines Kutſchers und eine wippende Sonntagspeitſche. Es iſt unſer Gefährt.

„Biſt du fertig, Georg?"

„Es kann losgehen."

Wir wandern durch den Flur: er ſporenklirrend, entſchloſſen, — ich nachläſſig, leiſe.

An der Thür fällt ihm noch was ein. „Haſt du irgend eine letztwillige Verfügung getroffen ... oder wenigſtens einen Brief geſchrieben, den ich dir eventuell beſorgen muß? Es iſt verdammter Ernſt!"

„Nichts, Georg. Meine Sachen können verauktioniert werden, wie ſie da ſind."

„Ich gratuliere dir zu der Lebensanſchauung. Leicht genug iſt ſie."

„Fürchteſt du wirklich für mich, Georg?"

„Qui vivra verra."

Damit ſteigen wir in den Wagen.

Ich weiß nicht, aus welchem Stoffe ich geformt ſein muß. Mir iſt's wirklich eine Spazierfahrt —

das fremde, große, arbeitende Berlin zieht vorüber. Ich ſehe das Ungetüm von meiner Landauerecke aus — ſchläfrig, und doch bin ich wach; träumend, und doch entgeht mir nichts. Seh' ich die Stadt der Arbeit wirklich heut zum erſtenmal, daß ſie mir ſo wunderbar vorkommt? Der vornehme Weſten reckt ſich, allmählich erwachend. Die Semmeljungen laufen pfeifend das Trottoir entlang, die Schutzleute patrouillieren mürriſch. Hie und da quietſcht ein Rollladen, ein verſchlafener Frauenkopf blinzelt hinter der Gardine hervor. Aus den Bäckereien ſtrömt der warme Backgeruch, aus den Deſtillationen der fade Fuſeldunſt. Aber die Etagen darüber ſchlummern noch mit geſchloſſenen Jalouſien, grau und hochmütig; die Schilder der Geſchäfte ſehen ſchlaftrunken auf den raſſelnden Sprengwagen. Unſer Berlin erwacht zum Genuß, darum erwacht es ſpät. Es iſt nur die täuſchende Kuliſſe, die glänzende Dekoration, die jetzt übernächtig, verblaßt auf den vollen Tag wartet, der ſie aufſchminkt. Aufgeſchminkt lieb' ich den Weſten. Jetzt macht er mir angſt — er hat etwas Abgelebtes, Schlaffes mit ſeinen ungeſunden Düften der vergangenen Nacht, die er erſt im Morgengrauen aushaucht. Iſt's nur meine nüchterne Frühſtimmung, die ſich darin gefällt, die Runzeln ſchärfer zu ſehen, die Schäden erbarmungsloſer? Unſer vornehmes Viertel hat das verwüſtete Geſicht eines Lebemannes, den man in ſeinem Toilettenzimmer überraſcht. Oder beginne ich dem Weſen der Dinge unfreiwillig näher zu kommen? Mich täuſchen die prunkenden Faſſaden, die vergoldeten und bemalten Käfige nicht mehr über das wahre Geſicht der Weltſtadt hinweg. Das wahre Geſicht iſt ein andres. Es kommt mir näher und näher. Je tiefer wir in das erwachte Berlin hineinfahren, deſto deutlicher erkenne ich ſeine Züge. Es iſt ein verarbeitetes, unzufriedenes, ſtumpfes Geſicht.

Ein seltsam Gemisch! Ich fühle den scharfen Geruch der Arbeit von dem Asphalt aufsteigen, dahinwogen mit der alltäglichen schmutzigen Schar, die in schmieriger Bluse, abgeschabtem Rock durch die Straße wimmelt, weder vergnügt noch traurig — die großen Arbeiterbataillone, denen der Schnaps die Gegenwart, die Revolution die Zukunft. Ich spüre die Unzufriedenheit, den heimlichen Haß aus jungen, gelbblassen Gesichtern frech herüberzucken, aus knochigen, älteren fast verächtlich blitzen. Ich sehe Graubärte mit müdem Blick und schlampige Frauen, denen die Sorge die Jugend nahm und den Stumpfsinn gab. Zuweilen äugt ein Mädchengesicht begehrlich zu uns auf, ein hübsches mit blauen Schatten unter den Augen, das auch gern genießen möchte. Oder ein halbwüchsiger Bengel schreit aus gemeinem Munde ein gemeines Wort für uns, nnd ein Beifallsmurmeln geht durch die trottende Menschheit. Ich bin schon froh, wenn ich einen beruhigenden Schutzmannshelm blinken sehe oder einen frühzeitigen Weißbierphilister, der zum Fenster heraus die Pfeife raucht. Wir oben in unserm Gefährt sind die Besitzenden, Gehaßten. Und wenn die Gedanken der unter uns zu einem Schrei sich zusammenballten, es würde ein gieriger, tierischer Schrei sein, der uns zerreißen möchte samt unserm hochmütigen Kutscher und den wohlgenährten Pferden. Der Schrei kommt nie. Und wenn er käme, so wäre der Weg zur That noch lang. Vielleicht wäre er auch furchtbar kurz! Denn wir oben und die da unten sind geborene Feinde, ewig Getrennte, können uns nie verstehen, nie finden. Und wer sie zu uns emporziehen will, der steigt zu ihnen hinunter... Es thut gut, öfter dies Morgengesicht Berlins anzuschauen, dies feindliche Arbeitergewimmel, das in schmierige Portale strömt, auf rußigen Fabrikhöfen sich drängt — es thut gut, die Größe unsrer Welt-

ſtadt nicht an den tauſend dampfenden Fabrikſchloten, den ſummenden Arbeitskaſernen, dem gewaltigen Toſen des Oſtens überhaupt zu meſſen und ſich deſſen zu freuen, ſondern an den aber- und abertauſend rauchgeſchwärzten Polypenarmen, die das Feuer der Eſſen entfachen, an den ſcheußlichen Gerüchen der Werkſtätten, an dem verhaltenen Grollen dieſer Hunderttauſende, damit die glänzende Kuliſſe im Weſten erkenne, daß ſie dem arbeitenden Oſten nur ſo viel gilt wie ein unerſättlicher Schwamm, der tückiſch die beſte Kraft der Maſſen aufſaugt und dann als Kapital aufſpeichert zu Genuß und zu Macht.

Tweſten neben mir ſchlummert ſanft und träumt von Rennſiegen. Ich aber merke das Wehen einer heißen Zukunft, das Dräuen einer nicht mehr fernen Gefahr — wenn der ſummende Bienenkorb der Arbeiterbataillone unſre Karoſſe ſtürmt, uns aufs Pflaſter ſchmeißt mit blutenden Gliedern, die weichen Kiſſen beſchmutzt, zerreißt und nachher mit wüſtem Geheul in derſelben Karoſſe dahinraſen möchte, beſitzend, verſchwendend wie wir — und doch nicht von der Stelle kommt, weil die Achſen ſich biegen unter der unvernünftigen Menſchenmenge und die Pferde zuſammenbrechen unter der unvernünftigen Peitſche ... Ich mag nicht ſchlafen, während der Feind wacht. Aber ich finde auch kein Mittel, ſeine Ueberzahl zu bändigen, wenn er das Herrengelüſt wahr machen wollte; ich habe weder Sympathie noch Mitleid für ihn, jetzt, wo ich ſeine brutale Macht kenne. Er iſt mir wenig mehr als ein böſes Tier, das ich ſo lange hungern laſſen möchte, bis es zu Kreuze kriecht ... Und dabei würde ich ſelbſt ſchlimmer als jeder dieſer Verſemten empfinden, den roten Schrecken predigen im ſelben Moment, wo das Schickſal mir den anſtändigen Rock auszuziehen gedenkt. Auf

einmal würde ich die konzentrierte Riesenungerechtigkeit der Weltstädte begreifen, das wilde Verlangen nach der Gleichheit brennend fühlen. Aber bei mir wie bei den andern wäre es derselbe Trugschluß: wir wollen das Glück ja nicht für alle, sondern für uns allein.

Es ist doch sehr weise eingerichtet, daß man zu Duellen gefahren wird. Auf die Art schwinden die Bilder, noch ehe sie völlig aufgenommen sind. Das ganze arbeitende Berlin wirkt darum nur wie eine vorübergehende Trübung der Netzhaut. Ginge ich zu Fuß — wer weiß ... Ich würde vielleicht, verleitet durch diese Morgenstimmung, die Höfe durchspionieren, in die Keller hinabsteigen, so neugierig und so selbstvergessen, daß ich mich an diese fremde Luft, diese feindlichen Menschen sehr bald gewöhnte und der schiefe Strahl einer neuen Erleuchtung mich durchdränge: ‚Du suchtest Menschen, die du gern verachten möchtest, und findest Menschen, die dich verachten dürfen.‘ Es ist ja alles nur die Art des Sehens — Graf Carén in seinem Landauer hockt auf einem sehr einseitigen, aristokratischen Standpunkt — und der Sozialist liegt uns Modernen allen trotzdem etwas im Blute! Aber wo bliebe dann das Duell, das ich unbedingt verpaßte, weil ich seine Berechtigung nicht mehr verstehen könnte? Und ein klein wenig aristokratisch tödliche Unart erscheint es mir angesichts dieses gewaltigen Lebens doch — natürlich nur, solange das Bild dauert ...

Wir haben die großen Verkehrsadern hinter uns, die Braunen traben den Ausläufern der Weltstadt zu. Diese Ausläufer sind schon längst wach, die langen, hohen, eintönigen Straßenzeilen haben wohl das beschmutzte Arbeitsgesicht, aber mit den Gemüse- und Milchwagen, die nach Berlin hineinrattern, dringt schon eine erfrischende Woge ländlichen Morgens

hinein. Und endlich kommt der volle Hauch der herbſtlichen Ebene, klar und kühl, uns entgegengezogen. — Die Weltſtadt war — ein häßlicher Traum! ... Ich dreh' mich im Wagen um, noch einmal das Hämmern und Toſen, den Pulsſchlag dieſer ſchmutzigen Königin verſchwommen und doch gewaltig zugleich zu vernehmen. Berlin liegt rauchend, dunſtig in der kalten, roten Herbſtſonne; die Fabrikfenſter blinken, die neuen Kirchtürme glitzern. Twesten reckt ſich aus ſeinem Halbſchlummer und ſieht gähnend nach der Uhr ... Ich hätte ein Recht, die hergebrachten Duellantengefühle zu empfinden, und empfinde nur den Zauber des jungen Morgens, der mit Siegerlächeln über die weite Ebene ſchaut und Baum und Strauch vergoldet.

Das vielgewundene Waſſerband der Spree blitzt. Dann grüßt friſcher Waldesodem — das betaute Gras duftet feucht, durch die ſtummen Kiefernwipfel lacht funkelnd das ſcharfe Herbſtlicht, und die gelben Stämme ſchimmern rötlich. Vogelgezwitſcher, unter hüpfenden Sängern ſchwingende Zweige. Die Pferde wiehern, traben munterer, der unbewegliche Kutſcher wippt ihnen mit der Peitſche über die Ohren ... Da drüben hinter der dampfenden Schonung muß die Onkelvilla verſteckt liegen. Gut, daß ich ſie nicht erblicke! Der Höllenhund und der Schlapphut könnten mir ſentimentale Gefühle erwecken.

Und wie ich jetzt bin, ruhig, genießend ohne ſchweifende Gedanken, bin ich gerade recht. Ich bin doch ein kaltblütiger Mörder ...

Wieder leuchtet die Spree durch das luſtige Grün. Uralte Linden, ein Gaſthaus — dahinter geſchwärzte Schornſteine, ein roter, rieſiger Fabrikkomplex, zinnengekrönt wie eine Burg. Wie eine Inſel ſteigt jetzt Köpenick auf mit alten Häuſern und ſpärlichen Villen, die Kirche dazwiſchen ragt märkiſch-

düſter empor. Eine kühn geſpannte Brücke; das Waſſer ſtrudelt leicht, weil hier die Dahme einfließt. Ein Flügel vom Schloß der Joachime auf kleinem Sumpfeilande lugt aus dem herbſtlich bunten Blätterwerk eines Parkes ... Die alte kurfürſtliche Reſidenz verſinkt wieder, mit ihr das winkelige Neſt — nur der ſpitze, graue Kirchturm ragt. In einer knappen Viertelſtunde ſind wir in Hirſchgarten. Tweſten beginnt abſichtlich Gleichgültiges zu plaudern, ich höre mit halbem Ohre zu. Noch weiß ich ganz gut, was ich will. Doch wenn die Nerven nicht mahnen, warum das Gemüt frühzeitig mit Raiſonnements beſchweren? Wer kann ſagen, ob der Tanz ſo blutig wird, wie die Duellgegner wähnen!

Die letzte Viertelſtunde vergeht mir im wachen Traum. Wär's wirklich einer, ich glaubte es auch ... Ein kurzes Zwiegeſpräch zwiſchen Tweſten und dem Kutſcher. Wir ſind an der Villenkolonie Hirſchgarten; ſie iſt neu, aufgetakelt; aus einigen Landhäuſern ſtiert dummdreiſt der Protz; ihm zur Seite kriecht die gierige Spekulation mit ſchmalen, eingezäunten Landſtreifen und ſchwindſüchtigen, halbfertigen Villen. Von den beiden Brüdern iſt einer dreißig wert und der andre ein halb Schock. Wir biegen ab. Zum letztenmal flimmert die Spree herüber. Der Wagen ſchwankt auf holperigem Waldwege, die Pferde puſten. Zwiſchen den Bäumen blinkt es — Uniformen, gedämpftes Geſpräch. Wir laſſen halten — der Kutſcher fährt langſam zurück bis zum nächſten Geſtell, und wir wandern durch Sand und tauiges Gras. „Macht es nur nicht zu toll, Kinder!" ſagt Tweſten gepreßt, „es war, wie geſagt, eine beſoffene Geſchichte."

„Das war's allerdings," gebe ich ohne Groll zu. Iſt's wirklich kalter, blutiger Ernſt, dem ich zielbewußt entgegengehe? Die Sonne lächelt ſo lebensfreudig durch ſingende Kiefernnadeln. Und einer

von uns ſoll an dieſem taufriſchen Morgen ſich zum Nimmeraufſtehen ſtrecken? Ich habe keine Angſt — nur um die Herzgegend iſt ein wehes Gefühl ... Der Waldweg macht eine Biegung. Ich ſehe einen ſchwarzen Rock, höre eine blecherne Stimme. Und alles, alles iſt verflogen. Wieder das eiſige Rieſeln, der unentrinnbare Gedanke: er ſtirbt! Und dicht neben mir ſteht auf einmal ein Schatten. Ein grünes Auge — ein königlicher Nacken ... Ich könnte den Schatten berühren, ſo deutlich, ſo nah iſt er mir. Ich möchte es nicht mal ... Aber der da drüben darf ihn auch nie wieder berühren — nie wieder!

Wir ſind zur Stelle.

Es iſt ein kleiner, lauſchiger Platz im Grünen, mit tanzenden, neckiſchen Sonnenlichtern und zahlloſen Kryſtalltropfen auf ſchilfigem Gras; der Morgenwind fächelt, die Kiefernnadeln raunen. Ein kleiner, luſtiger Buchfink hüpft unermüdlich von Aſt zu Aſt. Unſre Ankunft ſondert die Herren ſofort in zwei Gruppen; Teſtorff und der Regimentsarzt der zweiten Gardekürajſiere iſt die eine, zu der wir mit ſtummem, kameradſchaftlichem Händedruck treten — die andre Serner mit zwei beiderſeitigen Bekannten in Zivil und einem ſehr eleganten Aſſiſtenzarzt. Man erwartet einen ſchlimmen Ausgang, darum dieſer grand luxe von Eideshelfern und Doktoren, der nicht einmal ganz kommentmäßig iſt. In der Mitte ſchleift der Unparteiiſche, ein mittelalterlicher Infanteriemajor, finſter blickend ſeine Sporen durch den Tau. Die beiden Gegner wechſeln einen gemeſſenen Gruß, darauf nimmt die feindliche Gruppe drüben ihre unterbrochene Unterhaltung auf — etwas ganz Gleichgültiges, wie ſich's gehört. Wir hüben tauſchen flüſternd Wetteranſichten — das Büchſenlicht könnte auch nicht beſſer ſein. Die Herren ſind mit meinem

Aussehen zufrieden, obgleich ich selbst fühle, daß ich sehr blaß sein muß.

Der Major kürzt jetzt den Promenadenschritt, zieht die Uhr, die Sekundanten desgleichen. Es ist so weit. „Ich bitte die Herren Beteiligten, sich hierher zu bemühen.“ Die Gruppen schlendern ohne Eile nach der Mitte; rechts und links bilden sich zwei strenggeschiedene Halbkreise um den Unparteiischen. Der Brave fühlt sich ganz auf dem Exerzierplatz, wartet stirnrunzelnd, bis das letzte Räuspern verstummt ist, rückt dann kommißmäßig zusammen und sieht uns der Reihe nach scharf an. Kurzer Gegengruß für die Gesamtheit . . . „Meine Herren! Es ist ein sehr bedauerlicher Anlaß, der uns hier so früh versammelt hat.“ — Pause. — „Ich habe die Pflicht, Sie, Herr Graf Serner, und Sie, Graf und Edler Herr von Carén, noch einmal zu fragen, ob Sie gewillt sind, einen friedlichen Ausgleich eintreten zu lassen? Es ist nämlich keineswegs der Allerhöchste Wunsch Seiner Majestät des Königs“ — die Uniform markiert bei diesem erlauchten Namen stramme Haltung, das Zivil lüftet den Hut —, „eine Entscheidung der Waffen in Ehrensachen zu wollen, solange eine andre Lösung noch möglich ist. Meiner Ansicht nach ist diese Möglichkeit immer vorhanden, wenigstens häufig. Darum geb' ich den Herren noch einmal zu bedenken, daß eine ehrliche Bitte um Verzeihung und eine ebenso ehrliche Annahme für Offiziere und Edelleute sowohl im Interesse der Armee als des Standes ist. Ich frage Sie also, meine Herren“ — wieder volle Namensnennung —, „ob Sie zu einem gütlichen Ausgleich bereit sind, oder, wenn nicht, ob Sie wenigstens mildere Duellbedingungen eintreten lassen wollen? Ich rate Ihnen ernstlich dazu . . .“

Es ist die gebräuchliche Harlekinade für das Gesetz. Wenn auf diese etwas heisere Rede Serner

ſich zu einem Pardon bequemte und ich mich zu deſſen Annahme, ſo würde die ganze illuſtre Geſellſchaft, den Unparteiiſchen voran, ſich auf dem Abſatz umdrehen und uns Feiglingen wortlos die Rücken von Ehrenmännern zeigen.

Dazu iſt übrigens keine Gefahr. Wir Duellanten ſchweigen beide die halbe Minute der Höflichkeit; für uns war die ganze Rede unnötig. Dann ſagt Serner als der erſte: „Nein!“ — kurz und gemeſſen; er will eben mein Blut ſehen. Ich mache nur eine Handbewegung; zu ſagen habe ich bei dieſer Gefechtslage ja nichts mehr.

Die Sekundanten ſtarren feierlich auf die Erde, der Unparteiiſche ſchüttelt unzufrieden den grauen Kopf. Darauf ſtrammſte Kommißhaltung, Hand am Helmſchirm. „Ich habe meine Pflicht gethan — ich bitte die Herren Sekundanten jetzt, die ihre zu thun.“

Die Halbkreiſe löſen ſich wieder in regelloſe Gruppen, und langſam geht es auf die alten Plätze zurück. Die Sekundanten meſſen die Entfernungen ab mit Sprungſchritten, es ſieht beinahe komiſch aus. Der Major paßt auf, rügt einen Schritt. dann empfängt er dienſtlich jede Meldung. Ich amüſiere mich damit, zuzuſchauen, wie der Regimentsarzt ſein Beſteck unter einer Kiefer auspackt und die Uniform aufknöpft; er thut's ganz geſchäftsmäßig. Die Sekundanten prüfen pflichtgemäß die Waffen, etwas läſſig, aber man ſpürt doch den Zwang, — ein Hahn knackt in die Ruhe; es iſt freilich ein merkwürdiger Laut, und der Wald ſcheint zu zittern. Mein Herz ſchlägt ruhig — es iſt nicht die rechte Ruhe. Darauf gehe ich auf und ab, die Hände auf dem Rücken, als wenn mich die ganze Geſchichte nichts anginge. Serner drüben ſtiert mit gepreßter Lippe auf eine Baumwurzel, er iſt roſig angehaucht und von der

ſcheinbaren Sicherheit, die große Aufregung giebt Wie er ſich den ſchwarzen Rock bedächtig aufknöpft, weil ihm die Schulter dann freier beim Schuß iſt, merk' ich, daß ſeine Hand leicht zittert. Ich mache, den Arm ſchwingend, einen ähnlichen Verſuch. Bei mir thut's auch der geſchloſſene Rock, weil er mir die Achſel nicht beengt. Den beſſeren Schneider habe ich doch ... Aber das Monocle laſſe ich in die Taſche gleiten — zum blutigen Ernſt taugt das Spielzeug nicht. Als ich die Hand herausziehe, ſchaue ich verſtohlen nach ihr: ſie zittert nicht.

Die Vorbereitungen dauern lange. Es kommt mir wenigſtens ſo vor. Endlich — fertig! — Wir Gegner treten auf Menſurabſtand, während die Sekundanten ſich auf die weit vorgezogenen Flügel zurückziehen, der Unparteiiſche mit. Noch einmal heiſer: „Das Kommando wird ſein ...“ Die Kommißſtimme wiederholt die Bedingungen übertrieben feſt.

Erſter Gang. Ich fühle die Piſtole in der ſchlaff herabhängenden Linken merkwürdig ſchwer; der Kolben iſt warm, wenn aber die taſtenden Finger das Metall am Beſchlag berühren, geht's eiſig durch die Nerven. Kommando! Die Waffe fährt in die Höhe. Serners Knopfreihe ſchimmert in der Viſierlinie. Weiß Gott, warum dieſe ruhige Hand zaudert. Ein Knall ... oder zwei ... oder zwei zugleich. Ich weiß es nicht. Ich höre nur ein Sauſen, fühle einen ziehenden, ſcharfen Schmerz am Ohr — ein warmer Tropfen rinnt. Serner hat's gut gemeint. Einen Zoll weiter links, und ich hätte einen ſehr eiligen Beichtvater haben müſſen. So iſt's nur ein Streifſchuß, der mir das rechte Ohr hart an der Haut mäßig zerfetzt hat. Ich ſelbſt habe in der letzten Sekunde mit vollem Bewußtſein in die Luft geſchoſſen. Es war weder Schlappheit noch aufzuckendes Reuegefühl —

ich konnte einfach nicht anders. Es ſoll nicht wieder vorkommen, denn das hieße mit dem eignen Kopfe ſpielen. Jetzt, Karlchen, will ich Blut ſehen!

Der Arzt hat mir gelbgrünes Jodoform auf die Wunde getupft. Der ſüßliche Geruch davon und die braunen Blutflecken auf dem Kragen ſind mir das einzig Unangenehme. Die Fortſetzung des Zweikampfes wird erklärt. Wieder fühl' ich den warmen Piſtolenſchaft in der blutloſen Hand — aber die Kühle des Stahls iſt diesmal meinem Zeigefinger erquickend.

Zweiter Gang — Kommando! Ich bin bedenklich ruhig. Ich ſehe, wie Serner die Waffe emporreißt: Blitz — Rauch — Knall; ſicher ebenſo gut gemeint, leider hat die nervös gewordene Hand die freundſchaftliche Abſicht ſchlecht ausgeführt. Denn hinter mir praſſelt's im Unterholz. Mein Arm iſt ebenſo ſchnell hochgeſchnellt, im aufwirbelnden Rauch ſucht das Auge vergebens das tödliche Ziel. Da blinkt drüben etwas Glänzendes in der Herzgegend — ſein Monocle iſt es, ich weiß es. Mein Finger zieht bedächtig durch wie auf dem Scheibenſtand. Bums! Der Schuß muß ſitzen. Ich ſehe auch durch den Pulverdampf, wie Serner zuckt — ſich zuſammenreißt — kerzengerade ſteht (mein Gedanke fragt nur: wenn er bloß leicht verwundet wäre?) — jetzt ſchwankt er, die Piſtole fällt zu Boden — er ſetzt die Füße voreinander, torkelnd wie ein Trunkener. Ehe die zuſpringenden Sekundanten ihn halten können, ſtürzt er vornüber ins Gras, mit einem hellen, leiſen Aufſchrei wie eine kranke Katze . . .

In der Sekunde hat ſich unſre korrekte Ordnung gelöſt. Die Aerzte reißen den Körper in die Höhe, legen ihn auf den Rücken; es iſt, als wenn ſie's mit einer Gliederpuppe thäten. Mir ſtockt der Atem. Die Nerven verlangen auch ihr Recht.

Als der Regimentschirurg dem Verwundeten die ſchwarze Weſte öffnet mit einem Ruck, der die Knöpfe ſprengt, iſt das weiße Hemd an der Bruſt nur noch ein rieſiger dunkelroter Fleck, der gierig und unaufhaltſam ſich weiterfrißt. Mir kommt ein gallebitterer Geſchmack in den Mund, der blaue Himmel ſchwankt — es iſt die Reaktion meines zerrütteten Nervenſyſtems, nicht des Mitleids. Als ein ſcharfes Meſſer die vollgeſogene Leinwand auftrennt, wird der Einſchuß ſichtbar, eine winzige Oeffnung, aus der dickes Blut quillt. Serner iſt ein Sterbender. Die Aerzte halten ihm einen Aetherſchwamm vors Geſicht, der Verwundete macht die gebrochenen, glaſigen Augen noch einmal auf, verſucht, uns zu erkennen, ſchüttelt matt den Kopf und legt ſich auf die Seite. Blaßgewordene Männergeſichter ſind auf ihn gebeugt, meines auch. Das Blut fließt langſamer, ein Arm zuckt — dann bewegt ſich nichts mehr, der Körper hat ſich geſtreckt.

Mein Feind iſt tot. Aber die blaſſen Geſichter wollen es noch nicht glauben. Erſt als ſich der knieende Regimentsarzt erhebt und ſein aſſiſtierender Kollege die blutbeſudelte Hand durchs Gras zieht, wiſſen ſie es. Ein Augenblick der Totenſtille. Dann ſagt eine fremde, ſpröde Stimme: „Schuß ins Herz. Da war nichts zu machen . . .“ Und ich ſehe noch einen großen, grauen Käfer aus dem Graſe an dem Leichnam hochklettern. Dieſer Käfer raubt mir faſt die Beſinnung. Darauf wird ein Gebet geſprochen, denn wir ſind alle fromme Leute. Die Herren drücken mir herzlich die Hand — der Lebende iſt ja zu bedauern. Testorff geht zu den Wagen. Einer ſchwankt auf holperigem Boden heran. Der Tote wird über das Gras halb geſchleift, halb getragen — der Kutſcher lüftet den hohen Hut — eine Wagenthür klappt. Die letzten auf der kleinen, lauſchigen

Waldlichtung ſind Tweſten und ich. Ich ſehe mich noch einmal um. Der kleine, luſtige Buchfink, den der Piſtolenknall verſcheucht hatte, hüpft wieder emſig von Aſt zu Aſt ... Ein Arm legt ſich unter den meinen, zieht mich ſanft fort: „Louis, er wollte es ja nicht anders.“

Wir fahren ſtumm auf dem alten Wege im hochgeklappten Landauer zurück. Die Weltſtadt ſagt mir nichts mehr, Tweſten kaut an ſeiner kalten Zigarette ... Reue empfinde ich nicht. Das Leben kommt mir nur ſchal vor. Und das alles für ein Weib, das ich nicht mal liebe? ... Begreif's, wer kann. Wir halten vor meiner Wohnung. Wie kurz doch die Rückfahrt war und wie gedankenlos. Und weiter kann ich nichts denken. Dann frage ich mit mechaniſcher Höflichkeit: „Willſt du bei mir etwas trinken, Georg?“

„Einen Cognac gern. Dies Frühaufſtehen macht einem flau im Magen.“ Als Offizier iſt der's doch wahrhaftig gewöhnt! Die belegte Stimme ſagt auch ganz etwas andres.

Auf meinem Schreibtiſch liegt ein Brief. Vielleicht von der ſchwarzen Frau — jetzt könnte ich ſie auch annehmen. Es iſt eine gerichtliche Ladung für Mittwoch zur Teſtamentseröffnung. Na, reich wären wir ja dann wieder! Wenn das ein Troſt iſt ...

Na, reich wären wir ja dann wieder ... Was du nicht alles weißt, Louis! Jetzt begreife ich wenigſtens, zu welcher Mitteilung mich meine Tante an ihr Sterbebett beſchied — und warum ſie durchaus noch den nächſten Tag erleben wollte. Ich trag' dir das erſtere nicht nach, Schildkröte — du haſt ja deine weiſen Entſchließungen noch im letzten Moment ändern wollen, — ſchade, daß du erſt daran dachteſt, als es zu ſpät war! ... Die Familie

Le Fort hat mir entſchieden kein Glück gebracht, ich ihr auch nicht.

Wenn die Juſtitia verſchiedene Augen zudrückt, habe ich ein gutes Jahr Feſtung vor mir. Und dann? — Der Orkan, den ich rief, iſt gekommen und verflogen. Auf einen fremden Strand hat er mich auch geſpült, ganz wie ich wollte. Es ſei ... Ich muß ein andrer werden innerlich und äußerlich.

Darüber vergeſſe ich beinahe das Thatſächliche, Ich bin enterbt.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die letzten Zeilen im ſogenannten Tagebuch ſchrieb ich vor mehr als ſieben Monaten. Was hätte ich auch von meinem Feſtungsaufenthalt berichten ſollen? Man ißt, man trinkt, man ſpielt. Alles etwas teurer und unſolider als in der Freiheit. Jünger wird man davon nicht! Sonſt war die Geſellſchaft kunterbunt: Leutnants, Studenten und zwei alte Bankerotteure, denen man die Gefängnisſtrafe auf dem Gnadenwege in die custodia honesta umgewandelt hatte, weil an ihrer Moral viel, an ihrer politiſchen Geſinnung nichts zu tadeln war. Dieſen beiden Ehrenmännern hat es mein leerer Grafentitel angethan. Es giebt eben noch genug grauhaarige Narren. Man läuft übrigens als Gefangener weder mit der Kette noch im Sträflingsdreß herum; man darf nur nicht ausfliegen, wie man gerade Luſt hat. Luſt hat man niemals, wenn man kann, und immer, wenn man nicht kann. Das war mir der einzige Zwang. Von einer hohen Mauer herab konnte ich die Weichſel gelb und breit nach dem Meer rollen ſehen. Es iſt der fremde Slavenſtrom — mein Heimatsſtrom. Lieb

habe ich ihn doch! Und so schweigendes fließendes Wasser weckt stets thörichte Gedanken und Gefühle. Man möchte auch hinaus ins Weite, Unbekannte. Bei solchen Dämmerungspromenaden auf der Bastion schleppte ich die Bagnofessel doch am Fuße nach.

Von wichtigen Besuchen empfing ich nur einen: meinen Freund Eliassohn und seinen rechtskundigen Neffen vom Alexanderplatz. Der jüdische Wucherer tobte nicht, wie es mancher christliche gethan hätte. „Wir müssen sehen, verehrter Herr Graf, wie wir am besten überzeugen die Gerichte von Ihrem goldklaren Recht. Gelingt's uns nicht, und die habsüchtige Stiftung siegt ob, muß ich tragen 'nen großen Schaden und der Herr Graf noch 'nen größeren ... Sind Se noch genügend versorgt mit Geld? Se können mehr haben ... selbstredend zu 'nem angemessenen Perzentsatz, wo doch de Sache so faul steht. Se sind noch jung, Herr Graf, und Se können machen 'ne brillante Partie. Ich könnte Ihnen Eintritt verschaffen in 'ne sehr reiche Familie, von 'nem Freunde von mir, hochgebildetes, bildschönes Mädchen, erzogen in Ihrem Glauben — wenn Se sich nicht etwa stoßen sollten an 'ne gebogene Nase ..." Da hatte ich von seinem einnehmenden Lispeln genug und besprach mit dem Neffen meinen Rechtsfall. Der ist auch felsenfest überzeugt, daß ein zukünftiger Botschafter sein Geld nicht weiser und patriotischer hätte anlegen können als in Weibern, Schmuck und sinnlosem Luxus — dabei immer vorausgesetzt, daß der gewonnene Prozeß dem Sachwalter wenigstens fünfzigtausend Mark einbringt ... Diese Unterhaltung ist sehr lange her.

Zurzeit bin ich bereits begnadigt und frei, wider jegliches Erwarten früh. Ganz, ganz oben besitze ich mächtige Gönner; mit Bittschriften habe ich niemand bombardiert, aber die alten, vornehmen

OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Familien bilden seit Noahs Zeiten einen geheimen Ring, der es nicht liebt, unschuldige Mitglieder übermäßig lange in einer unwürdigen Lage schmachten zu sehen. Ich weiß nicht, ob Protektion bei mir den Fall harmloser hinstellte — ich mutmaße nur. Die Herren hätten ja damit auch nichts gegen Ehre und Gewissen gethan; sie kennen nur den skandalösen Anlaß des Duells, den beklagenswerten Ausgang. Aber daß ich meine anderthalb Jahre oder mehr voll abzusitzen ein gutes Recht habe, das wissen sie freilich nicht.

Also ich bin frei und sitze mit einem feindlichen Bescheid der Gerichte betreffs meiner Erbschaft in der Tasche in einem gutbesetzten Rauchcoupé zweiter Klasse. Mein Ziel ist Berlin. Die Weltstadtneigungen ziehen mich nicht dahin. Ich muß aber, weil Jaromir mir einen geheimnisvollen Brief geschrieben hat, — und ich will, weil es den Verbrecher immer nach dem Orte der That zieht und ich auch wieder in dem gewaltigen Antlitz der Riesenstadt lesen möchte, das mir vielleicht jetzt ganz etwas andres sagt als früher. Es ist April. Dem launischen Herrn gefällt es gerade, große Flocken an die Coupéfenster zu schleudern. Die Ebene fliegt vorüber — ein mißfarbenes Chaos von verschwommenen Dörfern, dürftigem Kiefernwald, aufblinkenden Wasserläufen zwischen spärlichem Saatgrün, grämlich belächelt von einer schielenden Sonne, deren Strahlen der Schneefall auffangt. Meine Mitreisenden unterhalten sich damit, das qualmverdüsterte Coupé mit dem Rauch ihrer Zigarren noch mehr zu verdüstern. Der Kurierzug rast jetzt an Vorortstationen vorbei, der große Spiegel des Müggelsees leuchtet. Die Nähe von Berlin kündigt sich an mit Schornsteinen, Baracken und wallendem Rauch. Dann ballt sich der Rauch zu einem Dunstmeer, in dem trübe Lichter flackern.

Reiſedecken werden eingeſchnallt, ein Provinziale fragt, ob die Jannowitz-Brücke vor oder nach dem Zoologiſchen Garten käme, und erntet mitleidiges Lächeln oder langatmige Aufklärung. Ich verſpüre plötzlich eine nervöſe Müdigkeit, dusle beinah, während der Zug raſſelnd im Halbdunkel zwiſchen Häuſerreihen dahinjagt. Auf dem Schleſiſchen Bahnhof dampfendes Arbeitergewimmel, weich gleitende Stadtbahnzüge — auf dem Alexanderplatz ſich drängende Menſchenmaſſen, aber mehr Comptoir, beſorgte Hausväter, über deren Köpfen die abgeſtandenen Gerüche der Zentralmarkthalle hinſtreichen. Endlich taucht das Brettergerüſt des Doms auf, die Nationalgalerie, Reklameſchilder vornehmer Hotels folgen, die krumme Halle des Friedrich-Bahnhofs thut ſich auf, in elektriſchem Licht feſtlich ſchwimmend. Ich bin am Ziel. Wie ich zum Fenſter hinausgucke nach einem Gepäckträger, ſehe ich einen kleinen ſchwarzen Mann die Coupés aufgeregt entlang laufen.

„Herr von Jaromir, ſuchen Sie mich?“

„Jawohl!“

Und der Gute kommt ſofort hereingeklettert, mein Gladſtone-Bag ſelber in Empfang zu nehmen. Er ſieht jung aus, friſch — und er iſt mein Freund! Die ewig wechſelnde Chamäleon-Phyſiognomie des Zentralbahnhofs mit ſeinen donnernden Fernzügen, ſeinem Hauch von echter Internationalität macht jeden Ankommenden zum Fremden, und doppelt vertraut grüßt einen das erſte bekannte Geſicht. Und ich komme direkt aus der Feſtung! . . . Jaromir reißt mir den Gepäckſchein weg, umkreiſt mich wie ein übereifriger Adjutant. Ich habe ihn gern, ſehr gern, und heute, wo mich ſein ſchimmernder Ellbogen vielleicht nicht mehr genieren würde, iſt er ſogar tadellos anſtändig angezogen. Endlich, nach einem gröblichen Meinungsaustauſch zwiſchen ihm und dem

Billetknipſer, iſt er ſo weit, auf meine wiederholte Frage zu antworten.

„Aber woher ahnten Sie denn, Jaromir, daß ich gerade mit dieſem Zug kam?“

„Ich habe an Ihren Feſtungskommandanten telegraphiert. Daß Sie begnadigt werden ſollten, wußte ich bereits vom Grafen Tweſten. Ich habe ihn öfters getroffen — ein ganz vorurteilsfreier Menſch! Aber keinen andern Gedanken auf der ganzen Gotteswelt als Pferde und wieder Pferde ... Ich habe Ihnen nämlich, Herr Graf, eine höchſt wichtige Angelegenheit mitzuteilen.“

Zu dieſem Zwecke will er mich ſofort in eine Droſchke packen, ins Hotel ſchleifen und gleich darauf zu einem „großen Unbekannten“. Worum es ſich handelt, vergißt er aus lauter freundſchaftlicher Aufregung. Ich aber bin gar nicht mit Kaiſerhofgefühlen nach Berlin gekommen — ein andrer Gaſthof thut's mir auch, bis ich ein beſcheidenes Chambre garnie gefunden habe; zu der oberflächlichen Toilette genügt ſogar dem vom Schickſal ſtark Geduckten ausnahmsweiſe das Waſchkabinett des Bahnhofs.

Während dort ein ſprudelnder Löwenkopf den Coupéſtaub wegſpült, geht Jaromir vor der zugezogenen Friesgardine unruhig auf und ab. Im Schritt kann er den Offizier noch immer nicht verleugnen. Hier erhalte ich auch die erſten Nachrichten. Mein Duell hat die Leute angenehm aufgeregt — meine Enterbung angenehmer — mein verlorener Prozeß am angenehmſten. Die Menſchen ſcheinen darin den Fingerzeig des Schickſals zu ſehen. Jedoch über dem Duellanlaß wallt noch ein freundlicher Nebel, den tückiſche Argwohnslichter vergebens zu durchdringen ſuchen. Wer denkt an Aſta Le Fort? — Niemand! Keine Menſchenſeele weiß, daß ſie heimlich verlobt war — ſelbſt die Familie nicht. Jaromir,

der merkwürdig orientiert ſcheint, erzählt, daß alles in der Händelſtraße unverändert ſei: die Gnädige kühl, Aſta ſchwarz, Ethel grau. Und keine plötzliche Abreiſe, kein aufgegebener Theaterbeſuch. Sie ſcheinen doch die geborenen Komödianten zu ſein, die Grünäugige auch. Oder iſt ſie wirklich das Weib, das ſtumm, ohne Wimpernzucken ein Geſchick allein zu tragen vermag?... Ich will ſie nie wiederſehen!... Der gute Kerl teilt mir das in einem Wuſt von andern Neuigkeiten mit; er ſelbſt weiß ja auch nichts.

Nur wie er zu ſeiner Wiſſenſchaft gekommen, muß ich ihm Wort für Wort herauspreſſen. Es iſt wohl gut für ihn, daß uns eine rote Friesdecke trennt und der ſprudelnde Löwenkopf gewiſſe Tonſchattierungen ausgleicht. „Sind Sie bei Le Forts im Haus geweſen, Jaromir?"

„Nein, Herr Graf."

„Haben Sie die Blonde wiedergeſehen?"

„Ja."

„In Dreiteufelsnamen, mit Ihrem Ja und Nein kann ich nichts anfangen! Wie, wo und warum? Schießen Sie, bitte, los!"

Da bequemt er ſich denn zu einer Beichte. Die Kornblumenfee hat ihn eines Tages abgepaßt, am helllichten Mittag vor ſeinem Comptoir — ganz wie ein Fabrikmädchen ihren ungetreuen Schatz. Und ſofort wird ihm auch die Piſtole auf die Bruſt geſetzt: „Warum kommen Sie nicht mehr, mein Herr?" — „Weil ich niemand im Wege ſein will, gnädiges Fräulein." — „Sie ſind niemand im Wege, mein Herr!" — „Gnädiges Fräulein, ich bin in Ihrem Haus in einer Weiſe behandelt worden..." — „Habe ich Sie je ſchlecht behandelt, mein Herr?" — „Jawohl!" — „Wo?" — „In Klein-Machnow." — Darauf antwortet die reizende

freche Perſon: „Wiſſen Sie, was Sie ſind, mein Herr? Ein Kind!“ — Jaromir macht kurz Kehrt und geht, ſie geht einfach mit und ſpricht weiter: „Um Sie handelt es ſich gar nicht, mein Herr. Wiſſen Sie aber, warum Graf Carén den Grafen Serner totgeſchoſſen hat?“ — „Ich weiß nichts, gnädiges Fräulein.“ — „Aber Sie ſind dabei geweſen, mein Herr?“ — „Wenigſtens bei dem Anlaß.“ — „Pfui, ſchämen Sie ſich, mein Herr! Ich glaubte, Sie bewegten ſich in beſſerer Geſellſchaft . . .“ — „Gnädiges Fräulein!“ — „Alſo Sie ſind auch einer von denen, ja, Sie nehmen ihn ſogar noch in Schutz? Nun, dann grüßen Sie mich, bitte, nie mehr auf der Straße, ich danke beſtimmt nicht. Denn der Graf Carén kann nur Schlechtes raten und noch Schlechteres thun. Gehen Sie, mein Herr, ich wünſche es, gehen Sie ſofort! Und ich möchte Ihnen und Ihresgleichen nie wieder in meinem Leben begegnen, und wenn der andre auch ein königlicher Prinz wäre . . .“ — Wer natürlich nicht geht, iſt Jaromir. Und da fängt dies unbegreifliche Gemiſch von Geriſſenheit und Unſchuld ohne jede Veranlaſſung auf offener Straße an zu weinen. Sie thut's wie die Kinder, denen es ganz egal iſt, wer zuſieht. Die Paſſanten werden aufmerkſam, lachen oder werfen unwillige Blicke auf Jaromir, der wohl das ſchuldbeladene Karnickel ſein muß, weil er wirklich nicht weiß, wie er dieſen Thränenſtrom ſtillen ſoll. Zum Ueberfluß treten zwei Arbeiterfrauen aus einem Neubau, regen ſich mit auf, und eine reſolute Dicke tritt ſogar in gutmütiger Empörung dazwiſchen. „Fräuleinken, wenn ick Sie wäre, wegen ſo 'n ſchlappen Windikus vergöſſ' ick noch lange keene Dhräne. Det is ja weiter niſcht als 'n Affziehr in Zivil. Det Sie't man wiſſen, det Sie erkannt ſind, Sie Schwarzer! Und det is en feinet Fräulein, von det ick nich

bejreife, det ſie ſich von ſo eenen an de Neeſe 'rumführen läßt ... Nu hören Se aber auf, Fräuleinken! Sie mit Ihr hübſchet Jeſicht kriegen noch 'n janz annern feinen Mann, der Ihnen ooch heirat' ..." Neugierige haben ſich natürlich zu Hunderten geſammelt — die Scene ſpielt ſich am Spittelmarkt ab — die weinende Ethel kann nur haſtig den Tröſtungen abwinken, und Jaromir muß ſie mit Gewalt in ein Hofportal ziehen. Als er die Blonde da beruhigen will, verſucht ſie jämmerlich lächelnd zu lügen: „Es iſt nur Wut, Wut!" Dann aber beſinnt ſie ſich auf ihr beſſeres Selbſt und ſagt in Abſätzen: „Ach, danken Sie doch Gott, daß Sie arm ſind, danken Sie doch Gott! ... Ich bin ſo unglücklich, ſo maßlos unglücklich ... Und meine gute, gute Schweſter iſt es auch ... Deswegen bin ich eigentlich hier ..."

Wie ſich die Sache weiter entwickelt hat, iſt Jaromirs Geheimnis. Wo die wirklichen Herzensangelegenheiten anfangen, hört die Freundſchaft bekanntlich auf. Er möchte mich natürlich belügen, aber in der konfuſen Lügerei zeigt ſich, daß er ein ſehr ſchlechter Lügner iſt — zum hohen Diplomaten Metternichſchen Stils ganz unbrauchbar. Aber ich glaube ihm, daß er die Le Fort-Villa mit keinem Fuße betreten hat, und daß ſich die beiden Liebenden trotzdem häufig getroffen haben. Wenn die Tochter des Selfmademan ſich zum Selfmademan hingezogen fühlen ſollte, wäre das ſo wunderbar?

Meine hochwichtige Angelegenheit kommt ganz zuletzt wie ein zufälliges Anhängſel. Jaromir hat eine bebende Angſt ausgeſtanden, daß ich die Erbſchaftsangelegenheit ganz fallen laſſen könne. Er kennt einen jungen Rechtsanwalt, die Blume aller Rechtsverdreher, dem als Aſſeſſor meine Prozeßakten durch die Hände gegangen ſind. Der wünſcht nun, mich in der Berufungsinſtanz zu vertreten. Kein übles

Debüt für ihn, wenn er mich durchbringt, worauf ich schon gar nicht mehr rechne. Darum verlangt er auch keinen Vorschuß, nur die eventuellen Gewinnprozente. Empfohlen ist er Jaromir noch durch den Doppeldoktor, der eine geheimnisvolle Versicherungsangelegenheit geregelt haben muß, über die der Agent wie eine Katakombe schweigt, weil er in Geschäften die Diskretion selbst ist. Ich bin noch unentschlossen. Durch diesen Rechtsanwalt kommen die Kohlenstaubbrenner wieder in bedrohliche Nähe, und wenn mich auch jeder einzelne unter ihnen kalt läßt — alles, was drum und dran hängen kann, gefällt mir nicht. Jaromir bemerkt mein Schwanken, reißt mich an den Ueberzieherknöpfen, redet klug. Etwas von einer Klette und der Dringlichkeit eines Schmieralienreisenden hat er sich glücklich angewöhnt. Da es aber ein uneigennütziger Freundschaftsdienst ist und der aufgeregte Mensch mich durchaus glücklich und reich sehen möchte, so lasse ich mich aus dem Waschkabinett ziehen, wandere schmierige Bahnhofstreppen auf und ab, während die Gewölbe unter dröhnenden Zügen zittern, stürze mich in das lebensgefährliche Wagengewirr der Friedrichstraße, wo der Aprilschnee sofort zu klebrigem Schmutz verwandelt wird. Jaromir geleitet mich stumm und wachsam wie einen Sträfling, das heißt, er gängelt den fügsam Gewordenen scheinbar achtlos und freundlich gen Osten. Er scheint weitgehende Absichten zu haben.

Urplötzlich Halt! — Anständige Verkehrsstraße, riesiger Brauerei-Ausschank. Und so weltstädtisch gelegen, daß man die Tonschwingungen der Stadtbahnzüge noch spüren kann. „Wir sind zur Stelle, Graf Carén. Ich habe den fremden Herrn gleich in das Lokal bestellt.“ Also der richtige Ueberfall seiner Elitewaffe! Und ehe ich parlamentieren kann,

bin ich sänftiglich in die Kneipe geschoben. Natürlich die echte Berliner Bierkneipe! Ein echter Bankettsaal mit getäfelter Decke, von Holzpilastern getragen, die Wände entlang dunkle Paneele, darüber hinauswachsend lichte Freskomalereien, mit keckem Pinsel wiedergegebene Scenen aus dem Nacht-Berlin, leicht geschürztes Zeug und doch philiströs, wie es lockere Bürgerphantasie liebt. Um die Glühlichtkronen schwebt wie ein Flor der Dunst von Speisen, Bier und feuchten Ueberziehern. An der riesigen Fensterscheibe hängt der Dunst wie dicker Qualm. Den Eintretenden empfängt die schlaffe, wogende Atmosphäre eines Dampfbades, welche die Augengläser im Nu beschlägt. In wohlthätigem Nebel seh' ich deshalb eine schwatzende, lachende Bürgergesellschaft. Scharfes Berlinisch — Tellerklirren — schwerbelastete Kellner. Zuweilen hebt sich ein Messer bedächtig nach dem Mund, zuweilen auch eine Gabel. Helles Lagerbier blinkt goldhell — der Schoppen kostet fünfzehn Pfennig — die Gesellschaft ist auch danach. Jaromir steuert zielbewußt vorwärts, über schlüpfriges Linoleum bis zu einer großen Nische, die von Friesdecken seitlich umwallt ist wie mein Waschkabinett auf dem Bahnhof. Um einen gewaltigen Eichentisch sitzt die illustre Gesellschaft seiner Freunde.

„Graf Carén." — Darauf endloses Namengemurmel, von dem ich, wie gewöhnlich, so wenig verstehe, wie ich verstanden werde. Aber es sind Offiziere in Zivil, wie ich an der steifen Verbeugung merke. Jaromir schüttelt diverse Hände, ich jedoch werde aufgenommen mit der höflichen Zurückhaltung guterzogener Leute.

Der Stammtisch bildet ein militärfrommes Eiland im Philistermeer. Der Präses — ein sehr distinguierter bürgerlicher Major mit einer Perücke — die zum Boxen kommandierten Lieutenants — anständige Herren, eine

bekannte Spielratze darunter. Mein graubärtiger Nachbar erweist sich als verabschiedeter Hauptmann mit beginnendem Stumpfsinn und einer einzigen Passion: Zigarrenspitzensammeln für Regimentswaisen. Der Tisch unterstützt ihn auch dabei redlich unter einem stetigen Bombardement harmloser Sarkasmen, die der alte Herr murmelnd erträgt. Uebermäßig anregend geht's sonst nicht her. Fünfzehnpfennigbier füllt den Magen, aber prickelt nicht die Gehirnnerven. Und wenn nicht der aufgeblasene Wirt mit seinem rosigen Billardkugelschädel zuweilen herankäme, gemessen und kurzbeinig, und in der Luft schnuppernd immer wieder bei jedem kommenden Filetbeefsteak voll Wehmut bemerkte: „Daß man so was Gutes verkaufen muß und für eine Mark fünfzig — es ist geradezu lächerlich," — und wenn nicht immer wieder ein widerhaariger Hannoveraner ironisch antwortete: „Und es ist doch mit Margarine gebraten!" — die Gäste würden sich schweigend in Zeitung, Rangliste und Sechsundsechzig begraben. Jaromir zankt sich schon mit zwei Stabsärzten; er hat noch immer die geheime Kasino-Ueberzeugung des Sekondlieutenants, daß die Herren vom Musketierdegen und vom Karbol nicht ganz gleichberechtigt sind trotz ihres Hauptmannsrangs. Es ist ein langsam absterbender Zopf, die uralte Abneigung der Pickelhaube gegen die uniformierte Wissenschaft, aber dieses Vorurteil ist sehr unberechtigt, seitdem die Hörsäle der Kriegsakademie der klassische Stall sind, in dem allein die Pferde der zukünftigen Kommandeure gesattelt werden dürfen; wer seinen Hauptmannsgaul auf dem Exerzierplatz hoffnungsfreudig aufsattelt, führt ihn bestenfalls als Kleidermotte oder als Bezirkskommandeur am Zaum heim. Mir ist der diskrete farblose Dreß der Sanitätsoffiziere immer als der sanfte Uebergang vom Zivil

zur Uniform erſchienen, den man ſchon deshalb achten muß, weil man den Herren unter die Knochenſäge geraten könnte. Von Jaromirs Widerſachern iſt der jüngere unausſtehlich fein und „ſelbſtüberzogen“, der andre trägt Jägerhemden. Mich regt weder der eine noch der andre auf. Ich bin Philoſoph und warte ſchweigend und geduldig, bis mein Anwalt kommt oder nicht kommt.

Plötzlich verfärbt ſich Jaromir etwas. Eine neue Schar. Vergnügtes Trampeln, ſchneebedeckte Hutkrempen, dampfende Regenſchirme.

„Guten Abend.“

„Guten Abend.“

„Scheußliches Wetter.“

„Scheußliches Wetter.“

„Einen Schnaps, aber dalli!“

„Sieht das Bier aber kalt aus!“

Nachdem ſich der erſte Sturm gelegt hat, ducke ich mich zuſammen und berechne, zu welchem Hering ich gequetſcht werden muß, wenn alle Ankömmlinge Platz finden wollen. Da fühle ich eine Hand auf meiner Schulter. „Na, wie kommen Sie hierher, Sie großer Verbrecher?“

Rollende Rs — natürlich der Doppeldoktor. „Sie ſind auch nicht anders geworden, verehrter Herr!“

„I, wo werd' ich denn!“ Und mit ſeiner gleichgültig-eleganten Handbewegung ſtellt er mich noch einmal dem Tiſche vor: „Graf und Edler Herr von Carén, direkt aus dem Feſtungsgefängnis beurlaubt.“ Die Herren ſehen erſt mich an, dann ſich; einer lächelt. Jetzt, wo ſie meinen Namen verſtanden haben, bin ich wohl accreditiert. Mich umweht der Zauber des Gemordethabens. Das iſt unter anſtändigen Leuten eine gute Empfehlung. Der Mann, der Karl Ignaz Serner kaltblütig erlegte, iſt ihnen kein Eindringling

mehr. Mit Befremden aber erkenne ich, daß die Angekommenen Le Fort-Leute ſind, eine Serie Kohlenſtaubbrenner, zum Teil ſogar Bekannte von der Tanzfarce in der Händelſtraße her.

Der Doppeldoktor nimmt's heute mit ſeinen Pflichten ſehr genau und giebt ſofort von allen großſprecheriſch die Karikaturen. „Der ſchwarze Kerl da iſt Urſachſe, ein Rittmeiſter der Landwehr. Ich warne Sie direkt vor ihm, denn er iſt ſo ſtark, daß er beladene Heuwagen umſchmeißen kann; dazu der beſte Skatſpieler im Weltall. Proſit, ſchwarzer Mann! Warum ſind Sie eigentlich nicht unter die Seeräuber gegangen? Rudolf, Rudolf! Sehen Sie ſich das ſchwarze Luder an, Herr Graf! Er hat ſo etwas — namentlich, wenn er Skat ſpielt.“ Der Urſachſe lächelt pfiffig. Es iſt thatſächlich ein Koloß, mit Händen, die Nägel einklopfen könnten. Der Doktor fährt fort: „Das iſt ein Legationsrat — es iſt thatſächlich einer ... Das iſt Amaranth, die Blume der Unſchuld, den ſie bei der Elektricitätsgeſchichte ſeligen Angedenkens ſo gerupft haben, daß er ausſieht wie ein nackter Spatz. Wenn der gute Mann Gold klumpenweiſe fände, in ſeiner Hand würde es ſicher Pech! Jedoch ſolche Leute ſind bei Spekulationen nun einmal nicht zu entbehren ... Das ... das ... das.“ Leßmann iſt ein vortrefflicher Mentor und hat gleich eine Anekdote bereit, wenn man ſich über die Qualität eines Vorgeſtellten täuſchen ſollte. Und die Geſellſchaft iſt thatſächlich gut — Offiziere a. D., Lebemänner, frühere Corpsſtudenten — ein einziger iſt Kaufmann, ohne Geſchäft, deſſen hageres Lebemannsgeſicht mit den plierigen Augen auf ſehr viel Ballett- und auf wenig Comptoirerfahrungen ſchließen läßt. Le Fort hat zu ſeinen Geſchäftsfreunden keine Kollegen erwählt, ſondern ſehr kurzſichtige oder ſehr geriſſene Menſchen mit und ohne Geld. Welches

die Treiber und welches die Getriebenen ſind, iſt mir wegen des Doppeldoktors befliſſener Karikierung noch ein Rätſel. Aber Humor hat der Kerl, und jeder kriegt ſeinen Hieb. „Der mit den roten Backen und dem oſtelbiſchen Schnurrbart iſt ein lebendiger Zoologe, er redet ſämtliche Säugetiere in ſämtlichen europäiſchen Menagerien mit dem Vornamen an und wird von ihnen verſtanden . . . Und jetzt kommt die Perle eines Kohlenſtaubbrenners. Sollten Sie ihn nicht kennen, Herr Graf?“ Ich habe vor dieſer Begegnung zehn Minuten gezittert, obgleich wir beide uns abſolut nicht kennen — es iſt nämlich Bomulunder. Zum Ueberfluß ſchreit ihm noch der Doktor zu: „Den Kopf mehr nach rechts, Herr Lieutenant, damit man das klaſſiſche Profil bewundern kann!“ Darauf fügt er leiſe zu mir gewendet hinzu: „Riecht es nicht auf einmal nach Schnaps — nach gutem Schnaps? Nämlich der Großvater von dem da hat ganze Indianerſtämme mit ſeinem Feuerwaſſer hingemordet. Der Enkel will jetzt dafür partout den braven Le Fort aus der Kohlenſtaubverbrennung herausdrängeln. — Sagen Sie mal, Herr Graf, wenn Sie mit verſchiedenen untergeordneten Tieren zuſammen einen Fuchs und einen Wolf in einen Käfig ſetzen, wer von den beiden wird von dem andern zuerſt aufgefreſſen?“

„Fraglos der Fuchs.“

„Nein, fehlgeſchoſſen, lieber Graf! Die beiden Ehrentiere freſſen den Wärter auf.“

Die Unterhaltung am Tiſch iſt zu Beginn ſtreng militäriſch, das Trinken auch. Humpen in die Höhe! — Proſit! — Humpen auf den Tiſch! Jede Bewegung wird eckig ausgeführt, wie's guter Ton. In unſerm Kaſino geht's nicht halb ſo förmlich zu. Und das ewige Rangliſtedreſchen der Kohlenſtaubbrenner iſt gewiß intereſſant, das Avancement der Stabsärzte

auch — aber die unglücklichen Boxer, denen der heimtückiſche Fechtlehrer heute unzählige Wohlgezielte flach rechts und links über die Bruſt gezogen hat, ſtöhnen noch unter dieſem Kommißandenken. Um abzuwiegeln, langt der widerhaarige Hannoveraner ſeinen Regenſchirm aus der dampfenden Paletotverſchanzung. „Wiſſen Sie, was dieſer Entoutcas gekoſtet hat, meine Herren?“

„Zwanzig — dreißig — vierzig Mark.“

Der Frager ſchüttelt wehmütig den Kopf, was er nicht nötig hat, denn er iſt ein Mann von Privatvermögen und ſpohntrockenem Witz. „Zehntauſend Mark,“ erklärt er endlich.

„Aber das iſt ja unmöglich!“ ruft der Chorus.

„Bis vor einem Monat dachte ich das auch — da krachte nämlich erſt der Rieſenbazar, dem ich zehntauſend Mark anvertraut hatte, und dieſer Schirm allein blieb mir als teure Erinnerung . . . Gebrochen iſt die Seide auch ſchon . . . Vor Geldanlagen beſehe ich mir ſtets erſt dieſen Schirm.“

Darauf trinkt der Doppeldoktor dem Pfiffikus zu. „Vielleicht ein Kohlenſtaubkaſten gefällig, Herr Premier? Sie bedürfen unbedingt eines Pendants zu Ihrem Regenſchirm. Das Heizungsmaterial können Sie auch bei uns bekommen — es heizt ſich nämlich mit nichts nachhaltiger als mit den Anteilſcheinen unſrer Geſellſchaft.“

Der Stammtiſch will ſich ausſchütten vor Lachen. Jedoch Bomulunder bemerkt ſpitz: „Laſſen Sie die Rederei, Leßmann! Unſre Sache iſt prima — nur einen Fehler hat ſie . . .“

„Daß Le Fort alle Entſcheidungen in der Hand hat, lieber Freund.“

„Da Sie's wiſſen, brauchen Sie's ja nicht laut zu ſagen, Leßmann.“

„Ehrlich währt am längſten,“ rollt der Doktor.

Der Huſar zuckt die Achſeln.

„Was haben Sie gegen den Le Fort einzuwenden, Bomulunder?“

Darauf wird Schwerhörigkeit markiert.

„Etwa die Töchter?“

„Leßmann, ich bitte, menagieren Sie ſich!“

„Alſo die mit den grünen Augen wär's demnach?“

„Herr . . .“

„Na, dann wird's die mit den blauen Augen geweſen ſein . . .“

„Herr Doktor!“

Leßmann lächelt befriedigt. „Schießen Sie mich nicht ab, lieber Freund! Angſt habe ich nämlich vor niemand, ausgenommen meinen Schneider. Im übrigen, Le Fort bleibt!“

„Nein, Herr Le Fort bleibt nicht!“

„Na, dann bin ich hölliſch neugierig, Bomulunder, wie Sie dem Oberſchlauberger das Genick abdrehen wollen.“

„Wir werden ja ſehen.“

Dieſe Auseinanderſetzung teilt ſofort den Tiſch in zwei Parteien. Die einen wollen ſich amüſieren, die andern wollen geſchäfteln. Mir iſt die Kohlenſtaubverbrennung dunkler als je. Der Entrepreneur und der Hauptaktionär liegen in Rivalität oder in Feindſchaft; die Wolfspranke hält das Patent feſt, das ihm die Fuchsſchnauze gern entreißen möchte. Vielleicht ſind auch die beiden „Ehrentiere“, wie ſie der Doppeldoktor bezeichnet, die einzigen, die von dem Wert oder Unwert der Sache etwas verſtehen. Es kann ein intereſſanter Kampf werden . . . aber ich bin nun einmal der Millionenhatz gegenüber kühl. Mir iſt ſie wenig mehr als ein Symptom des wirtſchaftlichen Lebens. Alle wollen rieſig gewinnen wie bei der Lotterie, und ſchließlich kann's doch nur einer. Le Fort hat ſeiner Meute den verführeriſchen Fleiſch-

ſetzen gezeigt, den er nicht allein verſchlingen kann — jetzt ſpringt's und belfert's ohrenzerreißend um den Piqueur. Ob die ſpitze Bomulunderſchnauze das Stück nicht doch zuletzt erwiſcht?

. . . Ich höre wieder wie in Machnow überall das gedämpfte Millionengewiſper, ſehe, wie die brennende Habſucht, das entnervende Mißtrauen ein merkwürdiges Muskelſpiel auf den intereſſierten Geſichtern treiben. Das Gewiſper iſt mir gleichgültig; nur die Zuſammenſetzung der Intereſſierten iſt mir intereſſant.

Der Schnapsbaron allein ſchweigt. Er wittert den Feind ſeiner Liebe und ſeines Geſchäfts und möchte mir darum ſehr gern irgend einen Fehdehandſchuh hinwerfen. Wenn man aber ſo dringende eigne Angelegenheiten hat wie ich, kann nicht doch noch verlangt werden, daß man ſich mit Kohlenſtaub beſchmutze.

Der „große Unbekannte" hat's allerdings nicht eilig. Erſt als die müden Boxer abgezogen ſind und die Kohlenſtaubbrenner ihre Millionenhoffnungen in andre Kneipen getragen haben, erſcheint er an dem einſamen Stammtiſch, wo nur noch der graubärtige Hauptmann nach verirrten Zigarrenſpitzen ſucht.

„Verzeihung, Herr Graf! Ich konnte nicht eher, ich war bis jetzt bei einer aufrühreriſchen Aktionärverſammlung, die alle Aufſichtsräte ſtürzen wollte."

„Die Kohlenſtaubbrenner waren natürlich hier? Man riecht's . . . Uebrigens nette Brüder! — Und nun zu uns, Herr Graf! Ich muß vorausſchicken, daß ich erſt ganz kurze Zeit Anwalt bin. Junger Anwalt in Berlin heißt Hungerleider auf ewige Zeiten, und ich bin keineswegs wohlhabend. Alſo muß ich um jeden Preis einen großen Anfängererfolg haben. Den verſprech' ich mir von Ihrem Fall, der mich juriſtiſch und geſchäftlich gleich intereſſiert. Die

Akten des Prozeſſes ſind mir beim Landgericht II als Dezernenten früher durch die Finger gegangen. Ich kann mich täuſchen, aber ſo geſchickt und juriſtiſch ſcharfſinnig Ihr Rechtsbeiſtand die Sache angefaßt hat — meiner Anſicht nach hat er ſie falſch angefaßt. Denn das mit dem entſchuldbaren Leichtſinn, den notwendigen Rieſenausgaben Ihrer Carriere und der ſelbſtverſtändlichen Verſchwendung eines jungen Diplomaten im Ausland glaubt Ihnen ja kein Menſch — am wenigſten ein Richterkollegium, deſſen höchſtbeſoldeter Judex keine zehntauſend Mark jährlich hat. Die finden das Teſtament Ihrer Tante nur zu begreiflich! Ob Sie nun das Kodizill mit Recht oder Unrecht einen Verſchwender nennt iſt meiner Anſicht nach nebenſächlich, und den Makel nimmt Ihnen auch keine Rechtsverdrehung. Aber daß Ihre Tante mindeſtens ſchon kurz vor Umſtoßung des erſten Teſtaments nicht mehr die unbedingte geiſtige Dispoſitionsfähigkeit beſaß, um ein zweites rechtsgültig zu machen, das muß nachgewieſen werden. Sollte das ſo ſchwer ſein? ... Die Dame beſaß einen Kanarienvogel, den nach ihrem Ableben zu pflegen eine Stiftung übernehmen ſollte, die damit zugleich Erbin würde. Dieſer Paſſus iſt zum Totlachen, aber da er nicht unmoraliſch iſt, iſt er auch nicht nichtig. Anfechtbar iſt er jedenfalls. Bei Teſtament II fällt er freilich weg. Jedoch als Beweis für die niedergehenden Geiſteskapacitäten Ihrer Tante bleibt er beſtehen — wenigſtens für uns. Wer einen Kanarienvogel zum Quaſi-Erben eines Zwei-Millionen-Vermögens einſetzen konnte, iſt geiſtig wohl kaum intakt, ſintemalen ein Blutsverwandter exiſtierte, der doch ein gewiſſes Anrecht auf die Erbſchaft beſaß. Kanarienvögel ſind für unſre Begriffe nur ein Spielzeug, leben höchſtens ſieben Jahre, und wenn man zur Unterhaltung eines ſolchen Ver-

treters tauſend Thaler ausſetzt, ſo thut altjungferliche Verrücktheit ſchon etwas Ungeheuerliches. Bis zu ſolcher Summe geht noch gerade aufopfernde Zärtlichkeit; darüber hinaus beginnt der gelinde Blödſinn. Item müſſen bei Teſtament II die Geiſteskräfte nicht als geſtiegen, ſondern als noch ſtärker fallend angenommen werden. Die Rechtsſache iſt, wie Sie ſehen, an ſich ſehr appetitreizend, und noch mehr, weil bei ſolchen Vermögensobjekten ein ſehr rundes Sümmchen für den Anwalt herausſpringt. Aus beiden Gründen habe ich den Prozeß verfolgt und mich über den haarſpaltenden Scharfſinn meines Kollegen geärgert und gefreut zugleich. Der Scharfſinn war an falſcher Stelle angewendet. In die höhere Inſtanz zu gehen, wird Ihnen Dr. Eliasſohn nicht raten, wie ich genau weiß. Ich hätte Sie nun ſchon auf der Feſtung aufgeſucht, Herr Graf, da ſpielte mir der Zufall gerade meinen oſtpreußiſchen Freund Jaromir in die Hände, von dem ich eigentlich glaubte, er ſchleppe jetzt Baumwollſäcke in New Orleans. Er nahm meinen Gedanken ſofort mit der ihm eignen Rieſenbegeiſterung auf und gab mir Details über Sie. Weiter hab' ich mich dann, ohne Ihre Einwilligung abzuwarten, mit dem Hausarzt in Verbindung geſetzt. Der Mann iſt hochbetagt und keine wiſſenſchaftliche Größe, aber er ließ ſich doch tropfenweiſe auspreſſen, wenigſtens genug, um meinen Argwohn zu ſtärken. Gräfin Carén litt danach in letzter Zeit an Gedächtnisſchwäche, Lethargie — und an einer unſeligen Abneigung gegen ihren Neffen. Obgleich der Medizinalrat ein Vorſichtskommiſſarius erſter Klaſſe iſt, liebt er doch zu ſehr alten Burgunder. Bei einer Flaſche des letzteren habe ich ihn ausgeholt. Ihre Tante iſt an Gehirnſchlag geſtorben — Krankheitsgeſchichte: ein geheimnisvolles Achſelzucken. Bei Flaſche 3 wurde

es mir ungefähr klar, daß die Dame unverbeſſerliche Morphiniſtin geweſen ſein muß und auch daran geſtorben iſt. Natürlich eine Rieſengeheimnisthuerei. Um Gottes willen nur nicht dieſe Thatſache publik werden laſſen! Der hohe Adel würde ſonſt in corpore dem Medizinalrat die Augen auskratzen wegen einer etwaigen Indiskretion. Darum habe ich natürlich Todesſchweigen ſchwören müſſen. Den Schwur zu halten, fällt mir nicht ein. Wenn ich Ihnen die Millionen retten kann und mir einen Aufſehen erregenden Prozeß, ſo kommt die Diskretion erſt in zweiter Linie. — Ihnen iſt das Geld doch auch lieber? — Uebertragen Sie mir die Sache, ſo will ich ſchon obſiegen. Der Medizinalrat muß als Sachverſtändiger Farbe bekennen. Thut er das nicht, ſo graben wir die Tante eventuell aus. Spuren von Morphium werden ſich nachweiſen laſſen, und die notwendige Unzurechnungsfähigkeit werden wir ſchon aus den Ausſagen des Arztes und der Dienſtboten herausquetſchen. Sind Sie einverſtanden, Herr Graf?“

Natürlich bin ich einverſtanden! Der Ertrinkende klammert ſich an einen Strohhalm, und dieſer Strohhalm ſcheint mir ein ganz ſolider Balken zu ſein. Nur zu dem Ausgraben bin ich noch nicht ganz deſperat genug. Das wirbelt zu viel Staub auf und ſtellt meine Neffengefühle in ein eigentümliches Licht. Im übrigen mag mein Rechtsfreund mit dem Leumund meiner Tante verfahren, wie es ihm beliebt. Ueber den Herrn ſelbſt enthalte ich mich vorläufig noch des Urteils. Er iſt Ende Dreißig, nicht unangenehm gewandt und hat ein hübſches chriſtliches Geſicht trotz der gebogenen Naſe. Aber Anwälten traue ich nun einmal grundſätzlich nicht — entweder ſind ſie geniale Gauner, oder ſie taugen nichts.

Jaromirs Augen funkeln vor Vergnügen über

den neuen Freundſchaftsbund, und der gute Menſch trinkt einen ganzen Schoppen von dem furchtbar kalten Bier auf mein Wohl. Ich will ſchon eine Flaſche Pommery beſtellen, um anſtändig und mit Maßen nachkommen zu können. Ich laſſe es jedoch. Es erſcheint mir protzenhaft und nicht zeitgemäß. Klüger hat mich die Feſtung vielleicht gemacht — ob auch beſſer? . . .

Der Herbergsvater hat ſich wieder herangebirſcht. Mein Rechtsfreund läßt ſich, hungrig und abgearbeitet, wie er iſt, ſein Filetbeefſteak ſchmecken, und der Bratengeruch kribbelt ſofort angenehm in der Wirtsnaſe. „Nicht wahr, Herr Doktor, wundervolles Fleiſch? Daß man ſo was verkaufen muß!“ Das iſt aber nur die Einleitung zu einer längeren Rede. Wenn der Doktor auch nicht zuſtimmend genickt hätte, des Hauſes Patron würde ſich doch ſtöhnend über den glänzenden Schädel geſtrichen haben. „Mir wird's nächſtens zu viel. Sie glauben gar nicht, meine Herren, wie unſereiner in Anſpruch genommen wird! Heute morgen mußte ich bei meinem Freund Adler Weine probieren — man hat nun mal die untrügliche Zunge. Zu Mittag waren die Herren vom Zivilkabinett bei mir. Die Diners ſchmecken ihnen nirgendwo anders. Es ſind alles alte Freunde von meiner Wenigkeit . . . Die Herren haben auch von Ihnen geſprochen, Herr Graf . . .“ Der frühere Weißbierbutiker bewegt ſich dabei mit der ſicheren Würde eines Miniſterialdirektors, der mit Lukanus Heidelberger Vandale war und jetzt den hochbeglückten Kabinettschef von Zeit zu Zeit zu etwas Exquiſitem einladet. Jaromir hat ſich bei den Renommiſtereien wie ein Stacheligel zuſammengerollt und ſchielt feindſelig auf den kurzbeinigen Würdenträger in der blendend weißen Weſte. Thuerei iſt meinem ſchwarzen Selfmademan gründlich verhaßt, was aber den

Herbergsvater nicht geniert. Der taxiert seine Gäste wie ein Kapitalist und kennt die Rangliste wie der jüngste Lieutenant. Die Aufzählung seiner illustren Bekannten ist noch keineswegs zu Ende . . . „Nachmittags war ich mit ein paar Stabsärzten im Grunewald — es sind wirklich Leute dabei, mit denen ich gerne umgehe. Hundshausen, Herr Doktor, ist wie Sie wohl schon wissen werden, zu den Kürassieren versetzt — es thut einem immer leid, wenn man so einen guten Bekannten verliert. Ich stehe auch mit den meisten in reger Korrespondenz. Da schrieb mir zum Beispiel eben der General von X . . .“ Wie er die längst bereit gehaltene Korrespondenzkarte mit großer Umständlichkeit aus dem Portefeuille herausschält, schwillt sichtbar die weiße Weste . . . „Sehen Sie: ‚Mein lieber Herr Schulz . . .‘“ Den Rest des Schreibens erspart er uns klüglich. Die Excellenz dürfte wohl ein Gebinde Bier bestellt haben. Dazu ist dieser gewiegte Weltmann von Wirt auch noch innerlich Kosmopolit. „Solche Herren wie der General sind mir natürlich die angenehmsten Gäste; aber auch die andern . . . zum Beispiel die Herren von der Kohlenstaubverbrennungs-Gesellschaft gar nicht übel . . .“ Er plustert sich dabei auf wie ein Hamster, und der ganze geschwollene Kerl ist Wohlwollen. „Ich meine speziell Bomulunder. Der Großvater hatte allerdings eine Destillation — aber sehr anständiges Geschäft, mit dem ich auch in Verbindung stand. Der junge Herr Bomulunder ist Offizier — Husar — und wirklich ein feiner Mann. Ist er nicht auch ein guter Freund von Ihnen, Herr Graf? . . .“ Ehe er weiter sprechen kann, preßt er Luft durch die Nasenlöcher, die hauptsächlich als Hochmutsventile benutzt zu werden scheinen. „Bomulunder hat ganz gehörige Millionen und ist bei der Unternehmung eigentlich der Macher, während

der ſogenannte Le Fort nichts weiter als ein Strohmann iſt. Ich bin leider ſehr genau orientiert ..."

Jaromir richtet ſich auf. „Wieſo leider orientiert?"

Der ſpitze Ton ſchüchtert den Intimus des Zivilkabinetts keineswegs ein. „Ich könnte Ihnen noch mehr ſagen! So iſt zum Beiſpiel die jüngſte Tochter in dem Haus ſehr um Herrn Lieutenant Bomulunder bemüht geweſen — ſoll ja auch ein anſtändiges und hübſches Mädchen ſein. Aber es wäre doch nicht ganz die pekuniäre Sphäre, ſo daß Lieutenant Bomulunder im letzten Augenblick abſchnappte. Das arme Mädchen mußte auf Reiſen geſchickt werden, weil ſie ſich die Sache ſehr zu Herzen nahm ..."

Jaromir iſt dunkelrot. „Beſtellen Sie dem Kerl, der Ihnen das alles erzählt hat, er wäre ein ganz gemeiner Lügner, und nennen Sie ihm, bitte, meinen Namen!"

„Herr von Jaromir, ich muß doch entſchieden bitten, meine Worte nicht in Zweifel zu ziehen!" Die weiße Weſte iſt am Zerſpringen, und die Hochmutsventile arbeiten in langen Stößen.

Damit iſt er aber bei Freund Jaromir an den verflucht Falſchen gekommen. „Was — was? — bitten? Ich ziehe übrigens nicht Ihre Worte in Zweifel, ſondern die Ihres Gewährsmanns. Dazu muß ich Ihnen allerdings bemerken, daß man ſich ſchwer hüten ſoll, jeden Unſinn nachzuſprechen, wenn man nicht ſeiner Sache todſicher iſt."

„Herr von Jaromir — mir das in meinem Lokal?"

„Jawohl, in Ihrem Lokal! Ich bezahle mein Bier und mein Eſſen — und damit holla!"

„Meine Herren, Sie haben alle gehört, daß eine harmloſe Bemerkung in einer Weiſe ..."

„Harmlos?" grollt Jaromir, „na, hören Sie

mal! Meine Herren, was denken Sie von der Sache?"

Der Rechtsanwalt, der ruhigen Gemütes ist, winkt besänftigend mit der Gabel. „Rege dich nicht unnötig auf, Fritz!" Mir sind Skandale in solchen Kneipen nicht das angenehmste, aber trotz der weißen Weste und des Zivilkabinetts kann ich nur sagen: „Sie haben vollkommen recht, Jaromir. Prosit!"

Darauf ist der Herbergsvater bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele beleidigt. „Also Sie nehmen auch gegen mich Partei, Herr Graf? Ich sehe ein, daß ich etwas vorschnell geurteilt habe. Ich bitte um Verzeihung, meine Herren . . ." Und er tritt mit einer großartigen Verbeugung ab.

Jaromirs Rachedurst ist damit keineswegs zufrieden. Zuerst verlangt er, wir sollten ruhig zusehen, daß er sich mit dem dicken Wirt mitten im Lokal balge, dann beruhige ich ihn mühsam zu einem tausendjährigen Boykott, von allen anständigen Menschen über diesen Bierpalast verhängt, aber erst der kühle Menschenverstand meines Anwalts bringt den Empörten ganz zur Raison. „Lieber Fritz, friß ihn nicht lebendig! . . . Wanderst du dem Kerl zulieb in die Kneipe, oder weil du Bekannte treffen willst? Die andern gehen doch von ihrem Fünfzehnpfennigbier nicht ab, und dann kannst du anderswo alleine hocken. Was scheren dich im übrigen die Kohlenstaubbrenner? . . . Und so ganz ohne ist die Rederei auch nicht. In der Patentgeschichte sieht kein Mensch klar; dazu ist Le Fort ein zu gerissener Geschäftsmann — aber so viel steht fest, daß die Sache einen Haken hat, und daß Bomulunder den kennt. An dem Haken will er jetzt à tout prix den Engländer aufhängen. Und er hängt ihn auf, — denk an mich! Denn was auch von Le Fortschem Vermögen gefaselt

wird, in der Patentſache hat Bomulunder die Muſikanten und nicht Le Fort. Sonſt weiß ich nichts, obgleich ich der Anwalt dieſer Kohlenſtaubbrenner bin. Wenn's einen Krach in der Händelſtraße giebt, mich wundert's nicht. Wer, wie dein Mann, überall ſeine Hände drin hat, in London mit Minenaktien fixt, in Paris mit Spaniern, und wer weiß, wo nicht noch — der verbrennt ſich mal alle zehn Finger gründlich. Der Kerl geht eines Sonntags noch mit diverſen Millionen zu Bett und ſteht Montags mit weniger als nichts auf."

Dieſe Möglichkeit behagt offenbar Jaromir. „Mag er pleite gehen, das geht mich nichts an!"

„Na, weswegen regſt du dich denn auf?"

„Ueber ganz was andres!"

„Und das wäre?"

„Nichts, gar nichts."

Damit endigt's. Jaromir will ſeine Liebesgefühle durchaus nicht preisgeben.

Wir müſſen, jeder mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, wohl noch ſehr lange in dem Lokale geſeſſen haben, denn als wir uns endlich trollten, klapperte die Büffettdame bereits geſchäftig mit den Blechmarken, und die Kellner bauten Stuhlburgen auf den Tiſchen. Die weiße Weſte ſaß in einer Ecke und ſchlief.

Das iſt nun der erſte Tag in der jungen Freiheit! Mein Leben, das im äußerſten Weſten begonnen, fängt an, ſich allmählich nach dem Oſten hinüberzuſpielen. Ob ich noch ganz tief hineinkomme in dies Getümmel der rußigen Arbeitsbataillone und des unverhüllten Daſeinskampfes? Es kann wohl ſein. Und der Gedanke jagt mir nicht mehr den ariſtokratiſchen Schauder über den Leib. Jetzt, wo ich dem Nichts gegenüberſtehe, fühle ich mich thatſächlich ſtärker, ruhiger. Es iſt nicht ſowohl der

Reiz des Ungewiſſen, die nervenſtraffende Aufregung eines gewagten Spieles — es iſt vielmehr der Wunſch, auch mal die Tiefen zu meſſen, nachdem man die Höhen erfolglos durchforſcht hat. Es iſt das erwachende Kräftegefühl, deſſen ich mich freue, der Wunſch nach einem großen Kampfe Mann gegen Mann, in dem ſich zeigen ſoll, ob der Adel Kraft bedeutet oder Schwäche.

Zweites Kapitel.

Abends baut man sich das bunte Kartenhaus — und morgens stürzt es regelmäßig zusammen. Ich bin über eine Woche in Berlin, sehr bereit, dem Schicksal zu trotzen, aber das Schicksal wünscht meine Gegnerschaft gar nicht. Wenn ich durchaus einen Kampf will, so muß ich mir den Feind schon selber suchen.

Meine Lage ist sehr einfach. Ich besitze weniger als nichts. Das wäre verlockend genug zum erbitterten Daseinskampf, wenn nicht mein Vetter Lasis mir noch immer großmütig den geöffneten Beutel hinhielte, wenn nicht der jüdische Wucherer noch immer meine Wechsel prolongierte, und wenn schließlich dieser neue Prozeß mit seinen neuen Hoffnungen mich nicht doch etwas elektrisierte. Es beginnt wieder in dem alten Trott mit Zaudern, Gewissensbissen, Schlafen. Doch was ich früher an Unthätigkeit ertrug, ertrage ich durchaus nicht mehr. Ich möchte ein festes Ziel, ein ehrliches Ringen. Der längst vorübergerafte Eisorkan, der mich an den fremden Strand warf, weckte mir wohl den Wunsch, aber nicht die Kraft, auf eignen Füßen zu gehen. Nüchtern frage ich mich schon lange: War dieser Orkan überhaupt nötig? ... Heute war ich

bei meinem verunglückten Prozeßvertreter auf dem Alexanderplatz, um ihm mitzuteilen, daß er sein Honorar beim Grafen Lasis-Taetz erheben könne, und daß ich auf seine ferneren Dienste verzichte zu Gunsten eines andern. Etwas kühl-geschäftlicher Empfang, ein nachsichtiges Lächeln, als ich ihm den Namen seines Nachfolgers nannte. Darauf guckte ein offenbar abgerichteter Schreiber so auffällig oft durch die Thürspalte, daß mein Rückzug fast in Flucht ausartete. Für diesen jungen Dr. Eliassohn bin ich kaum noch Herr Carén Wohlgeboren. Erst ärgerte es mich, dann lächelte ich über diese praktische Vernunft des Mannes.

Die letzte Konsequenz ist endlich ein ausgedehnter Spaziergang in den Osten. Das hastet und jagt auf schmutzigen Trottoiren und wirft einen fast um. Wenn mich dieses graue Gewimmel mit seinen unbeschreiblichen Gerüchen auch nicht mehr empört — es zieht mich auch nicht an. Es ist mir nicht mehr feindlich, jedoch fremd. Diese Leute, die sich die Beine ablaufen, kämpfen einen so uninteressanten Daseinskampf, sie sind fast stumpfsinniger als meine Tante, die, mit einem Fuß im Grabe, das Leben noch um seiner selbst willen liebte. Die hier sind noch jung, kräftig und rackern sich unsinnig ab um Essen und Trinken. Unsereiner stellt sich das Blachfeld der Lebensschlacht immer wie das grüne Tuch eines Roulettetisches vor, wo jeder stiernackig auf das einzige Zero setzt, verliert, wieder setzt und wenigstens die tolle Nervenaufregung hat bis zum röchelnden Zusammenbruch. — Die hammerbewehrte Faust, die aus dem dürren Sandboden der Mark sich gewaltig emporreckt, ist das Wahrzeichen des großen Berlin. Aber diese aufspringenden, gespannten Muskeln an Arm und Bein, die den fabelhaften deutschen Industriestaat in märchenhaft kurzen

Dezennien ſchufen, ſind doch nicht beſſer dran wie eine gut bediente Maſchine, der man reichlich Oel gönnt, damit ſich die Teile nicht zu früh abnutzen. Es wird immer noch gearbeitet, um andre reich zu machen. Die Arbeiterbataillone ſind die ſiegenden Armeen des ſinkenden Jahrhunderts — und was haben ſie davon? Die Glücklichſten einen branntweinduſeligen Sonnabend, einen Sonntagsausflug mit Kind und Kegel in den Grunewald. Wäre ich ſolch Arbeitsſoldat, ich würde den Teufel thun, nach altem Rezept den Generalen im Comptoirſeſſel den Löwenanteil an der Arbeitsbeute zu gönnen! ... Aber ich bin nicht Arbeitsſoldat, ich ſympathiſiere durch meinen ausgemergelten Körper, meine gepflegte Hand vielmehr mit den Ausbeutenden, die der Kopf dieſer gewaltigen Polypenarme zu ſein vorgeben. Was iſt der geiſtreichſte Kopf ohne Arme, die ſeine Ideen in Thaten überſetzen können? Angeſichts dieſer Menſchheit, die wiſſender oder genußſüchtiger wird von Tag zu Tag, nimmt's mich wunder, daß die alte, morſche Tradition vom ausbeutenden Kopf und den ausgebeuteten Armen noch hält, ſo tauſendfach und ſchlecht gekittet ſie auch iſt. Ich bin in Verſuchung, mit den Polypenarmen zu ſympathiſieren, aber ſie ſind ſo ſchmutzig, ſo grob bemuskelt, daß ſie meine arbeitsloſe Hand ſchon beim freundſchaftlichen Druck zerpreſſen würden. Und auf einmal will mich die alte Furcht vor dieſen Polypenarmen anwandeln; ich fühle mich wieder in Feindesland, ungefähr ſo verlaſſen wie der ſchwarze, hochbeinige Hund, der mit eingekniffenem Schwanz die Straße lang trabt, zuweilen ſchnüffelnd den Kopf hebt, aber angſtvoll zuſammenzuckt, wenn ihn ein Schuſterjunge lockt oder ein Eiliger ſein Fell ſtreift. Es iſt der ganz echte, raſſeloſe Plebejer, der ſich dennoch gar nicht heimiſch unter ſeinesgleichen fühlt. Ich bin

hier gewiß nicht unter meinesgleichen — die Wahlverwandtſchaft zwiſchen mir und dem jedenfalls verlaufenen Köter iſt dennoch da. Er ſucht ſeinen Herrn und ſehnt ſich nach der gütigen Hand, die ihn aus dieſem feindlichen Labyrinth führt — und ich ſehne mich nach dem hellen Geiſt, der mich dieſe Maſſen verſtehen lehrt. Ich möchte ſie doch verſtehen, wenigſtens klar werden, ob wir beide zum Glück geboren ſein können oder nur einer von uns.

Vor einem Grünkramkeller beobachten der Butiker und ein Kunde das ängſtliche Tier gleichfalls. „Weeßte, der läuft hier ſchon zwee Dage 'rum Daß ſich den die Hundefänger noch nich jelangt haben! Die holen ſe doch ſonſt aus die Betten. Det jäb' übrijens een juten Ziehhund.“

Der Butiker iſt mitleidiger. „Ziehhund — det is ooch nich jerade det ſchönſte Erdenlos. Ick ſehe jar nich mehr hin, wenn ick ſo 'n Landſtreicher bemerke. Wie der Mops von meiner Ollen weg war, da hätt'ſt de mal det hören ſollen — die Kinder wollten überhaupt keenen Weihnachtsboom nich haben un heulten immerzu, bis ick endlich falſch wurde, uf 'n Diſch ſchlug: ‚Nu hört aber die Winſelei uf!‘ . . . Und ick ſelber hatte det Vieh rieſig jerne . . . Na, adieu. Ick komme nachher noch zu 'n dicken Willem 'rüber.“

Und als wenn das Tier geahnt hätte, daß die Unterhaltung ihm galt, ſieht es unſicher auf. Den Hund kenne ich übrigens — und ihm dämmert's auch, denn er wedelt ſchüchtern, als wenn er ſagen wollte: ‚Ich habe dich von zwei Seiten kennen gelernt, einer guten und einer ſchlimmen.‘ Und ſo kommt er vorſichtig näher — immer auf dem Quivive, auszubrechen, wenn ich ihm die ſchlimme zeigen ſollte. Ich meine es ſicher nicht ſchlimm mit ihm; er thut mir ſogar leid, aber kann man allen verlaufenen

Hunden helfen? Dabei mache ich eine unwillkürliche Bewegung mit dem Stock. Der Hund nimmt's als Drohung und jagt in langen Sprüngen davon. Wie ich ihn so flüchten sehe, ein hohes, mageres Gespenst, da wird mir eine andre Erinnerung wach. Ich denke an mein erstes Begegnen mit der grünäugigen Asta in Berlin — es war auch in einer der Straßen hier —, und ich sehe die vornehme Gestalt deutlich, wie sie vor dem brutalen Kerl damals auch nicht eine Linie zurückwich. Das unverständliche Zickzack meines Lebens zieht in dieser häßlichen Umgebung scharf umrissen an meinem Geiste vorüber. Wozu mußten wir uns kennen lernen? Wozu mußte sie schön sein und hohl? Wozu endlich mußte der andre dran glauben? — Mein Gewissen hat sich mit der That längst abgefunden, wenn das überhaupt nötig war. Der Narr beleidigte mich, dafür schoß ich ihn tot. Ich hatte ja sogar bis zu dem Moment gezögert, wo er mir das Ohr durchlöcherte und mich zwang, eine andre Haarfrisur zu wählen. Daß es trotz allem kaltblütiger Mord war, vergaß ich gern ... Nun bin ich wieder in Berlin. Der erste Tag brachte mich sofort in den Bannkreis der Le Forts, und jetzt thut's mir auch noch der Hund an. Ob die Grünäugige wirklich nicht weiß, warum ich den Serner streckte? Wenn sie es wüßte, könnte sie stolz auf diesen Erfolg ihrer grünen Augen sein. Ja, die grünen Augen! ...

Und während ich so döfend ein halbes Dutzend Straßen durchmesse, klopft mir plötzlich eine Hand auf die Schulter. „Glücklich wieder in Berlin?" Es ist der Mann mit dem Schlapphut und der vorsündflutlichen Krawatte.

„Ja, leider, Herr Lister."

„Gehen Sie noch weiter, Herr Graf?"

„Jawohl."

„Aber ich bin eilig. Ich ſuche nämlich ſeit zwei Tagen einen ſchwarzen Hund.“

„Ich ſah ihn vor ungefähr zehn Minuten.“

„Sind Sie deſſen ganz gewiß, Herr Graf?“

„Ganz gewiß.“ Es war der Höllenhund aus der Wuhlheide, der mich vorhin anwedelte, wie mir jetzt ſehr klar iſt. Es fehlte wenig, der gute Mann hätte mich für die Nachricht auf offener Straße umarmt. — Nun beginnt eine mehrſtündige Suche nach dem Verlorenen. Hundert Leute werden gefragt, und ebenſo vielen ſchwarzen Doppelgängern von Tiny ſind wir auf der Spur. Wir jagen das Wild getrennt, inquirieren grobe Vizewirte, durchſuchen Höfe, und endlich, nachdem mir die Birſch bereits leid geworden, entdecke ich den Ausreißer in der Nähe des Schleſiſchen Bahnhofs unter einem einſamen Güterwagen auf einem toten Geleis, zuſammengerollt, ſterbensmatt, verzweifelt. Die Erinnerung an den Seiltänzerwagen hat ihn wohl hierher verführt. Mich rührt nachträglich der ſchwarze, verhungerte Unhold, der, von allen guten Geiſtern verlaſſen, in ſeinem verzweifelten Hundegehirn nur noch die traurige Erinnerung an ſeine Künſtlerjugend vorfand. Diesmal läßt er ſich von mir ruhig greifen, an ſeinem ſehr weit gewordenen Halsband über die Schienen wegziehen. ‚Thut mit mir, was ihr wollt! Weiter kann ich nicht,‘ das mögen ſo ungefähr ſeine Gedanken ſein. Im Triumph wird er nun ſeinem Herrn zugeführt, aber er kann nur noch beim Wiederſehen winſeln und wedeln . . . Es war wenigſtens eine kleine Aufregung, dieſe Jagd, und ich that bei etwas Menſchenfreundlichem mit. Nachher bitte ich um meine ſofortige Entlaſſung. Aber Herr Liſter packt den Hund und mich in eine Droſchke zweiter, die gerade des Weges kriecht. Entfliehen iſt nicht. Im Grunde will ich es auch nicht mal.

Denn ich empfinde wie etwas Warmes, Behagliches die anſpruchsloſe Güte dieſes ſeltenen Menſchen, der nicht müde wird, den Hundekopf zu klopfen, während ihn Tiny unverwandt anſieht und ſprechen, ſich entſchuldigen, geſtehen möchte, was alles ſein Hundegemüt in dieſer zweitägigen Leidenszeit durchgemacht hat.

*

Es geht mir genau wie das erſte Mal in der Oberſpreevilla; ich fühle mich da heimiſch.

Und doch hat ſie nichts, was einen verwöhnten Geſchmack feſſeln könnte. Ein weißes Landhaus wie tauſend, von dürftigem Kiefernwald umrahmt. Der kleine Vorgarten nach dem Waſſer hin liegt tot mit ſtrohumwickelten Sträuchern und braunen Maulwurfshügeln in winterlich fahlem Graſe. Schon ſchüttelt friſcher Frühlingswind das dürre Gezweig, und ein Sperling piepſt auf einem kahlen Aſt — aber die träge flutende Spree glänzt eiſig. Hoch am hellen Himmel ziehen zierliche Wolken. Der Lenz möchte den Winter raſch vertreiben und kühlt ſich den warmen, jungen Odem an dem hartnäckigen Griesgram. Drinnen im Studierzimmer flackert ein erſterbendes Kaminfeuer und wirft zitternde Reflexe auf die goldenen Büchertitel. — Bücher, ſchrecklich viel Bücher, ein peinlich geordneter Schreibtiſch und ſehr ſparſam Rohrſtühle, die der beſcheidenen Chaiſelongue an der Wand, glaube ich, niemals die türkiſche Schlafdecke vergeben können. — Wenn der Mann nicht wäre, ich nennte es einen pedantiſch einfachen Raum mit zu viel Tageslicht und mit zu wenig Vorhängen. Von dem Mann ſtrahlt aber gemütliche Wärme aus, behaglich genug für jeden Salon und beſcheiden genug für jede Hütte.

Ich verſtehe die Gefühle des Hundes beinahe, der argwöhniſch die Möbel, die Bücher beriecht, ob in

der Zwiſchenzeit ja auch kein Rivale das Studierzimmer entheiligt und ſeinem Herrn falſche Geſichtspunkte beigebracht hat. Gute Hunde ſind nun einmal keine Kommuniſten, weder beim Freſſen noch in der Liebe. Herr Liſter ſieht mit ſchalkhaftem Lächeln das Gebaren ſeines vierbeinigen Freundes, der ſelbſt die Reiſedecke beſchnüffelt und den gleißenden Perpendikel des Regulators betrachtet — bis er endlich am verlöſchenden Kaminfeuer ſich niederſtreckt. Wir beide feiern indes unſer Wiederſehen bei einem ſingenden Theekeſſel, deſſen Deckel unter dem aufſteigenden Dampf leiſe klappert. Es iſt die engliſche Theeſtunde, aber Herr Liſter, der kein britiſcher Pedant iſt, rät mir entſchieden, aus kochendem Waſſer und duftendem Arrak einen oſtpreußiſchen Maitrank zu brauen.

Und wie der helle Grog dampft, die Zigarren glühen und die Junggeſellengemütlichkeit mit den blauen Ringen des Rauches in das kahle Gelehrtenzimmer zieht, könnte ich liebenswürdig und nichtsſagend Stunden verplaudern, wie ich es ſo gut verſtand. — Ich kann's doch nicht — ein Kobold narrt mich. Gerade mir gegenüber zieht eine ernſte Geſellſchaft illuſtrer Namen ſich die Regale entlang: Charcot, Eulenburg, Krafft-Ebing — die die Krankheiten des Willens erforſchten, das Schrecknis des degenerierten Blutes erkannten und verziehen. Ich möchte über ſie hinwegſehen, aber ſie ziehen mich magiſch an. Die Phraſe flieht. So verſchieden auch der Bruder von der Schweſter mit der charakterloſen Linie ſein mag, das Gemeinſame iſt da: ſie beide lieben den Kern der Dinge. Und ich frage brüsk, was ich doch nicht bei einem zweiten Beſuch fragen ſollte, und was mich doch am meiſten intereſſiert: „Warum bekümmern Sie ſich um mich, Herr Doktor?"

„Ja, warum!" Er ſieht mich an mit den klugen,

guten Augen, die gewöhnt ſind, den Patienten mit einem Blicke zu durchſchauen. „Wenn Sie es durchaus wiſſen wollen, Herr Graf" — und liebenswürdige Ironie ſpielt um die feinen Naſenflügel —, „weil ich niemand gern unrecht thue. Und ich habe Ihnen unrecht gethan! ... Offene Frage, offene Antwort. Sie werden mich ſchon ganz gut verſtehen, wie ich Sie jetzt zu kennen glaube — ich liebe nämlich Grafen und das Namengeklingel bei Ihnen in Deutſchland gar nicht. Das mag falſch ſein, und man ſagt ja, der preußiſche Edelmann habe den preußiſchen Staat geſchaffen. Aber das iſt wohl ſchon lange her. Was ich mit Namen hierzulande kennen gelernt habe, war ſicher nicht beſſer als das ohne Namen. Die Herren denken meiſtens: Adel verpflichtet die andern, nicht ſie ſelbſt. Und nun gar, was man uns ins Ausland ſchickt! Sie ſind nichts, ſie können nichts, ſie haben Gemeinheiten hinter ſich oder noch vor ſich. Der Tick bleibt. Und je tiefer der Mann ſteht, um ſo empfindlicher iſt der Name ... Ich kenne auch da eine glänzende Ausnahme, vielleicht ſprechen wir ſpäter von ihm noch einmal; ſeinetwegen bin ich eigentlich hier. Sie verzeihen eine ſolche Einleitung — ein Vorwurf für Sie ſoll das nicht ſein, ganz gewiß nicht — ich bin nun einmal Arzt, etwas Demokrat und will die geſellſchaftlichen Unterſchiede derart nicht anerkennen. Ich ſehe immer den Menſchen als das an, was er iſt, und nicht als das, was er ſein will. Darum habe ich Sie, Herr Graf, keineswegs geliebt; ſchon ehe ich Sie kannte, nicht. Etwas andres kam hinzu. Ich war ſtark gegen Sie eingenommen worden durch jemand, deſſen Urteil nicht leicht befangen iſt und doch ſehr befangen geweſen ſein muß. Es war jemand, den ich ſehr liebe, der mir lange entfremdet war, ich weiß nicht, warum, und der ſich erſt jetzt wieder zu mir hingezogen fühlt.

Der Name thut nichts zur Sache. Vielleicht war es auch etwas ewig Weibliches. — So ſchlecht Sie mir nun dieſe eine Seite empfahl, ſo warm empfahl Sie mir die andre: die ſchärfſte und einſeitigſte Frauenintelligenz, die ich kenne, nahm rückhaltlos Ihre Partei — meine eigne Schweſter. Dies Für und Wider machte mich ſtutzig. Daß Sie gelebt, unſinnig gelebt haben, das leugnete auch dieſe andre Partei nicht, aber ſie bewies mir in drei Worten, daß ſolche Vergangenheit zur Carriere, zum Namen, zum ganzen Manne überhaupt gehöre — und daß der Mann ſelbſt trotzdem intakt geblieben ſei ... So was kommt zuweilen vor, das weiß ich als Arzt am beſten ... Als ich aber von der feindlichen Partei erfuhr, daß Sie völlig ruiniert ſeien, nichts erwarteten als den Tod einer Erbtante, nichts erſehnten, als das alte Leben von neuem zu beginnen, da wurde ich doch ſehr mißtrauiſch gegen dieſen Grafen Carén, der ſicher kein hohler Kopf war, ſonſt hätte ihn meine Schweſter niemals protegiert, aber vielleicht eine ausgebrannte Schlacke, ſonſt hätte ihn der Feind nicht ſo unbedingt verdammt .. Ja, mit dem unbedingt Verdammen ... Auch darin lernt man nie aus. Der Unparteiiſche verdammt niemals ganz, das iſt mir erſt ſpäter klar geworden. Ich will offen zu Ihnen ſprechen, Herr Graf. Meine Schweſter und ich ſind zu verſchieden, zu lange getrennt geweſen, um noch die intimſten Berührungspunkte zu haben, wiſſen Sie, ſo den gemeinſamen Herzſchlag der Geſchwiſter. Ich täuſche mich bei aller natürlichen Zuneigung darüber nicht — etwas fremd ſind wir uns doch geworden. Das iſt ſchlimm, denn auf die Art ſieht man die Schatten haarſcharf und überſieht völlig das Licht, das zu dieſen Schatten gehört ... Um aber zu Ihnen zurückzukehren — meine Schweſter iſt zwar beängſtigend intelligent, aber ſie iſt doch

auch nur ein Weib. Und welches Weib mit zwei hübſchen Töchtern hätte nicht ein ehrgeiziges Intereſſe an einem außerordentlich vornehmen Namen und der vielleicht außerordentlich glänzenden Carriere eines Mannes, dem wahrſcheinlich weiter nichts als das Herz fehlt! Das gehört ja bekanntlich bei vielen Leuten nicht zum Glück. Und wenn nun gar eine Frau, von einer ſchweren Jugend an, ſich gewöhnen mußte, praktiſch zu ſein im ſchlimmſten Sinne, ſo iſt ſie geneigt, alle Menſchen als Marionetten zu betrachten, die ſie entweder bewegt oder nicht bewegt, als taugliche oder nicht taugliche Mittel zu einem ganz beſtimmten Zweck. — Sollten Sie nicht auch ſo etwas in dieſer Berechnung geweſen ſein? ... Und da haben doch beide Mädels zu viel Nerv und zu viel Herzensgüte, als daß ich gewünſcht hätte, eine an der Seite eines jungen Greiſes verkümmern zu ſehen. Nein, zu Raſſe gehört nun einmal Raſſe! Und glauben Sie mir, daß mir eins von den Mädels ſolche Sorge jemals gedankt hat? Ich habe meine Nichte Aſta zum Beiſpiel in einem Jahre kaum zehnmal geſehen; es war, als wenn ſie das Gewiſſen nicht herließe. Jetzt iſt es wieder anders, ſie kommt, weil ſie etwas auf dem Herzen hat, was ich nicht weiß und, ſoweit ich ſie kenne, auch nie wiſſen werde ... Ich ſchweife wieder ab ... Damals hatten wir unſre erſte Begegnung, Herr Graf, eine unfruchtbare, natürlich, wie es zwiſchen Leuten ſein mußte, die nichts Gutes aneinander finden wollten. Sie haben mir den Eindruck eines verzogenen, ſchwachen Menſchen gemacht, mit der vagen Gutmütigkeit, die die Anfechtung meidet, weil ſie im Grunde feig iſt. — Aber anders, als ich Sie mir vorgeſtellt hatte, waren Sie doch! ... Und dann kam die Geſchichte mit dem Hunde — es iſt nun ſchon über Jahr und Tag her — dabei habe ich Sie nämlich hinter dem Zaun be-

lauſcht. Es war gar kein ſo ungefährlicher Kampf, denn Sie konnten ja nicht wiſſen, daß der leiſeſte Pfiff Sie ſofort von dem Unhold befreite. Aber da war die ariſtokratiſche Tradition doch ſtärker als die vernünftige Vorſicht. Lieber ſich ſtumm von der Beſtie abwürgen laſſen, als den einzigen Laut ausſtoßen, der ſofort die Leute im Hauſe alarmieren muß! Das imponierte mir wieder. Ich haſſe feige Menſchen, und der tollkühne Schurke iſt mir am kleinen Finger lieber als der gutmütige Feigling ... Bei dem kurzen Zuſammenſein dann gefielen Sie mir weit beſſer, wie uns natürlich Menſchen beſſer gefallen, denen wir unrecht gethan zu haben glauben. Sie waren danach weder ſchlecht noch dumm, das kann ich Ihnen ohne Schmeichelei ſagen. Ja, wie Sie jetzt ſo vor mir ſitzen und das alles ſtumm über ſich ergehen laſſen, kommt mir's vor, als hätten Sie in dem einen Jahre, wo wir uns nicht geſehen, ſehr viel gelernt, oder als hätten wir beide niemals das Recht gehabt, uns zu mißtrauen. Aber auch daran iſt vielleicht der wiedergefundene Hund ſchuld ... Jedoch das alles beiſeite gelaſſen, Sie thun mir wirklich leid, Herr Graf! Sie haben Ihren Erbſchaftsprozeß verloren und ſind wahrſcheinlich ſehr übel daran; Sie haben einen Menſchen getötet und doch wohl kaum mit der feſten Abſicht ... Nein, nein, ſtören Sie mir, bitte, meine Kreiſe nicht! Denn wenn's feſte Abſicht geweſen wäre, ſo ſind Sie noch mehr zu beklagen. Ich würde dann vielleicht in einen häßlichen Abgrund ſehen, wenn Sie mir das ‚Warum' erklärten, ich würde Ihnen aber vielleicht auch ſagen können, daß es die notwendige Rieſenerſchütterung einer ſchon halb gelähmten Natur war, die Sie rettete. Das giebt's nämlich auch. Und warum ſoll ich den fremden Toten jetzt beklagen? Sie werden das ſchon ganz

allein thun! Das Schickſal wird es Ihnen auch lange nachtragen, vielleicht ſo lange, bis dieſer Tote den Lebenden auch in die Gruft nachgezogen hat. Denn die Natur iſt keineswegs gutmütig."

„Sie mögen recht haben, Herr Doktor Liſter."

Giebt das wirklich Louis Carén zu, der ſonſt nie einem Manne die herbe Kritik über das eitle gräfliche Ich geſtattet hätte? O ja, er giebt es auch innerlich zu, er fühlt ſich ſogar klein dieſem Bürgerlichen gegenüber, der ein guter Arzt geweſen ſein muß, weil er alles mit klugen und gütigen Augen zugleich betrachtet. Gewiß, er iſt ein ſeltener Menſch trotz der altmodiſchen Krawatte und des Schlapphutes. Ich möchte ihm wohl beichten, ihm wohl ſagen: ‚Auch Sie ſehen mich nicht in dem ganz richtigen Lichte, ich bin in Wahrheit der und der — ich habe das und das gethan und wußte von Anbeginn, daß es ſchlecht, ja ſcheußlich war. Löſen Sie mir das Rätſel, daß ich, der im Grunde gutmütige Schwächling, niemals eine tiefere Reue empfunden habe, nicht einmal ein Grauen — auch jetzt langt's gerade zu dem flüchtigen Bedauern, zu dem achſelzuckenden: War denn das alles nötig?' Vielleicht würde mich der Arzt aufklären, mich an der Hand der Geſchichte der Nervenkrankheiten lehren, daß dieſer Tod nur das letzte notwendige Glied in einer langen Reihe von kranken Entſchließungen war ... Aber beichten würde ich ihm doch nicht, wenn er mich auch abſolvieren könnte. So etwas beichtet kein Mann dem Manne, das beichtet man der Geliebten in einer ſchwülen Sommernacht, Kopf an Kopf gebettet, während die parfümierte Stickluft des geſchloſſenen Raumes die Bruſt beengt, das Flüſtern dämpft zu ungeſundem Hauch. Und die Frauenaugen leuchten durch die Nacht und leſen den Hauch von den Lippen — und verſtehen und verzeihen. Denn jetzt iſt erſt dieſes Liebesglück voll.

Ein häßliches, großes Gefühl kriecht heiß und prickelnd dem Weibe bis in die Haarwurzeln: das Verbrechen, das er beging, und das sie hinhorchend mitbegeht, so daß sie die fremde Schuld wie eine eigne in den Nerven spürt ... Solche Schuld soll trennen? Unsinn, solche Schuld ist das geheimnisvoll Dämonische, das unsagbar Köstliche in der Liebe, der Zauberkitt, der ewig bindet ... Das Weib und die Sommernacht — mir kommt beides nie.

Hier rüttelt an den Fenstern der Frühlingswind, er möchte am dürren Gezweig die Knospen sprengen, das braune Gras wachhauchen zum frischen Lenzgrün. Und die Spatzen auf den Aesten plustern sich auf und piepsen und träumen von rotglänzenden Kirschen und vollen, schwankenden Aehren, die ihnen der Sausewind hervorzaubern soll. Sie glauben ganz fest an den jungen Zauberer, ob er auch noch in kühlen Lüften dahinfährt. Auf den gelb gekräuselten Spreewassern ziehen die Zillen vorüber, schwer, langsam; die roten Ziegel der Ladung leuchten, die Männer staken vorwärts mit gebeugtem Rücken. Unter dem schmutzigen Riesensegel, das der Wind bläht, sitzt fröstelnd der Mops mit lebhaften Augen. Es kommen der Zillen so viel stromauf, stromab. Vom Fenster nimmt sich's aus, als strichen die Segel dicht an der Villa vorüber. Es wäre ein ganz malerisches Bild für einige Minuten, wenn nicht immer wieder andre vorüberzögen, ebenso langsam, ebenso schwerfällig, mit denselben tiefliegenden Teerborden, denselben Ziegel- und Holzlasten, denselben aufs Stakholz gestemmten Männerschultern. Das Einerlei wird da lästig. Wenn die Arbeit immer dasselbe Gesicht hat! ... Aber Herr Lister, der das Tag für Tag sieht, kann sich gar nicht losreißen von dem eintönigen Gemälde, er vergißt sich dabei völlig. Die Zigarre verglimmt. Der seltene Mensch scheint doch auch mit der Spielart

irgend einer Verrücktheit belaſtet. Mir ſagt der wirbelnde Zigarrenrauch im Zimmer immer mehr als dieſe gleitenden Kähne draußen.

Auf einmal erinnert ſich der merkwürdige Träumer ſeines Gaſtes und ſieht mich lächelnd an. „Das iſt Ihnen wohl ſehr langweilig, Herr Graf?“

„Um die Wahrheit zu ſagen, ja.“

„Sehen Sie, bitte, noch einmal genau hin! Fährt dieſer Kahn nach Berlin hinein oder von Berlin hinaus?“

„Hinaus.“

Da lächelt mein Gaſtfreund wehmütig. „Das iſt Täuſchung, Herr Graf; der Kahn fährt doch nach Berlin.“

„Aber, Verzeihung, wenn etwas intakt bei mir geblieben, ſo ſind das Auge und Orientierung.“

Herr Liſter lächelt wieder. „Das glaube ich Ihnen, Herr Graf. Wir ſehen eben nur verſchieden. Und ich habe doch recht! Wiſſen Sie, ich habe ſchon ſo viel tauſend Schiffe hier vorübergleiten geſehen — alle nach Berlin hinein —, aber keins kommt je zurück ... Lächeln Sie ruhig darüber! Es iſt eine harmloſe Verrücktheit. Und wenn wir uns länger kennen ſollten, werden Sie vielleicht dieſe Verrücktheit verſtehen. Sie ſehen nur mit den Augen, und ich, leider Gottes, mit dem Herzen.“

Und gelehrig, wie ich nun heute einmal ſein will, gebe ich mir Mühe, wieder hinzuſchauen auf die kalt glitzernde Spree, die gleitenden Kähne — jedoch das Bild bleibt mir fremd und grau wie der ganze Oſten ... Das hindert mich aber nicht, noch lange bei Thee und Zigarre zu hocken. Wem die Zeit ſo wenig Wert hat wie mir, der ſchlägt ſie gern billig tot. Die lichte Frühlingsdämmerung beginnt uns allmählich einzuſpinnen, das Bild draußen verſchwimmt, nur die kahlen Zweige klappern im Winde.

Da quietſcht eine Hausthür. Liſters dicke Haushälterin parlamentiert flüſternd mit irgend jemand im Nebenzimmer.

„Erwarten Sie Beſuch, Herr Doktor?“ frage ich.

„O nein, Herr Graf ... Von Le Forts kommt niemand mehr um die Zeit. Andre Menſchen kenne ich kaum in Berlin. Es wird alſo wohl ein Patient ſein. Ich habe zwar weder Schild noch Sprechſtunde, aber die Leute haben's doch herausgekriegt, daß ich Arzt bin. Weil ich natürlich kein Honorar nehme, verirrt ſich ab und zu einer zu mir.“ Darauf geht er ſelbſt hinaus. Ich glaube, daß ihm ſolche Konſultationen eine Art Herzensbedürfnis ſind, wenn er auch darüber ſpöttelt.

Die Thür iſt offen geblieben, ich höre Stimmen, wohlbekannte Stimmen.

„Du haſt Beſuch, Henri?“

„Ja, aber kommt nur ruhig hinein. Es iſt ein alter Bekannter von euch, ſpeziell von dir, liebe Claire, obgleich du ihn bei mir niemals vermuten würdeſt.“

„Bekannter? Ich glaube, Henri, du ſchenkſt mir das Wiederſehen.“

„Weißt du denn, wer es iſt?“

„Gott, einer von der Kohlenſtaubverbrennung. Ich höre Tag und Nacht jetzt nur Geſchäft und wieder Geſchäft, Mille und wieder Mille ... aber ich bin bereit.“

Ich bin indeſſen in ſtarker Verſuchung geweſen, durch das Fenſter in den Vorgarten zu entwiſchen, weil keine zweite Thür da iſt. Wär's nicht ſo lächerlich, undenkbar, ich hätte es gethan.

Da gleitet auch ſchon der ſchwere, weiche Duft ins Zimmer — das Rätſelhafte, Fremde: Peau d'Eſpagne, das ich faſt vermißte, weil es meine Nerven zugleich einſchläfert und empört. Madame Le Fort! Sie iſt es leibhaftig mit ihren ſchönen Töchtern. Ich

ſehe die Geſtalten nicht ſcharf in der halben Dämmerung, aber ich fühle es am Druck der Hand, wie ich zu den dreien ſtehe. Zuerſt zwei Hände, die ſich kaum berühren — die andre kalt, eiſig, trotz des Handſchuhes mit dem Fröſteln des Ekels, als wäre meine Ariſtokratenhaut das glitſchige Schuppenfell eines Reptils: das iſt Aſta; dann eine weiche, reizende, warme, die mir nie böſe war, ob auch die Stimme flüſtert: „Laſſen Sie mich los, an Ihnen klebt Blut!“ — das iſt die ſüße Ethel; zuletzt ein ſanftes Ineinanderfügen von zwei Händen, ſo leicht und feſt zugleich wie das rätſelhafte Band, das mich mit der Dame der charakterloſen Linie auf ewig verbindet.

Das lichte Frühjahrsdunkel meint's gut — ich könnte den dreien ſonſt nicht ſo höflich lächelnd ins Angeſicht ſehen, den dreien, denen ich auch einmal die eherne Fauſt des Schickſals war.

„Na, warſt du auf dieſes Wiederſehen gefaßt, Claire?“

„O, ganz gewiß nicht, lieber Henri, aber gerade darum iſt's beſonders erfreulich.“ Die Gnädige dirigiert mich ſanft auf die Chaiſelongue mit der türkiſchen Decke — ein unbequemes Möbel für zwei Freunde, deren Kniee ſich nicht zu berühren brauchen. Wir beide ſind doch wahrhaftig keine Liebenden, denen ſolche Nähe ſüße Schauer über den Leib jagt. Wir wollen ja nur plaudern. Was bedeutet ſolches Plaudern ſonſt mit Madame? Alles zu ſagen, nichts zu hören für mich — für ſie das Umgekehrte. Diesmal beginnt's ebenſo.

„Nicht wahr, bei meinem Bruder iſt's nett, gemütlich? Wenn er ſich nur nicht ſo hermetiſch abſchlöſſe! Die Händelſtraße kann davon ein Lied ſingen.“

„Ach was!“

„Und Berlin im erwachenden Frühling — einfach entzückend!“

„Allerdings, gnädige Frau.“

„Sie ſind natürlich ſchon lange in unſrer Metropole, Sie ewig Ungetreuer?“

„Fünf Tage, gnädige Frau.“

Sie überhört das, will offenbar die ganze Geſellſchaft glauben machen, daß der Graf Carén, der noch vor Jahresfriſt tagtäglich bei Le Forts im äußerſten Weſten verkehrte, derſelbe Menſch ſei, der jetzt im äußerſten Oſten beim oſtpreußiſchen Maitrank ſitzt. Dieſer Edle Herr hat niemals gemordet, niemals Feſtung gehabt, er iſt immer in Berlin geweſen — man hat ihn nur nicht geſehen, wie man die Löwen der Geſellſchaft eben nicht ſieht, wenn ſie ſich vergnügungsſatt in die Arbeiterquartiere verkriechen ... Und deine Tochter war niemals heimlich verlobt? Du, die du alles weißt, biſt ſo blind deinem Liebling gegenüber geweſen, daß du nicht ahnteſt, wie auch ihr das Herz zerfetzt wurde, als das frühreife Karlchen bei Hirſchgarten im Feuer fiel! — Wäre ich der Trottel, der ich ſcheine, ſo würde ich mir vorgaukeln, die leeren Augen, die glatten Linien dieſer Frau lögen nicht. Aber ſie lügen; ſie weiß alles, mehr noch als ich. Ja, wenn mich das Dämmerlicht nicht täuſcht, in dieſe glatte Linie haben ſich tauſend Fältchen gepreßt, nur dem Kenner bemerkbar, in dieſen leeren Augen zittert ſeit dem Augenblicke, wo ſie mich wiederſahen, etwas Fremdes, Menſchliches — irgend ein ſchwächliches Grauen.

Was geſprochen wurde zwiſchen uns, war für den Wind. Die gleichgültige Wiederſehensfreude ſollte die andern täuſchen, die voll unbeſtimmter Angſt jedem Worte lauſchten, ob es nicht die Anſpielung enthielt auf das Schreckliche, das uns trennt. Die

Mädels wären ja ſchaudernd davongelaufen vor mir, wenn nicht die geſellſchaftliche Phraſe der Mutter ſich wie lähmend Gift auch auf ihre eignen echten Feindesgefühle gelegt hätte.

Nun, da die Töchter hinaus ſind mitſamt dem Onkel, weil nach Madames Anſicht ſie den wiedergefundenen Höllenhund nur in der Küche begrüßen dürfen, wo er heißhungrig ſein verſpätetes Mittagsmahl hält — nun, da wir endlich allein ſind in der Dämmerung, die Körper ſo nahe, daß uns Peau d'Eſpagne wie ein gemeinſames Fluidum umwogt, daß wir den leiſen Hauch des Mundes ſpüren, und das Vibrieren der Nerven durch das iſolierende Kleid hinüberdringt — nun wirft Madame die Maske weit weg.

„Seien Sie mir willkommen, Graf Carén! ... Ich habe nicht etwa Ihren Beſuch erwartet, aber das Wiederſehen thut mir doch ſehr wohl. Sprechen wir nichts von der Vergangenheit! Wenn man alles weiß und nichts, wie ich ... Klären Sie mich niemals auf, auch über das nicht, was ich nicht wiſſen kann! Die Vergangenheit iſt tot, Graf Carén; merken Sie ſich das ein für allemal!“

„Sie vergeben alſo auch alles, gnädige Frau?“

„Ich habe nichts zu vergeben und zu vergeſſen, weil ich nichts weiß — nichts, hören Sie! ... Erledigen wir vorläufig das Landläufige. Ihnen geht's ſonſt gut, Graf?“

„Nein und ja.“

„Jedenfalls ſehen Sie gut aus, älter und härter als früher. Sie ſind alſo begnadigt, haben Ihren Prozeß in der erſten Inſtanz verloren. Wie ſteht's mit der zweiten Inſtanz oder einem neuen Prozeß? Ich verſpreche Ihnen, thätig nie wieder mit der Hand an Ihr Schickſal zu rühren — meine Hand war unglücklich, ſolange ich lebte. Sie könnten ſelbſt

ein Lied davon ſingen — gewiß, Sie könnten es, wenn Sie wüßten ... Sind Sie mit dem neuen Anwalt zufrieden, den Ihnen ſcheinbar der Agent, in Wahrheit ich durch den Doppeldoktor, empfahl? Sagen Sie mir, bitte, nicht, wie er den verfahrenen Karren herausziehen will, ſagen Sie mir nur, daß Sie an Ihrer Zukunft nicht verzweifeln — dann iſt alles gut!"

„Ich hoffe ſogar von der Zukunft, gnädige Frau."

„Und das können Sie auch ... aber Ihre Carriere?"

„Die alte Geſchichte: à la suite. Man führt mich aus Gnaden noch ſo. Was allen andern den Hals gebrochen hätte — einen Grafen Carén ſchleift der Staat noch weiter in ſeinem Kielwaſſer nach."

„Gut — ſehr gut! Ich fürchtete ſchon, daß Ihnen von jetzt ab alles wie eine Farce erſcheinen würde. Alles iſt ja auch Farce, ſo wahr es keinen Gott giebt! Ich nehme natürlich das eine aus, den Wahnſinnspunkt, den jeder hat, in Liebe oder Haß, um den ſich für ihn alles dreht. Was wollen wir uns Komödie vorſpielen — wir zwei, Herr Graf! Dieſer Punkt iſt für mich meine Tochter."

„Gnädige Frau, wir wollten von der Vergangenheit ..."

„Laſſen Sie doch die Empfindlichkeit zu Haus, Graf! — Sie ſollen ja meine Tochter nicht etwa heiraten. Meinen Sie, ich hätte dieſe meine Tochter für einen bankerotten Grafen aufgehoben, nachdem ich einen reichen, gefügigen ohne Wimpernzucken opferte? ... Ich will meine Tochter glücklich haben — maßlos glücklich! Damit hat mein Leben genug."

„Gnädige Frau ..."

„Was uns bindet, iſt freilich andrer Art. Uns verbindet ..."

„Mein Verbrechen!"

„Ja! ... Aber warum lieben Sie auf einmal häßliche Ausdrücke? Sagen Sie doch höflicher: Wir ſind Freunde, weil wir uns kennen und ich Sie weit beſſer als Sie ſich ... Sie ſind anders geworden, mein Herr — aber Sie dürfen nicht ganz anders werden: Ein Renegat, der in dieſen Oſten hier gehört ... Wir ſind ja Freunde ... Freunde."

„Das ſoll mir, gnädige Frau, eigentlich ſagen, daß die Le Forts für mich nicht mehr exiſtieren dürfen und umgekehrt. Denn dieſer Freundſchaft verdanken wir ..."

Da ſehe ich ein kaltes Lächeln über das hübſche Geſicht ziehen. „Darauf war ich gefaßt, Herr Graf. Es will eben niemand unſer Freund ſein, der nicht muß — und wer es ſein will, dem geht's ans Leben. Sie ſehen, wie ich Sie verſtehe ... Ja, ich möchte den Schein der alten Freundſchaft ſogar von uns beiden abwehren ... Was ich Ihnen ſagen wollte: ſuchen Sie uns nicht in der Händelſtraße auf, wenn jemand zu Haus iſt. — Den Karton auf der Viſitenkartenſchale — mehr wünſche ich auf keinen Fall. Das iſt für die Leute, die klug ſein wollen und doch nicht verſtehen, warum Graf Carén den Grafen Serner erſchoß. Wir beide haben ja auch keine Ahnung, warum! — Die Neugierigen haben böſe Zungen, und die reiben ſich an dem glatten Viſitenkarton ſtumpf ... Von meinem Bruder brauchen Sie ſich aber deswegen nicht zu ſcheiden. Er iſt ein weißhaariges Kind, von dem Sie viel lernen können. Lernen Sie, bitte, nicht zu viel von ihm! ... St! ... Ethel, biſt du da?"

„Oui, mama."

„Wie geht es dem Hund?"

„Il se porte bien."

Wenn ſich irgendwo auf dieſer Welt Mutter und Tochter nicht verſtehen und nicht verſtehen wollen, ſo ſind's noch immer dieſe beiden.

Jetzt ſind wir wieder vollzählig im Zimmer. Die Thür iſt halb geöffnet. Durch die Dämmerung fließt ein breiter, gelber, zitternder Lichtſtreif von der Petroleumlampe her im Salon. Und wir kriechen zurück vor dieſer ſo beſcheidenen und ſo aufdringlichen Helle, die unſern Augen oder unſern Herzen wehe thut. Nur der Mann mit dem feinen, guten Geſicht und den grünen Augen ſeiner Nichte hat den Stuhl in das Licht gerückt — er iſt ja der einzige, der das Licht nicht fürchtet, weil er nichts ahnt ... Die gleichgültige Rede verſtummt langſam, das Schweigen legt ſich wie ein rieſiges Geſpenſt über den Raum. Das Schweigen ſagt ſo viel!

Bis endlich der Onkel ſich verwundert die Geſichter in der Runde anſieht, die die Dämmerung gütig verſchleiert. „Ja, warum redet ihr denn nichts, Kinder?“ Und er ſieht ermutigend Aſta an, die ſtumm, wie ein vornehmer Schatten, in der Fenſterniſche ſitzt. Die nebelüberwogte Spree blinkt geheimnisvoll — ein Segel zieht lautlos vorüber, unheimlich wie der fliegende Holländer. Solange die Grünäugige im Zimmer iſt, habe ich noch keinen Ton von den ſchönen, ſchmalen Lippen gehört. Und mir deucht doch, als hörte ich die Stimme von ſchönem, etwas hartem Metall. Der Neumond beginnt aufzugehen und miſcht ſeinen ſchmalen, fahlen Schimmer mit der zitternden Lichtwoge der Lampe. Der Schimmer zieht gerade wie der Fetzen eines Elfenſchleiers an dem klaſſiſchen Profil vorüber, ſo daß er es noch mehr verhüllt, anſtatt es zu erhellen. Aber Aſta ſchweigt.

„Sag mal, Onkel, wie fandeſt du eigentlich den Hund?“ fragt endlich Ethel.

„Ich fand ihn überhaupt nicht, liebe Ethel, ſondern Graf Carén hier, der mehr Jägerinſtinkt bei der Sache bewies als ich.“

„Seit wann intereſſieren Sie ſich für Hunde, Herr Graf?“ Und bei dieſem Worte ihrer Schweſter ſehe ich, wie der Schatten in der Fenſterniſche leicht zuckt.

„Seit ich denken kann, gnädiges Fräulein,“ antworte ich.

Darauf wippt Ethel mit dem Fuß. „So? ... Ich dachte eigentlich, Grafen intereſſierten ſich nur für ſich ſelbſt.“

Jetzt ſchilt der Onkel lächelnd: „Du biſt doch eine ganz infame Kratzbürſte! Seit wann ſagt man ſolche Elogen einem Beſuch?“

„Seit ... ſeit ... Ach, Onkel, wir wollen doch lieber von dem Hunde weiterſprechen!“

Da wären wir alſo wieder hübſch kaltgeſtellt, Louis Carén!

Jedoch der Onkel, der ſich gerade in der Hundeangelegenheit für mich engagiert hat, weiſt Ethel mit ironiſcher Liebenswürdigkeit zurecht. „Nein, liebes Kind, wenn wir nun einmal bei Menſchen ſind, wollen wir doch nicht gleich wieder auf den Hund kommen.“

Die Kornblumenfee iſt auf dieſem Ohre ganz taub. „Sag mal, Onkel, du wollteſt mir doch immer Photographien von Kaſchmir zeigen?“

„Ach, die ſind verkramt, Kind.“

„Ich helfe ſuchen, Onkel.“

„Ethel, den Grafen Carén wird das wenig intereſſieren; der kennt die halbe Welt aus eigner Anſchauung und die andre Hälfte ſicher aus beſſeren Aufnahmen.“

Ich beſtreite das natürlich höflich. „Wenn Sie uns Bilder zeigen wollen, Herr Doktor, ſo wäre das ſehr gütig, denn die Tropen kenne ich zufällig nicht ...“

Darauf nimmt Ethel den Onkel einfach am

Arm und ſchleppt ihn hinaus — auch Madame erhebt ſich ſchweigend, geht nach. An der Thür ſieht ſie ſich noch einmal um nach der älteren Tochter — aber Aſta rührt ſich nicht.

Ich wäre viel lieber allein geblieben als zu zweien gerade mit der da. Manchmal verſagt unſereinem die Heuchelei auch. Und gerade jetzt laſtet das Schweigen der Dämmerung ſchwer brütend auf uns — ſolch Schweigen enthält zu viel ... So ſehr ich mich auch bemühe, ins Leere zu ſtarren — meine Augen ſind nicht ganz in meiner Gewalt. Wieder zieht der unſichtbare Strick ... Der fahle Neumondſchimmer iſt breiter geworden, er gleitet jetzt über Aſtas braunes Haar hinweg, ſo daß es ſtumpf glänzt. Das Haar iſt Aſtas Schönheit nicht! Ich liebte es nie, ſchon weil es dieſen königlichen Nacken krönt ... Das Dunkel verhüllt heute Geſicht und Hals. Was feſſelt mich nun eigentlich an dem braunen Haar, das einfach, ohne Phraſe wie ſie ſelbſt, ſich über dem Halſe zum griechiſchen Knoten ſchlingt? Narrt mich der Neumond — oder narrt er mich nicht? Von der Stirn her zieht eine breite weiße Strähne ſich durch das ſtumpfe Braun. Ich ſah dieſe weiße Strähne früher nicht. Sie muß ganz jung ſein — warum hat das Mädchen dies kranke Haar nicht abgeſchnitten oder verſteckt? — Sie hat demnach den Toten doch geliebt! Darum verſchmäht ſie, das kranke Haar zu verleugnen ... Wenn die Liebe ſo ſtark war, daß ſie Aſta die Seele elend machte und das Haar weiß: wer konnte dieſe Zauberkraft den Vogelaugen des frühreifen Karlchens anſehen ... Es war doch gut, daß ich ihn erſchoß! ... Aber mit einem Male bin ich wieder kalt, die gleichgültige Phraſe iſt da. Wenn die da drüben vielleicht glaubt, daß die Liebe zu ihr mich

zum Mörder machte — nein, da ſind wir doch zu ſehr Graf!

„Gnädiges Fräulein, Sie waren den ganzen Winter in Berlin?“

Da erhebt ſich die ſchweigende Geſtalt, ſchwankend, ſchwer — es koſtet ſie die Anſtrengung eines ganzen Willens. Und jetzt zeigt mir der Neumondſchimmer auch ein totes, blaſſes Geſicht ... „Wenn Sie barmherzig ſind, Graf Carén, ſo laſſen Sie mich allein!“

Drittes Kapitel.

Es ist Mai — Frühling. Und wenn in warmer Nacht das helle Blattgrün am Kanalufer säuselt und das schwarze, dumpfe Wasser das gelbe Licht der Gaslaternen funkelnd zurückwirft, dann träumt auch Berlin von Lenz und Blühen und wogenden Wohlgerüchen. Die weißen Rispen der Kastanien leuchten, von den Akazien strömt süßer Hauch. Man glaubt an den Frühling, man atmet ihn ein in solcher Nacht. Dann kommt der Tag mit seinem Pferdebahngeklingel, seinen Menschenströmen, seinen Miasmen. Ein falscher Frühling grüßt von den Hüten und Toiletten, wohl auch aus Frauenaugen, aber es bleibt bei der Vorstellung, beim Reflex. Den wahren Frühling kennen sie nicht und wollen ihn auch nicht kennen. Ich kenne ihn auch nicht, aber ich möchte ihn doch kennen. Dieser Wunsch trennt mich eigentlich schon von tout Berlin.

Dabei wandle ich gerade durch den Tiergarten, der grünt und glitzert vom Wasser des Sprengschlauches. Jetzt, wo der Lustpark Berlins am frischesten aussieht, erscheint er mir am tristesten — eingeengt, atemberaubt, ein armer Gefangener, umschlungen von den Wellen des Häusermeeres, die ihn hätscheln, pressen und ihm die junge Freiheits-

luſt ausſaugen mit Staub und Rauch und ewigem Toſen. Neben mir ſchlendert auch ſo ein falſcher Berliner Frühling: die blonde Ethel. Sie hat mich nach der Rouſſeau-Inſel beſtellt und iſt merkwürdigerweiſe auf die Minute zur Stelle. Aber ehe ſie mich begrüßt, umſchleicht ſie langſam und argwöhniſch das Raubtier Carén.

„So ſehen alſo Leute aus, die gemordet haben! ... Und Sie läßt man ganz frei 'rumſpringen? Ich habe mir Mörder immer ganz anders vorgeſtellt ... Ach, machen Sie deswegen kein ernſtes Geſicht, Graf; Sie ſind ja wieder 'raus aus Ihrer Feſtung und ſollten ſich der jungen Freiheit freuen ... Sie ſehen nicht mal viel anders aus als früher, jedenfalls nicht wie ein entlaſſener Sträfling — aber auch nicht mehr ſo hyperelegant. Früher habe ich immer geglaubt, Herr Graf, Sie gingen regelmäßig mit dem Monocle ins Bett, jetzt kann ich Sie mir ganz gut ohne Monocle vorſtellen, ja ſogar in einem fleckigen Anzug und ohne durchgezogenen Scheitel ... Es iſt mir jetzt überhaupt ein Vergnügen, die Leute nach meinem Belieben aus- und anzuziehen. Ich finde, wenn man die Löwen gewöhnlich anzieht, ſehen ſie auch gewöhnlich aus. Ich hatte immer einen Hang für das Gewöhnliche, das wiſſen Sie ja — und mit den Jahren wird das immer ſtärker.“

„Aber gnädiges Fräulein ſind noch nicht neunzehn!“

„Das macht's doch nicht etwa!“

Darauf biegt ſie ganz ruhig mit mir in die Charlottenburger Chauſſee ein. Die Kleine iſt noch hübſcher geworden, pikanter, aber mich dünkt trotzdem, ſie hätte auch eine Feſtungshaft hinter ſich. Meine eigenwillige kleine Freundin iſt ſie geblieben. Sie ſieht mich immer von der Seite an mit ihren blauen Augen, an denen die langen Wimpern mattgoldig glänzen.

„Sie können auch nicht mehr plaudern, Graf, und zum Plaudern habe ich Sie doch eigentlich bestellt ... Ich kann nämlich selbst nicht mehr plaudern. Man verlernt so schnell ... Sie sind eigentlich doch ein schlechter Mensch, erinnern Sie sich noch?“

„Sie meinen wegen der Bomulundergeschichte, gnädiges Fräulein?“

„I wo! Da meinten Sie's ja gut mit mir ... Uebrigens bin ich selbst schlecht! Ich fühle mich auch nicht mehr wohl zu Hause, ich möchte weg ...“

„Von Berlin auch?“

„Um Gottes willen nicht! Berlin bleibt Berlin. Aber ich möchte hier allein sein, vielleicht als Konfektioneuse oder so etwas, wo ich wirklich frei bin. Zur Kindergärtnerin bin ich zu leichtfertig, zur Gouvernante zu dumm — fremde Bälger zu erziehen, erscheint mir überhaupt so widersinnig. Jedoch vor allem möchte ich arm sein.“

„Danken Sie doch Gott auf Knieen, gnädiges Fräulein, daß Sie es nicht sind.“

Ethel zuckt gelassen die feine, runde Schulter. „Das sagen Sie so! Die Phrase steht Ihnen nämlich nicht mehr, Herr Graf ... Was haben Sie übrigens von Ihrem Reichtum gehabt, wenn ich fragen darf? Daß Ihnen zu guter Letzt kein Wein und keine Zigarre teuer genug war, daß Sie sich einbildeten, alle hübschen Mädchen wären nur für Sie da — und daß Sie auch noch einen unschuldigen Menschen erschossen. Das kommt alles vom Reichtum und vom Genießen. Wenn Sie Straßenkehrer gewesen wären und er auch, und Sie hätten Händel gehabt, so hätten Sie ihm eins mit dem Gummibesen gegeben und er Ihnen eins wieder. Dann hätten Sie sich vertragen. Und wenn Sie ihn in der Wut doch zu scharf getroffen hätten und er

wäre daran geſtorben, ſo hätte man Sie in ein Gefängnis mit gemeinen Verbrechern geſteckt. Aber ſo ſind Sie Graf, waren reich — und weil Sie jemand kaltblütig abgemurkſt haben, gelten Sie vor Ihresgleichen und vor dem Geſetz eigentlich weit mehr als früher. Das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit! ... Sehen Sie, ich habe eine ſehr elegante Frühlingstoilette an, und jedes arme Mädchen würde ſich kindiſch über das Koſtüm freuen und es täglich hundertmal ſtreicheln, weil's ſo teuer iſt — und ich empfinde ganz entgegengeſetzt. Ich könnte mich hier auf der Charlottenburger Chauſſee hinſtellen und den Rock aus reiner Zerſtörungsluſt von oben bis unten aufreißen — ja, das könnte ich!" — Das ſagt die blonde Perſon ſo ruhig und überlegt, daß eine ſolche Moral aus ſolchem Munde mir gar verwunderlich ſcheint. Und ſie hat recht! ... „Wiſſen Sie, was uns beiden fehlt, Herr Graf? Die wirkliche Arbeit und die wirkliche Sorge! Das habe ich in den drei Vierteljahren herausbekommen, wo wir uns nicht geſehen. Man behandelt mich nämlich zu Hauſe ſchlecht; freilich, es macht ſich immer ſo, daß ich das ſchwarze Schaf bin. Aber weg läßt man mich nicht! ... An Ihrem ſchlechten Rate von damals laboriere ich noch. Und doch war mir dieſer ſchlechte Rat ſehr gut. Ich hätte ohne Sie den Bomulunder wo möglich doch geheiratet und wäre eine brave Tochter und eine ſehr ſchlechte Frau geworden. Ich hätte ihm ganz ſicher in den erſten vier Wochen Hörner aufgeſetzt, rieſengroße, wie er ſie verdient — aber darunter hätte niemand gelitten wie ich ſelbſt. Nun that ich's nicht, blieb anſtändig. Sie ahnen nicht, was mir das gekoſtet hat! — Meine Eltern ... Ja, ... ja ... — alle beide! Denn ich bin geriſſen genug, um jetzt das ganze Kartenhaus zu durchſchauen, ja, ich möchte es ſogar

zuſammenblaſen, um mir und meiner Schweſter zu helfen, meiner guten, vornehmen Schweſter, die alles in ſich hineinfrißt und gar nicht weiß, daß man auch mit ihr eine häßliche Komödie ſpielen wollte. Mein Vater und meine Mutter haben es mir ſehr übelgenommen, daß ich mich nicht für das Geſchäft opferte. Deshalb bin ich auf einmal verlogen, undankbar, kaum beſſer als ein Mädchen von der Straße. Geſagt wird nie ein Wort — aber ich fühle jeden Nadelſtich haarſcharf ... Wenn ich in den Kanal ginge, thäte ich ihnen einen Gefallen — meinem Vater auch. Deſſen Leben iſt das Geſchäft, und ſeine Kinder ſind vom Geſchäft, und deshalb müſſen ſie auch etwas für das Geſchäft thun. Ich habe dem Geſchäft Unglück gebracht — das Geſchäft geht nicht mehr! Die Kohlenſtaubverbrennung hat irgend einen wunden Punkt, deshalb muß immerfort gereiſt werden, bald nach Frankreich, England, Rußland, um Patente zu verkaufen — eines immer mindeſtens eine Million teurer als das andre! Das iſt aber gelogen. Ich habe einen Brief von einer großen Geſellſchaft in Lüttich an meinen Vater geleſen. Darin bedankt man ſich ironiſch für dieſen koſtbaren Kohlenſtaub, der eine Exploſivkraft hat, um alle Keſſel zu ſprengen, und der, wenn ein Schiff in Adelaide Kohlen einnehmen wollte, erſt in Berlin geheimnisvoll präpariert werden muß. Der ſchwediſche Ingenieur hat eben meinen Vater 'reingelegt. Natürlich, das iſt zu ändern und würde auch geändert werden, wenn nicht Bomulunder unſer rückſichtsloſeſter Feind wäre, und wenn die Börſen noch wie früher das rieſige Plus brächten. Sie bringen's nicht mehr! Sonſt ſteckten Papa und Mama nicht halbe Tage zuſammen und ſprächen ausſchließlich Engliſch wegen etwa horchender Dienſtboten. Ich horche, wenn's irgend geht! ... Sehen

Sie, ich bin so schlecht geworden, daß mich jeder Mißerfolg in der Händelstraße freut. Mögen sie alles verlieren, mögen sie arm werden, mir soll's recht sein! Mich hat der verwünschte Reichtum so maßlos unglücklich gemacht, daß ich den Tag wie eine Befreiung begrüßen würde, an dem man mich auf die Straße wirft, weil man mich nicht mehr ernähren kann ... Und Asta ahnt nichts; wie sollte auch gerade sie durchsehen, sie, die so wahnsinnig geliebt wird!"

Ich höre alles — und doch interessiert's mich kaum. Hat uns alle die kurze Spanne Zeit so viel älter und härter gemacht, daß wir egoistisch nur für uns zu empfinden vermögen? Die Blonde empfindet auch nur noch für sich selbst. Das Hasten und Jagen nach dem eignen Glück — darüber hinaus ist die Grenze unsers Verstehens. Sie war mir fast unheimlich, die Kleine mit dem prickelnden Jugendreiz und der kühlen Freude am etwaigen Unglück andrer.

Der Tiergarten blüht und duftet, wie's diese arme, gequälte Natur vermag. Auf den Reitwegen trabt's und galoppiert's, Pferde schnauben, der feuchte Hals glänzt, unter blitzenden Hufen wirbelt der gelbe Sand auf. Die Lebewelt kehrt vom Vormittagsritt heim. So viel schlechte Reiter und so viel gute Renner! ... Funkelnde Uniformen, chike Toiletten, frische Farben, jeder Frühjahrshut ein kleines Blumenbeet. Es ist alles so elegant und fesch und lebensfreudig, und die dicke Judenmadame auf dem langtrabenden Hunter ist auch an ihrem Platz, — die Schusterjungen müssen doch eine Zielscheibe haben für ihren grünen Witz. Die goldene Siegesjungfrau strahlt im lichten Glanz, die Kuppel des Reichstags flimmert, der Rauch aus den Schornsteinen wirbelt gar lustig. Alles grüßt und glitzert

und freut ſich. In den ſonnigen Laubgängen ſchlenkern die Schulmädchen ihre Taſchen und lachen, die Kinder trippeln und jauchzen, echte Vögel ſingen, hinter dem Sprengwagen zieht der Waſſerdunſt wie weicher Wohlgeruch her. Die Eindrücke überhaſten ſich, allen Sinnen ſtrömt's zu, jung und freudig — es iſt ja Frühling in Berlin. Ja, Frühling! Man kennt ihn ſo lange, ſo intim, man hat ihn jedes Jahr lebenstoll begrüßt als die reizendſte Offenbarung der Weltſtadt. Und jetzt? Es iſt mir ein kranker, nervöſer Frühling, der zu viel des Guten thut — das unvergleichliche, bethörende Zerrbild des echten Frühlings. Der echte liegt mit ſüßer Schwere in den Gliedern und blinzelt ſo verführeriſch, daß man ſich ins Gras ſtreckt und träumt — der falſche hier macht gar nicht müde, regt an, und man beſchließt den Tag immer am genußreichſten mit einem guten Souper bei Hiller.

Wie bin ich doch auf einmal ſo klug und ſkeptiſch und vermag die Edelſteine von den Glasflüſſen zu ſcheiden!

Auch der blonden Ethel ſagt der Frühling nichts, obgleich ſie keinen andern kennt.

Wir ſind am Brandenburger Thor. Da quillt es heraus, bunt, vielgeſtaltig, Droſchken, Menſchen, die frühlingstoll ſind. Wie ein alter Gaul will ich den alten Weg nach den Linden weitertrotten. Da tippt mir die Blonde auf den Arm.

„Wir wollen lieber fahren.“ Ich bin ſofort bereit und rufe einem ziellos des Weges bummelnden Schwarzlackierten zu. Da tippt der weiße Handſchuh wieder. „Nicht Droſchke! Hier kommt ein Omnibus . . .“

„Wie gnädiges Fräulein befehlen.“ Wir klettern in das abſcheulich ratternde Gefährt. Ich glaube, es iſt das erſte Mal in meinem Leben, daß ich Omnibus

fahre. Und wie die knirschenden Wagenfedern so zwischen den engen Riesensäulen des Brandenburger Thors durchwanken, die Fontänen auf dem weißen weiten Pariser Platz die glitzernden Wasserfluten über den Sammetrasen hinstäuben und die hellgrünen Linden im Frühlingswind beben — ist es der plebejische Omnibus, ist's dies letzte nicht verlorene Jahr? — die vornehme, glänzende, buntwimmelnde Avenue sagt mir absolut nichts. Es sind Puppen, wohlgekleidete Puppen, die Puppengefühle spazieren führen, reiten oder fahren. All den Leuten gilt die Haarfrisur mehr als was darunter, der anständige Rock mehr als die anständige Gesinnung. Auch hier dieselbe Erfahrung wie bei Gräfin Lagrange. Wo ist das Intime, Prickelnde, das mich doch entzückt haben muß, wenn ich nicht der absolute Laffe war? Es muß da sein! Eine meiner viel kolportierten, häßlichen Redensarten von früher, wenn jemand sich über ein schönes Gesicht ereiferte, hieß: ‚Ziehen Sie doch, bitte, Ihrer Beauté nur das Fell von der klassischen Nase und behaupten Sie dann noch, die Nase sei klassisch. Bei einer Frau hängt eben alles von einem Atom ab.' Es sollte ein Witz sein und ist nicht mal einer; darum gefiel er wohl so gut. Hier wäre die Prozedur eine unnötige Grausamkeit! Man braucht diesen Leuten nicht das Fell abzuziehen, nur die Kleider. Man braucht diesen großen Geschäften nur die Auslagen zu stibitzen, und keine Demaskierung könnte häßlichere oder wertlosere Wirklichkeiten ergeben.

Aber ich suche doch wenigstens nach dem Intimen, ärgere mich, daß ich das Gegenteil finde; die Achtzehnjährige neben mir sucht nicht und wundert sich schon längst nicht mehr. Sie sieht mit blauen, kalten, gleichgültigen Augen nach rechts und links — nach den stummen Ministerien, wo mäßige Staatsweisheit mit Schmerzen geboren wird, nach den Bot-

ſchaften, wo ſie Diplomaten meiner Geiſtesrichtung erziehen, nach den lauten Cafés, wo die Fremden wähnen, ſie ſeien mitten drin in tout Berlin. Mir verſinkt mal wieder eine Illuſion — ihr zerflattert nur ein leichter, leichter Schleier. Auch als die Hohenzollernſchlöſſer auftauchen — das hiſtoriſche Eckfenſter, bar des Kaiſerprunkes, aber erfüllt von der großen Tradition des preußiſchen Königtums, das hiſtoriſche Eckfenſter, wo mir immer die Hand nach dem Hute zuckt, weil ich das ehrwürdige Greiſenantlitz Wilhelms des Gütigen ſchimmern ſehe; als ſich die Linden an dem Denkmal Friedrichs des Großen weiten und bis zum Koloß des grauen Schloſſes hinunter aus jedem Stein, aus jeder Säule das königliche Brandenburg ſchaut und ſelbſt die Bäume des Kaſtanienwäldchens, die dunkel flutende Spree das eherne Preußentum umwittert — da möchte ich auch gern in den blauen Mädchenaugen den hiſtoriſchen Schauder zittern ſehen, die Ehrfurcht vor dem einzig Echten, das dieſe Avenue des Scheins enthüllt. Aber die Augen gleiten nur mit kindiſcher Neugier nach dem neuen Kaiſerſchloß, deſſen graues Rieſenquadrat das Kaiſerdenkmal am Waſſer zu einer kleinlichen Dekoration herabdrückt. Die Blonde iſt eben eine Fremde; die neue Herrlichkeit, die aus der Tradition rückſichtslos heraustritt, intereſſiert ſie allein. Wann trennten Weiber vom Weſen den Schein!

Aber auch das Schloß verſinkt. Der raſſelnde Omnibus iſt ein erbarmungsloſer Realiſt. Und wenn es überhaupt je in den Frauenaugen aufflackerte, ſo war es ein ſchnell erloſchenes Flackern. Wir ſind jetzt mitten drin im arbeitenden Berlin, wo die Mietskaſernen zum Himmel ſteigen, der große Laut den kleinen Ton verſchlingt und eine übermächtige Zahl die einzelne Eigenart ertötet. Jetzt zittern erregt Ethels feine Naſenflügel, die Augen glänzen.

„Kommen Sie, Herr Graf, wir wollen aus dieſem häßlichen Omnibus heraus! . . . Gefällt es Ihnen in der Gegend nicht? Mir gefällt's!“

Und mit Befremden ſehe ich, wie die reinen, roten Lippen den faden Schmutzgeruch der Straße wollüſtig aufſaugen. Das iſt in der That moderner Geſchmack! Aber ich mag der Blonden wohl unrecht thun. Es iſt vielleicht das große Mitleid des Weibes, das dieſe ſchmutzige, graue Menſchenhorde liebt, weil ſie elend iſt und verkommen.

„Es iſt Ihre Gutmütigkeit, gnädiges Fräulein,“ ſage ich.

Sie ſieht mich lächelnd an. „Gutmütigkeit — wieſo? Ich liebe Gutmütigkeit gar nicht. Gutmütigkeit iſt Schwäche. Aber dieſen Dunſt, dieſe Menſchen, dieſes Leben liebe ich von Herzen. Sie denken wohl auch, das paßt ſchlecht zu dem eleganten Koſtüm und zu den weißen Handſchuhen und zu meinem Vergißmeinnichthut? War ich vielleicht früher anders? O nein! Ich habe gar keine Wandlung durchgemacht, ich habe mich nur auf mich ſelbſt beſonnen. Zu denen da gehöre ich — zu denen, denen, denen! Sehen Sie mich nur erſtaunt an, Graf und Edler Herr von Carén zu — auf — bei! . . . Das mit dem Le Fortſchen Reichtum iſt Unſinn und das mit der Vornehmheit erſt recht! . . . Solange ich lebe, bin ich elegant, verwöhnt — und dennoch unglücklich geweſen, weil's eben Lüge iſt, weil ich nicht in die Sphäre gehöre . . . Können Sie das Fenſter im vierten Stock da ſehen in dem Hauſe, wo es unfehlbar ſo viele blinde Fenſter giebt wie Tage im Jahr? Ein Vogelbauer iſt draußen feſtgebunden und ein Schwamm, wahrſcheinlich ein Kinderſchwamm. Da möchte ich wohnen, genau dasſelbe wie die Frau oder das Mädchen dort, von der ich keine Ahnung habe, wie ſie ausſieht und

was ſie iſt. Aber Sorgen und Arbeit wird ſie haben und auch einen Mann und Kinder. Einen Mann und Kinder möchte ich nämlich auch haben, wenn's auch ketzeriſch klingt. Einen Mann natürlich, den ich liebe — nicht die Liebe, die in den Büchern ſteht, an der man ſtirbt und doch nicht ſtirbt! So eine Liebe braucht Aſta, ſie iſt ja ſo altmodiſch! Aber ich will einen Mann haben, der arbeitet und nichts hat wie ich . . ."

„Jaromir?"

„Ja — nein . . . warum eigentlich nicht? Den oder einen andern. Und iſt es nicht hübſch von ihm, daß ſein Vater kommandierender General war, und daß der Sohn doch arbeitet und ſich der Arbeit nicht ſchämt? Selfmademan! Das war mein Vater ja auch und überdies ein ausgezeichneter Kaufmann, der all die andern in die Taſche ſteckte. Aber es beſtraft ſich immer, wenn einer heraus will aus ſeiner Sphäre. Dann bekommt er die unerſättliche Gier nach dem Reichtum oder nach Stellung, ſo daß er am liebſten die ganze Welt betteln ſehen möchte oder jeden Miniſter am Galgen, weil der nicht freiwillig abtreten will und doch ſein Vordermann iſt. Ich verſtehe das nicht, ich bin gewöhnlich, darum werde ich meinen Weg machen wie Millionen, nicht wie die eine. Meine Mutter iſt anders und Aſta auch, die ſind nicht gewöhnlich, Aſta nun ſchon gar nicht, und die Mutter will's wenigſtens um keinen Preis ſein. Ich würde aber auch dafür nie in die Verſuchung kommen, nur die eine Tochter maßlos lieben zu können und die andre höchſtens zu haſſen, weil es das einzige Gefühl iſt, das ich noch übrig habe . . . Da ſchwatze ich wieder! Jedenfalls wird Herr von Jaromir nie ein ausgezeichneter Kaufmann werden, und vorläufig denke ich auch noch nicht im Traum an die Heirat mit ihm! . . . Aber als

Frau möchte ich Kinder haben, viel Kinder, mit denen ich mich quälen und ärgern müßte Tag und Nacht. Frauen ohne Kinder, die haben nichts zu thun und klatschen an allen Korridorthüren und beneiden jede Mutter in der Etage um ihren skrofulösen Bengel. Ich glaube, gewöhnliche Leute erziehen auch ihre Kinder am richtigsten. Wenn sie halbwegs flügge sind, dann 'raus und nicht mehr gegängelt! Wirst du was Rechts, dann freue ich mich, wirst du nichts, dann ist's auch gut, wirst du schlecht, dann habe ich dich doch so unsinnig lieb, daß ich dir immer wieder verzeihe. Das nenne ich freilich auch Affenliebe, aber es ist doch wohl das Richtige. Die reichen Leute erziehen ihre Kinder nach einem Prinzip. Wenn sie einschlagen, dann heißt's: ‚Der Junge macht uns keine Sorgen'; hapert's aber schon beim Lernen, dann heißt's großartig: ‚Ja, als dein Vater so alt war — welches Muster ... und nun gar erst die Mutter!' Und gewöhnlich waren die Alten auch faul und thaten nicht gut und hatten nur Glück. Der Apfel fällt ja nie weit vom Birnbaum ... Ach ja, arbeiten und sich sorgen! Wenn man abends so müde ist, daß man ins Bett fällt ... Und da muß auch alles vorzüglich schmecken, das Schinkenbrot und das Weißbier und jede Minute freie Zeit ... Sie lächeln schon wieder überlegen, Herr Graf. Sie denken an die schmutzigen Hände und die zerzauste Haarfrisur. Ihre übertriebene Accurateſſe ist auch nur Luxus. Weil Sie nichts zu thun haben, waschen Sie sich hundertmal die Hände, und weil Sie sich sonst totlangweilen würden, kommt täglich zweimal der Friseur. Leute, die arbeiten, die sehen all solche Kleinigkeiten gar nicht mehr. Und wollen Sie wetten: wenn mein Mann hungrig und müde nach Hause kommt, dann küßt er mich mit demselben Genuß auf die Stirn,

wenn auch die Haare darüber nicht frisch gebraunt sind. Gewöhnliche Leute lieben sich und nicht den Anzug, wie Sie's bei Ihrer Frau Gräfin geruhen würden. Wenn die Tausendmarkrobe dem Grafgemahl nicht gefällt, dann ist die Zankerei da. Leute wie Sie, die müssen verheiratet entweder nebeneinander her leben oder sich zanken. Wenn Sie Ihrer Frau wirklich treu sind — was Sie aber nie sein werden —, dann haben Sie ja auf Gottes weiter Welt nichts zu thun, als am Aussehen zu nergeln. Und Sie sind noch lange nicht der Schlechteste, Herr Graf! Ihnen fehlt auch nur die Arbeit, die Ihnen all Ihre häßlichen Kavalierspassionen verleidet ... O, man lernt in Berlin und auf Reisen so viel verstehen, so viel! Gerissen bin ich nämlich sehr ... Aber, was Sie nie haben und haben können und um das Sie gewöhnliche Menschen doch beneiden, das ist der Sonntag. Höchstens von der Schule her haben Sie noch so ein vages Gefühl davon. In Wahrheit ist er Ihnen der überflüssige Tag, an dem man gähnt und sich langweilt und empört ist über die geputzten Menschen auf der Straße. Und ich denke es mir reizend, mit einem Kinderwagen und einem Bengel vorn und hinten am Kleid in den Grunewald zu ziehen. Sie sehen, wie gewöhnlich ich bin — viel gewöhnlicher, als es Ihrem Jaromir recht wäre, der ab und zu doch noch recht gern seinen Lieutenant auskramt und trotz aller Gutmütigkeit so ziemlich alle Leute unter sich für Rekruten hält. So ganz tief möchte ich ja auch nicht hinabsteigen. Man braucht ja nicht unbedingt selbst zu waschen und zu kochen, obgleich ich es furchtbar gern thäte, — aber sechs Tage ordentlich arbeiten und den siebenten sich amüsieren, wie's in der Berliner Bibel steht ... Und in Berlin bleiben! Mitten drin in dem Gewimmel, von dem man sich

kaum unterſcheidet, weil man zu ihm gehört. Dies Gewimmel wird mich auch ſchützen, wenn's mal ernſtlich losgeht. Und es geht bald los, — horchen Sie mal, wie das toſt und wogt! Hören Sie nicht den einen, beſtimmten, unheimlichen Ton heraus, der eigentlich der Grundton iſt, obgleich ihn ſo viel andre Töne verſchlingen möchten? Hören Sie wirklich nichts?"

„Genug, gnädiges Fräulein, das verſichere ich Ihnen."

„Nun, warum ſtecken Sie nicht lieber Ihr Monocle ein? Es kann Ihnen nichts nützen in dieſem Kampf. Aber da ſind wir Ariſtokrat! Wenn's denn geſtorben ſein muß, nur mit dem Monocle und dem eleganten Anzug. In einer Bluſe zerriſſen zu werden, das iſt gemein ... Wenn jetzt der Tanz losginge, den Arm könnte man dem Lebendigen ausreißen, das Monocle nur dem Toten. So iſt Ihre Art Ehre. Wenn ſie jetzt alleſamt, wie ſie da anſtändig angezogen ſind und nichts thun, von ſchmutzigen Fäuſten angefaßt würden und blutend über das Pflaſter geſchleift, um ſie an dem Laternenpfahl dort aufzubaumeln oder in dem dumpfen Keller hier zu erdroſſeln, — meinen Sie, ich würde eine Hand für einen aufheben, wenn ich's auch könnte?"

„Das würde ich auch nie verlangen."

Da lächelt ſie, und der ſüße Charme iſt ihr getreuer Schildknappe überall. „Ich würde doch die Hand für Sie aufheben, ich würde noch viel mehr thun ... Warum ſind Sie eigentlich ſo ſchlecht, Graf Carén, und warum habe ich Sie doch gern? Liegt's am Reichsgrafen, oder liegt's an Ihnen ſelbſt? Mit Ihnen könnte ich durch den dickſten Wald in ſtockdunkler Nacht gehen und würde bei dieſem gefürchteten Lebemann ſicherer ſein als irgendwo anders." Dann preſſen ſich die Lippen wieder feſt

aufeinander. „Wär's Bomulunder oder ein andrer als Sie, ich rührte für ihn nicht ein Glied meines Fingers. ‚Aeh, äh, Klaviermamſell! ... Pfui, dieſer Sonntag! Nicht mal eine Kutſcherzigarre bekommt man.‘ ... O, wenn ich an dieſen Ekel denke! ... Herr Graf, daß Sie mich von dem befreit haben, die Dankesſchuld werde ich niemals los ... ‚äh, äh!‘ ... Und eigentlich iſt er doch mein Freund! Er will uns durchaus pleite machen, damit er ſich hernach ſagen kann: es war doch im Grunde ſehr gut, daß ich das Mädchen nicht heiratete. ‚Nicht wahr, Kleine, jetzt möchteſt du, aber ich will nicht!‘ ... Er ſollte mich doch allein haſſen, weil ich ihn ganz allein in die Kohlenſtaubverbrennung gelockt habe. Aber da er ein ſehr anſtändiger Menſch iſt, läßt er es uns alle entgelten. Papa verwünſcht ihn. Denn erſtensmal iſt die ganze Kohlenſtaubſache mäßig, und dann ſoll auch noch Papa die Summe bar einzahlen, die er nur gezeichnet hat. Das thut man bei ſolchen Geſellſchaften ſonſt nie, ſondern überläßt es den neu eintretenden Dummen; aber Bomulunder hält ſich nun einmal an den Buchſtaben. ‚So viel haſt du gezeichnet, ſo viel will ich auch bar ſehen!‘ Und er weiß ganz genau, daß Papa es im Augenblick nicht hat — und deshalb drängt er. Er ſoll nur drängen — unerbittlich! Mögen ſie pleite machen, alle, alle! Und wenn dann der Bomulunder ſo recht ſchadenfroh in ſeinem Golde wühlt, während die Kohlenſtaubbrenner betteln, dann gehe ich zu ihm und ſage: ‚Mein Herr, Sie ſind wohl recht zufrieden mit ſich? Ich bin's nämlich auch. Und Ihnen danke ich's. Sie haben mich glücklich gemacht!‘ ... Das Geſicht, das Geſicht!“

„Aber Ihre Angehörigen, gnädiges Fräulein? Es giebt doch Perſonen, über die man nicht hinwegſehen kann.“

Ethel zuckt die runde Schulter. „Sie denken an meine Schweſter? Meinen Sie, die würde ich in meinem Egoismus vergeſſen? Meinen Vater und meine Mutter — ja; meine Schweſter nie! Sie würde mich auch nie vergeſſen. Nehmen Sie an, ich brauchte zu meinem Glücke eine Million und Aſta hätte gerade dieſe Million, aber auch nicht einen Pfennig mehr, das Geld würde mir ohne Wimpernzucken, ja ohne einen Schatten des Bedauerns gegeben werden. Denn vornehm iſt Aſta — zu vornehm! Alles oder nichts! . . . Ach, ſie iſt ſo ganz anders wie wir alle! . . . Kennen Sie ſonſt meine Schweſter, Herr Graf? Ich kenne ſie ebenſowenig. Ich weiß nur, daß Sie einen Knacks weg hat. Aber von wem? Vielleicht würde ihr auch die Armut ſehr recht ſein. Sie könnte dann barmherzige Schweſter werden im Auguſtahoſpital. Aber ſie wird nicht arm. Und ſoll's nicht werden! . . . Was jetzt kommt, iſt übrigens unſer Geheimnis, Herr Graf. Ich hab's jemand herausgelockt, dem ich allein etwas herauslocken kann, und der mich ſteinigen würde für den Verrat. Wir Frauen werden ewig hinterliſtig bleiben, und klatſchen werden wir auch immer. Nämlich der Onkel hat im vorigen Winter ſein Leben ſehr hoch verſichern müſſen. Erſt wollte er nicht recht 'ran, aber Mama hat ihm ſo lange zugeredet, bis er es doch that. Das Geld ſoll ſpäter für Aſta ſein, die er ſehr liebt, und der es mal ſehr ſchlecht gehen kann. Es giebt keine Sache, für die meine Mutter nicht tauſend Gründe fände, und ſie lebt immer in einer bebenden Angſt, Aſta könnte einmal ohne Batiſthemden auskommen müſſen. Aſta liegt daran nichts. Sagen Sie das aber, bitte, nicht Mama! Da hört ihr Verſtändnis vollkommen auf. Die ältere Tochter ſoll ja nicht etwa verſchachert werden — um Gottes willen nicht!

Für Asta könnte meine Mutter betteln gehen. Aber sie soll glücklich werden. Und glücklich kann man doch nur werden, wenn man reich und vornehm ist ... Ist das nicht auch Ihre Ansicht, Herr Graf?"

Das Mädel ist eine süße Hexe — und mir doch so fremd, so fremd geworden! Wo ist der Backfisch geblieben, dessen feuchte Lippen mich immer zum Küssen reizten? Im Grunde ist sie genau so, wie sie war — nur was früher bizarre Laune schien, hat sich zur Eigenart ausgewachsen. Ist sie die Rasse der Zukunft? Fast möchte ich's glauben, wie ich überhaupt an diese Riesenstadt glauben möchte, die mir dann etwas andres sein würde als früher der große, warme Sumpf, in dem ich meine Lebenskraft ließ — und später das eiternde Riesengeschwür am Völkerleibe. Und doch sind die hier schon etwas andres, sind die Zukunft — und die Menschen, die sie verstehen, haben die Zukunft. Manchmal will mir auch ein Verständnis aufgehen, dazu aber muß ich weit vom Schuß sein, muß die Weltstadt sehen, rauchumflossen, qualmbeladen, durchleuchtet von einem gelben, schmutzigen Lichte, das schon auf Meilen und Meilen die Fernzüge lockt, daß sie rasseln und fauchen, nur um schneller dem reinen Lichtherd, dem leuchtenden Kern näher zu kommen, der wunderbar stark sein muß, weil er selbst diese schmutzdurchsetzte Luft zu durchdringen vermag. Abends Unter den Linden hat man wohl auch das Gefühl — sobald man aber dem arbeitenden Berlin nahekommt, da stockt das Begreifen, die grauen Häuserkarrees werden zu der undurchdringlichen Wand, die tout Berlin von Berlin scheidet. Unsereiner hat da nichts zu suchen, verliert sich besten Falles selbst ... Auch jetzt ... Es ist Frühling — er liegt in der Luft, auch in der Luft, — er möchte gern den Augiasstall dieser unbeschreiblichen Gerüche reinigen und ist doch

machtlos ... Ach, der Frühling! ... Ich ſehne mich hinaus, ich möchte den echten Frühling ſehen, den ich als Junge in meiner öſtlichen Heimat ſo gut kannte und ſo liebte. Ich hatte ihn, glaube ich, wohl ſchon vergeſſen, mich an den falſchen Frühling in Berlin gewöhnt. Aber etwas von der wahren Jugend kommt doch immer wieder als getreuer Eckart zu uns geflogen und möchte uns mitziehen. Heute zieht es auch wirklich! — und daran iſt die kleine Ethel ſchuld.

Ich tippe leiſe an. „Es iſt doch eigentlich eine Sünde, in dieſen Straßen umherzuirren, wenn eine halbe Stunde Wagenfahrt einen ins richtige Grün bringen kann.“

„Die Luft iſt ſchlecht, Herr Graf?“ fragt die Blonde lauernd.

„Miſerabel! Ich ertrage ſie kaum noch.“

„Jetzt auf einmal ſo empfindlich, Graf Carén? War die Reſtaurantluft, in der Sie ein halbes Menſchenleben zugebracht haben, beſſer? Beſſer keinesfalls, aber jedenfalls fader! Und Sie haben in der dicken, ſchweren, abgeſtandenen Luft ſich ſo wohl gefühlt! Wenn's aber endlich geſchieden ſein mußte — und es geſchah immer mit einem Seufzer —, dann murmelten Sie wohl regelmäßig auf der Straße draußen ingrimmig: ‚Pfui, wie ekelhaft!‘ — genau wie Bomulunder am Sonntag. Den andern Tag kamen Sie jedoch unfehlbar zurück, weil Sie's ohne die ſchlechte Luft nicht vierundzwanzig Stunden aushalten konnten. Jene Luft war viel ſchlechter als dieſe hier. Hier riecht's nach Arbeit — und den Geruch lieben Sie nicht. Der Müßiggang kann einen noch ſo empörenden Odem aushauchen, das geniert Sie nie ... Aber ich bin gefügig. Sie haben mir mein Vergnügen nicht geſtört, darum ſollen Sie auch Ihr's haben. Der Bahnhof Jannowitzbrücke

kann nicht weit ſein ... Ich habe übrigens eine Idee! Wir fahren zum Onkel frühſtücken, die Oberſpree 'rauf. Eine reizende Tour, die Sie natürlich nicht kennen, weil ſie mehr für gewöhnliche Leute iſt. Und der Onkel wird ſich rieſig freuen! Er behauptet zwar, er liebe Ueberraſchungen nicht — und er liebt ſie in Wirklichkeit ſehr. Alte Junggeſellen müſſen ja immer brummen! Sie ſind auch bald ſo weit, Herr Graf ...“

Darauf verſuche ich abzuwiegeln. „Ich kenne ja Ihren Herrn Onkel ſo wenig, gnädiges Fräulein ... Und dürfen Sie ſelbſt ſo lange von Hauſe wegbleiben?“

Darüber will ſich Ethel totlachen. „Gerade weil Sie den Onkel ſo wenig kennen, müſſen Sie mit! Und Formalitäten bei ihm? Er wird uns ſchon keine Hummern vorſetzen! Vielleicht giebt's nur Schwarzbrot und rohen Schinken. Meinetwegen, bitte, beunruhigen Sie ſich nicht, Herr Graf! Ich könnte Nächte wegbleiben, und Mama würde nur lächelnd bemerken: ‚Ethel hat ihre beſonderen Paſſionen‘ — keine Silbe mehr! Ich kenne meine ſogenannte Mutter ja entſetzlich gut. Mich als rettungslos Verlorene mit einer geringſchätzigen Fußbewegung wegſtoßen zu können — das wäre ſo ein Genuß! Ich thue ihr jedoch den Gefallen nicht. Wenn mich der gewöhnliche Leichtſinn nicht ſo anekelte, wenn mir nicht vor gewiſſen Berührungen und Dingen graute, — es mag ein rein phyſiſcher Widerwillen ſein — jedenfalls kann ich nicht über ihn hinaus, und das iſt meiner Mutter ſo ſchmerzlich! ... Kommen Sie ſchnell, ſchnell, Herr Graf, da liegt ſchon unſer Dampfer!“

Ich laſſe mich natürlich nicht bitten. Ich ſehne mich ja nach dem echten Frühling. Es iſt ein Uhr nachmittags. Der kleine, pruſtende Dampfer hat

wenig Paſſagiere — den Wirt eines Oberſpree-Reſtaurants, der in den Markthallen eingekauft hat und jetzt in einem ſchmierigen Notizbuch die Poſten noch einmal durchgeht, ein Pärchen, das ſchüchtern und verliebt bei unſerm Anblick ſich ſofort in die Kajüte verkriecht — ſonſt nur Marktweiber, die über ihren leeren Spankörben ſtumpfſinnig duſeln, und einen ſchmierigen Herrn mit ſchwarzen Nägeln und einem Wappenring, der gern eine Unterhaltung anknüpfen möchte, was ihm aber nicht gelingt. Wir ſelbſt gelten wohl auch als etwas unerlaubtes Verhältnis. Denn der Kapitän zeigt freundlich grinſend den einſamen, gelben Unterzahn, ſobald er uns anſieht, und der Oberſpreewirt unterbricht zuweilen ſeine Berechnungen, um verſchmitzt lächelnd anzudeuten, daß es in ſeinem Reſtaurant gut und verſchwiegen ſei. Ethel, die das ſofort 'raus hat, macht die Situation einen diebiſchen Spaß. Sie ſitzt ganz dicht neben mir und äugt mich ſchalkhaft an. Sie kann ſich den Luxus ſchon geſtatten, denn trotz aller markant gewöhnlicher Paſſionen, in dem einen Punkte iſt ſie eine Le Fort, das heißt nicht gewöhnlich. Mir iſt die Fahrt allerdings neu. Ich kenne den Wannſee, Potsdam. Aber die Havel iſt weiter, grüner, verſchwiegener — die Spree ſchmaler, gelber, gewöhnlicher. Wenn man an dem Schwediſchen Pavillon ſitzt, vor ſich die beim Sonnenuntergang unbewegliche Wannſeefläche, und wenn das rote Licht funkelnd auf den glacierten Ziegeldächern dieſer neuen, bizarren Millionärsvillen ſpielt, die rieſigen Schatten ſich wohlig in die warme Flut ſtrecken, die geſchorenen Sammetboskets der Parks noch einmal hellgrün aufleuchten, dann überkommt einen ungewollt das wohlige Behagen des Reichtums. Oder wenn man im Wald von Glienicke ſich abends 'rumtreibt und die ſtumm flutende Havel ſo tiefgrün und heim-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

tückiſch ſchimmert, dann träumt man den traditionellen Uniformtraum, deſſen Höhepunkt ein kaiſerlicher Händedruck auf dem Tempelhofer oder Bornſtedter Paradefelde iſt ... Auf der Oberſpree träumt ſich's nicht! Und ob auch die Sonne gar freundlich auf dem warm glitzernden Spreewaſſer ſpielt und die kleinen Boote ſich ſeelenvergnügt in unſrer Kielwelle ſchaukeln — das Geſicht dieſes Fluſſes iſt zu ernſt, zu unheimlich ... Noch herrſchen wir. Der Luxus iſt wahnwitziger als je, die Vergnügungsſucht toller, und ohne Lackſchuh und feſte Manſchette heißt man kaum noch ein anſtändiger Mann. Aber entſpringt dieſe ungeſunde, unmotivierte Steigerung des Genießens, dieſes Unerſättliche, Haſtende nicht vielleicht einer heimlichen Angſt, dem fin de siècle-Gefühle, das vor allen rieſigen Umwälzungen das Beſtehende in einen wilden Cancan des Genuſſes hetzt, — dem Gedanken: ‚Nur ſchnell noch alles genoſſen! Man weiß ja nicht, wie lang die Herrlichkeit dauert — ſie dauert gewiß nicht lang!' Das Beſtehende jagt ſich nach alter Erfahrung regelmäßig ſelbſt ſo ſchachmatt, daß es des Todesſtoßes der Revolution gar nicht bedarf ... Dieſes verwünſchte, arbeitende Berlin! Es iſt mein Feind, unſer Feind; etwas von ſeiner Größe beginnt mir aber doch zu dämmern. Mit dem Verſtehen wächſt auch das Feindesgefühl. Wir gleiten durch das häßliche, graue Häuſermeer mit ſeinen ſchreienden Plakaten an jeder ſchmutzigen Mauer, mit ſeinen kranken Fetzen von jungem Grün über dem Fluß, mit ſeinen verräucherten Gartenreſtaurants. Die hammerbewehrte Rieſenfauſt vermochte dieſe hundert und aber hundert Eſſen aus dem Boden zu zaubern, die Mietskaſernen, die Fabriken, die Vergnügungsgärten für Hunderttauſende; ſie verſtand eine Menſchheit zu züchten, die in dieſem Brodem ſich wohl fühlt wie der Büffel im Sumpf,

— die Raſſe der Zukunft, das neue Geſchlecht ohne Heimat, ohne Vaterland, ohne Gott ſchon längſt! Ich ſehe ſie an den Ufern, in den Volksbädern wimmeln, am Uebungsplatz der Pioniere frech gaffen — ich ſehe ſie über uns an den Geländern ſtehen und auf uns herabſpucken, während der Dampfer unter verräucherten Ziegelgewölben hinwegrauſcht, vor neuen, turmgekrönten Brückenbauten den Schornſtein ſenkt, an faulenden Holzpfählen ſich reibt. Ich ſehe mich um, weil ich an dies vorüberziehende Berlin nicht glauben will — und ich ſehe nur den Rauch der Schlote, der wie eine graue Decke ſich über die Häuſer breitet, die Flächen gelb beizt, die weiße Wäſche beſchmutzt ... O, es liegt etwas ganz Großes, Schreckliches in dieſem qualmbeladenen Häuſermeer, das die Raſſe der Zukunft unter ſeinen Dächern ausbrütet! Das Herz ſchlägt ſchwerer, die Naſe empört ſich. Mußten wir denn das großwachſen laſſen, rieſengroß? Mußten wir das Geſindel hier zuſammenpferchen, wo es die Macht ſeiner Maſſe erſt erkennt und ſeinen Raubtierinſtinkt? Ich bin ehrlich. Solche Caréns, die im gemeinen Müßiggang Geld und Kraft vergeudeten, die einem dumpfen Gefühl kaltblütig ein Menſchenleben opferten, die haben's mitgeſchaffen. Darf ich eigentlich über die zerſtörenden Inſtinkte der Maſſen moraliſieren, wenn ich dem zerſtörendſten ſelbſt Raum gebe?

Dieſes Berlin ohne Maske thut mir weh. Ich bin der Laſſe nicht mehr, dem der übertünchte Weſten noch etwas ſagen könnte, aber darum will ich ganz hinaus, will den reinen Luftſtrom weit, weit draußen einſaugen. Jetzt ſchau' ich krampfhaft vorwärts nach dem grünen Sumpflande mit den weichen Linien und dem weichen Lichte, das aus der Weltſtadtumklammerung ſich löſt — ſo lenzeshell, ſo duftig, umſpielt von den ſtummen Waſſern, in denen

tiefhängendes Laubwerk ſich zitternd ſpiegelt. Die Sonne zaubert ein weitmaſchiges, goldiges, ſchillerndes Netz auf die Flut, Waſſerpflanzen treiben mit dem Fluß, der weißlackierte Kiel eines Motorbootes blitzt; es iſt noch nicht die freie Natur, aber es iſt ihr Hauch, der durch den lichtgleißenden Mittag wogt ... ‚Nur nicht mehr zurück, niemals mehr zurück!‘ ... Man wird ſo feige angeſichts des qualmbeladenen Schickſals, das die Weltſtadt für unſereinen doch bedeutet.

Die blonde Ethel ſchaut nur zurück, den reizenden Kopf auf der Brüſtung, ungeniert, graziös wie ein träumendes Kind, die Nüſtern dehnen ſich, ſuchen den Rauch, das Berliner Parfüm, und wie in Ekſtaſe murmelt ſie: „Iſt das nicht ſchön? Iſt das nicht groß?“

Aber ich empöre mich gegen dies neue Geſchlecht, deſſen Inſtinkt ich wohl nie verſtehen werde. „Nein, nicht groß, nicht ſchön — ſondern ekelhaft häßlich! ... Sehen Sie doch nach der andern Seite, gnädiges Fräulein! Da iſt Natur, da iſt Wahrheit, freilich eine halb gefeſſelte Natur, aber eine, die im Frühling der leichten Feſſel ſpottet. Freilich eine halb vergiftete Wahrheit, die ſich dennoch durchringen wird, wenn's überhaupt einen Gott und eine Vernunft giebt!“

Die Kleine ſieht ſich gehorſam um, etwas zögernd, ungern, dennoch. Sie ſtarrt auch lange auf das junge Grün, das in Wieſen glänzt, von Büſchen flattert ... „Das iſt für den Sonntag! Aber am Alltag ſagt es mir wenig, nichts. Ich will den Kampf. Wo iſt der?“

„Aber ich will nicht den Kampf, ich will die Ruhe, die Klarheit, die mir das Draußen allein geben kann.“

Darauf moraliſiert ſie weiter. „Kampf wird's

wohl überall geben, wo's Jugend giebt. Vielleicht führt ihn die Natur viel erbarmungsloſer als Berlin. Denken Sie doch, Graf Carén, eine Welt, in der immer etwas Altes ſterben muß, damit etwas Neues lebe! ... Sie ſind im Grunde doch ein Phantaſt. Vom Weltſtädter keine Spur! Waren Sie das überhaupt je? Da ſind Sie wie meine Schweſter. Sie haßt auch im Grunde die Städte, liebt das Land. Das Land iſt ariſtokratiſch und ſchwerfällig wie die Scholle, die im Herbſt immer braun glänzt, im Frühling immer grün. Mir iſt's zu einförmig. Draußen giebt's keinen Fortſchritt, nur Wandel, und wenn Sie auch eine neue Blumenart züchten, ſo hat ſie etwas Gezwungenes, Ungeſundes. In der Natur erſcheint eigentlich alles nur natürlich, was man ſchon hundertmal ſah. Aber in den Rieſenſtädten iſt's anders! Da giebt's noch Fortſchritt, Werden, nicht immer dies ewige Ablöſen von Sein und Nichtſein, von Leben und Tod. Die Natur kann mehr als jede Maſchine, und was wir haben, das nahmen wir ihr — aber ſie iſt auch ſo langweilig und hochmütig und neidiſch! Alles, was wir ſchufen, möchte ſie zerſtören, weil ſie in uns den Feind ſieht, der ſie eines Tages doch ausſaugen und beherrſchen wird. Wie kann man übrigens Berlin mit der Natur vergleichen? Die Natur iſt dumm und dumpf. Mich hat zum Beiſpiel der Ameiſenhaufen immer mehr intereſſiert als der uralte, ſtumme Baumrieſe, an dem die emſigen ſchwarzen Dinger unabläſſig auf und ab laufen ... Wiſſen Sie übrigens, warum gerade Sie, Herr Graf, das Land lieben und Berlin haſſen, warum das überhaupt ſo viele Ihresgleichen heimlich und öffentlich thun? Weil Sie Drohnen ſind und von dem leben, was ein ſtummer Sklave für Sie arbeitet ... Ja, ja, Drohnen! Sie ſelbſt ſind eine von den ſchlimmſten.

Sie könnten arbeiten, und Sie wollen's nicht, Sie rechnen immer auf die, die ſich abrackern, damit's Ihnen an nichts fehle. Das iſt auch viele Jahrtauſende ſo geweſen, und wenn's nach der ſtumpfen Geſellſchaft auf Ihrer geliebten Scholle ginge, dann bliebe es ewig ſo. Aber das ändert ſich gerade jetzt! Und weil Sie das ſehr gut fühlen, haſſen Sie mein Berlin, das grollt und wogt und für ſich arbeiten will — nicht für Sie allein. Darum flüchten Sie in die Natur. Bleiben Sie doch! Kämpfen Sie doch . . . Aber nicht mal für das, was Sie haben, wollen Sie kämpfen. Sie ſind eben eine Drohne, Graf Carén!"

Drohnen? Der Ausdruck iſt jetzt Mode. Ich habe meine Gräflichkeit im moraliſchen Jammer ſchon oft mit dem Schmeichelnamen belegt — hier aber wirkt's anders. Das arbeitende Berlin ruft es mir verächtlich zu — nicht das vergnügte. Du roter Mädchenmund, was haſt du an Wahrheiten heut nicht ſchon alles 'rausgeſprudelt! Die Wahrheit von Frauenlippen iſt doch die bitterſte. Der Hieb ſitzt . . . Ja, eine Drohne biſt du in der That, mein Freund! Es nicht mehr zu ſein, fehlt dir der große Zug. Und wenn ich es nicht mehr bin? Iſt dann das Berlin, das ich erſt jetzt zu verſtehen beginne, auch mit einemmal mein Freund geworden, oder ſind und bleiben wir die ewig Getrennten? Darüber hilft kein Grübeln, dazu hilft nur die That.

Wir ſind ausgeſtiegen. Ein kurzer, ſonniger Weg durch den Wald, den wir ſtumm zurücklegen. Der Onkel iſt zu Haus. Tiny, mein neuer, unbeſtechlicher Freund, der im Grunde die Plebejer genau ſo haßt wie ich — er hält nur in begreiflicher Sinnestäuſchung alle gut Angezogenen dafür —, meldet uns mit wildem Geheul. Der Onkel hat längſt

gefrühstückt und arbeitet in seinem Garten. Der gute Mann hat von der Gartenkunst keine Ahnung. Er schleppt in der Mittagsglut schweißtriefend zahllose Gießkannen aus der Spree und überschwemmt die braunen Beete, die das Naß gierig einziehen, um sich fünf Minuten später mit einer zähen, rissigen Schmutzkruste zu panzern, die keinen Halm durchläßt. Ethel sieht interessiert zu. Ich aber muß bei dem Bemühen des weißhaarigen Kindes lächeln, das seinen Blumen so viel Gutes thun möchte und so viel Uebles thut.

„Diesmal muß es wachsen, Herr Graf! Die früheren Jahre wollte es nicht recht vorwärts, ich hatte wohl nicht genug gegossen. Solch körperliche Arbeit ist übrigens was Ausgezeichnetes. Mir flimmert's schon vor den Augen."

„Und du rauchst noch dazu, lieber Onkel? Du sollst es doch nicht," rektifiziert die kleine Sozialistin.

„Ach, Kind, etwas muß man haben! Ob es mit dem Herzen nun ein Jahr länger oder kürzer dauert . . . Aerzte geben immer sehr gute Lehren und befolgen sie nie selber."

„Aber, Onkel, wenn ich dich bitte?"

„So lass' ich es jetzt, mein Kind, und entschädige mich hinter deinem Rücken durch eine doppelte Portion."

„Dann will ich dir noch was sagen, Onkel." Und sie verzieht schmollend den Mund. „Wenn man Gäste empfängt, was thut man zuerst?"

„Man heißt sie herzlich willkommen, wenn sie einem nämlich willkommen sind."

„Und dann, lieber Onkel?"

„Fragt man, ob sie Hunger haben. Das hatte ich vergessen. Die Wirtschafterin ist nämlich in Berlin . . ."

Die Blonde und ich haben allerdings einen nagenden Hunger, den zu befriedigen wir auf der

Terraſſe die halbe Speiſekammer zuſammenſchleppen, was übrigens nicht aufregend iſt, da Herrn Liſters Proviantmeiſterin, wie ich fürchte, das reichlich bemeſſene Wirtſchaftsgeld aus Vergeßlichkeit in ihre eigne Taſche ſteckt. Aber reizend iſt dieſes ländliche Mahl doch! Manchmal glaube ich, die Anlage zum Jungſein und Jungempfinden ſei mir doch nicht gänzlich abhanden gekommen. Die Beete duften nach friſcher Erde, die Bienen ſummen, die Spree lächelt. Und wir faſeln von allem möglichen, namentlich von diebiſchen Gärtnern und einer gequälten Natur. Der Onkel quält ſie mit ſeinen Waſſergüſſen zur Unzeit am meiſten. Aber ihm das ſagen, dem guten Menſchen? Mögen tauſend Samenkörner dahinſiechen, nur dem Mann nicht die Freude verderben! ... Und lehrreich iſt mir der Tag auch wieder. Wenn dieſer wirklich vornehme Realiſt, der ſo viel erfahren und gearbeitet hat, ſo innig am Kleinen hängen kann, an dieſem harmloſen Vergnügen, Blumen zu züchten, das bei Philiſtern mir Achſelzucken abnötigt, dann ſage ich mir: der Mann wird wiſſen, warum. Vielleicht liegt in dem Kleinen das Geheimnis des Glückes überhaupt ... In dem Kleinen liegt's auch! Das iſt mir wie eine Beruhigung. Dieſe meine Natur hat demnach auch ihr gutes Recht ... Und wie ſo wieder die Zillen vorübergleiten, diesmal im Sonnenlicht, freundlich, faſt ſchmuck anzuſchauen, der mißtrauiſche Spitz neben der flickenden Schifferfrau, ein Bild der Gemütlichkeit — da begreife ich auch noch etwas andres. Ich verſtehe, warum der Onkel die Schiffe immer nur in den Schlund Berlin hineingleiten ſieht, ſehnſüchtig, wiſſend die einen, harmlos, gezogen die andern, und warum er nie einen Kahn zurückkehren ſieht. Auch dieſem Mann iſt Berlin der Abgrund, der das beſte von draußen Kommende auf Nimmerwiederſehen ver-

ſchlingt. Aber warum quält er ſich eigentlich ſelbſt? Warum hat er ſich nicht auf das wirkliche Land zurückgezogen, wo die Natur allein lacht und grollt und kein Berlin die junge Kraft zerreibt? Er ſitzt an der Pforte zum Rieſenbabel, ohne Macht zu hemmen, mit dem milden Bedauern des Alters, und ſieht zu ... Geht's ihm vielleicht wie mir, der dieſen Oſten haßt und fürchtet, und den's doch immer wieder hinzieht? Was habe ich eigentlich in dieſer Villa zu ſuchen, wo ich, umfächelt vom Frühling, mit zwei guten, aber mir völlig fremden Menſchen, thatenlos zuſehe, wie die Zillen ohne Unterlaß nach Berlin hineingleiten? Ich bin doch noch jung! Wer jung iſt, kämpfe. Das iſt keine Drohnenmoral mehr ... Wenn mich aber ein Dämon hierherzöge, etwas Geheimnisvolles, das mit dem erſchoſſenen Serner zuſammenhängt ... Auch am ſtummen, brütenden Mittag giebt's Geſpenſter, die nicht jeder ſieht. Ich ſehe eins ... das hat grüne, tote Augen und im braunen Haar eine weiße Strähne ... Warum dieſe weiße Strähne? ... Das kranke Frauenhaar verfolgt mich auch im Traum. Für wen erblich es? ... Für das frühreife Karlchen? ... Ja, wer mir das ſagen könnte!

Viertes Kapitel.

Vom Westen nach dem Osten — ganz nach dem Osten! Ich hatte das vorausgesehen. Wie's aber auch enden möge — ob es nun Episode oder Entwicklung für mich bedeutet —, gut war es doch. Wie man jede Erfahrung weit billiger kaufen könnte und doch wiederum nie zu teuer kauft, so brauche ich nicht erst zwei Millionen und innerlich noch weit mehr zu verschwenden, um zu erkennen, daß ich ein Laffe war. Daß ich es nicht mehr bin, mich freut's.

Die Vergangenheit kümmert mich wenig, weil sie mich nur drücken kann, nicht frei machen. Und ich habe den Wunsch, zu fliegen, wenigstens den Kitzel am Fittichansatz, wiewohl ich noch keineswegs weiß, ob der vom Leben flügellahm Geschossene jemals etwas andres können wird, als wie ein krankes Huhn verzweifelt zu flattern und trübselig zu gackern. Denn etwas fehlt mir ganz sicher noch ... Vielleicht das Glück oder wenigstens der Glaube an das Glück. Zum Fluge nach der Sonne muß man die Sonne doch sehen können, und ich sehe vorerst nur einen matten Schimmer von dem leuchtenden Gestirn. Auch die Gegenwart giebt mir nicht allzuviel. Es ist ein langsames Gesunden.

Meinen Wigwam habe ich irgendwo aufgeschlagen,

aus bewußter Opposition mitten im Riesennest. Natürlich anständige Zimmer, aber in einer Straße und bei einer Wirtin ... Sprechen wir nicht davon! ... Wollte ich meine gräfliche Visitenkarte an der Korridorthür festnageln, so würde sie dicht neben einer Nini X. prangen, die ich tags noch nie sah, nachts zuweilen höre, und gegen deren Patschuliparfüm ich die Schlüssellöcher verstopfe. Meiner Gräflichkeit mißtraut man hier. Selbst die Polizei wünschte dringend meine persönliche Aufwartung, die freilich damit endigte, daß der sehr bramsig von einem Lehnstuhl aus dirigierende Reservelieutenant sich plötzlich erhob und um Verzeihung bat, mich bemüht zu haben. Das Monocle ist meinem starr gewordenen Auge Bedürfnis, Uniform mußte ich bei der Frühjahrskontrollversammlung zeigen — das sind hoffentlich die letzten Anhängsel vom Grafen der Aeußerlichkeit. Bei meiner Wirtin hat allerdings die Demaskierung Eindruck gemacht: die ganz reizende siebzehnjährige Tochter serviert mir seitdem allmorgendlich den Kaffee in einem Negligé, auf das ich nicht reagiere; der etwas versoffene Tischler im Erdgeschoß sagte angesichts des sechsten Garde-Ulanen nur hörbar: „Potsdamer Stallknecht!" Das trifft mich alles nicht. Jedenfalls kann man in einem Sumpfe wohnen, ohne sich auch nur eine Sohle zu beschmutzen.

Heimisch fühle ich mich in der Mietskaserne nicht. Wie ein Musterknabe die Schulstunde nicht erwarten kann, so sehne ich mich nach der Oberspreevilla, die mir wirklich viel giebt. Dort werde ich allmählich zum denkenden Menschen erzogen, nicht schulmeisterlich, aber mit einer milden Ironie, die mir manchmal recht weh thut. Macht nichts! ‚Gute Medizin schmeckt bitter,' sagte meine Tante, und darauf starb sie ... Es ist ja auch nicht etwa der gute Mensch

allein — es ist noch etwas andres — die verschwiegene Spree, der Kiefernwald, der Qualm, der sich über ihm ballt und Berlin verkündigt. Man ist weit genug, um nicht verschlungen zu werden, nahe genug, um zu erkennen. Gerade in der Lage liegt wohl das Geheimnis dieses anspruchslosen Landsitzes. Graf bin ich hier jedenfalls nicht, auch nicht sechster Garde-Ulan, und wenn ich zufällig die grünseidenen Strümpfe zeige, gleitet ein feines Lächeln um einen feinen Mund. Ich lächle mit — das ist schon eine große, große Wandlung!

Die Le Fortschen Mädels sehe ich sehr wenig, sie mögen keine Zeit für mich haben oder kein Interesse. Als die Grünäugige sich neulich wirklich überwand, mit mir zu sprechen, war's eine fremde, befangene Stimme. Sie frißt alles in sich hinein! Der Stimme hört man das an. Höre ich's nur allein? Auch daß sie mit zwanzig Jahren den naiven Jugendreiz bereits verloren, das kann ich allerdings nur allein verstehen. Thut mir's leid? ... Nein ... Die blonde Ethel hat wohl Katzenjammer von wegen ihrer Prophezeiungen. Daß Madame sie schlecht, sogar infam behandelt, das merkte ich aus den wenigen Malen, wo ich Mutter und Töchter zusammen sah. Alles, alles nur für die eine! Und aus der wird doch nie etwas im Sinne von Frau Le Fort ... Uebrigens von einem Vermögensniedergang bei der Familie keine Spur! Die Millionen rieseln goldiger als je. Selbst die Gnädige ist angesteckt. Ohne Equipage geht's auch nicht mehr. Ich selbst habe die Karossiers ausgesucht, zwei ganz edle Trakehner Kohlrappen mit dem Geweihbrand auf der Hinterhand — natürlich vom Juden bezogen und nicht mal übermäßig teuer; ein Kamerad von den Kürassieren hätte mich um ein Haar mit zwei spatlahmen Galizier Vollblutjuckern

hineingeſenkt, daß mir die Augen thränten. Ja, die Gentlemänner!

*

Heute, es iſt Sonntag. Ein Sonntag, wie ich ihn liebe: warm, ſtill, der Himmel mit einem leichten Dunſtflor. Frühmorgens im Kiefernforſt alles feſttäglich, ſtumm, die Gräſer betaut, Käfer klettern ungeſchickt an den Halmen, ein Raubvogel ſtreicht dahin. Auch die Natur ſcheint am ſiebenten Tage auszuruhen. Zuweilen fühle ich ihren weichen Atemzug an der Wange — ſo träumeriſch, verſöhnend. Von irgend einer Nebenvilla her gackern Hühner, verſchlafen die Hennen, ein Hahn kräht keck. Die Spree fließt gelb und träge zwiſchen ihren Waldufern mit einem leiſen, leiſen Sonnenlächeln auf den kleinen Wellen und einem leichten, leichten Säuſeln im Gebüſch. Der Flieder blüht ab. Es iſt die ſchönſte Sommerszeit. Bei der Zigarre und dem Glaſe Wein träumt ſich's gut auf der Terraſſe. Keine Zillen, keine Menſchen, ſelten ein kleines Segelboot, das lautlos vorübergleitet . . . Ja, die Natur! Sie iſt doch das einzig Wahre. Wer noch zu ihr zurückfliehen kann, der thue es bei Zeiten. Sie iſt freilich unerbittlich, mordet grauſam und langſam, aber am Feſttag merkt man nichts davon. Da ſcheinen auch ihre böſen Inſtinkte zu ruhen, und ſie atmet Frieden.

Ich wäre gern den ganzen Sonntag in der Oberſpreevilla geblieben. Aber da kam ſchon um zehn Uhr die Blonde mit irgend einer Beſtellung von der Mutter, friſch, feſttäglich, in dem roſigen Geſicht den brennenden Wunſch, den Tag zu genießen. Sie hat wenig Sinn für die Natur, ſie bedeutet ihr nur, ſich vergnügen, tollen, vielleicht auch einen ſchweigſamen Spaziergang mit dem Mann, den ſie gern hat. Ich proponiere ihr einen Waldbummel, noch ehe die großen Menſchenmaſſen wie Heuſchrecken-

ſchwärme den Forſt füllen. Sie möchte ſchon — nur nicht mit mir.

„Wollen Sie heute nachmittag ausfahren, gnädiges Fräulein?“

„Mit den Rappen, die Sie beſorgt haben? . . . Glauben Sie denn überhaupt an den ganzen Millionenſchwindel? Ich glaube an gar nichts! Ich halte die Pferde für einen Trick von Mama. Kurz vor der Pleite geht's immer ſehr hoch her . . . Aber wallfahrten Sie doch nach der Händelſtraße, Herr Graf! Mama könnte nichts erwünſchter ſein als eine Wagenfahrt mit Ihnen durch den Tiergarten. Und Aſta thun Sie damit auch einen Gefallen. Die kennt Ihre Vorliebe für ſo einen Sonntag im Oſten, darum will ſie nachmittags den Onkel heimſuchen. Am Sonntag gehen anſtändige Menſchen doch nicht aus, ſondern bleiben in Berlin, in der Familie oder im Reſtaurant, nicht wahr, Herr Graf? Ich . . . ich gehe zu einer . . . Freundin . . .“

Dabei flutet es roſig von dem Stirnhaar über die weiße, reine Haut, und die Augen flackern unſicher. Sie lügt! Sie geht mit ihm — wie's in der „Ehre“ heißt — und die Folgen werden auch wohl danach ſein.

Nach dieſer Unterredung ſtreiche ich die Segel. Der Onkel hält mich auch nicht übermäßig herzlich. Er hat einen Patienten, mit dem es zu Ende geht, und der ſich von einem billigen Arzte alle Stunden das Gegenteil verſichern laſſen möchte. Als ich ſchon eine halbe Meile weg bin auf dem Wege nach Berlin, werde ich noch zurückgerufen. „Aber, Herr Graf, heute nachmittag bin ich frei. Wir könnten uns dann hinter dem Müggelſee treffen. Sie ſetzen irgendwo über . . . da iſt ein Forſthaus . . . auf der Spezialkarte finden Sie es, Weg nicht zu verfehlen. Um acht Uhr. Iſt es Ihnen recht?“

Ich ſage zu, nicht von Herzen, aber ich thue dem Herrn Liſter gern einen Gefallen und möchte auch der Grünäugigen das Feld nicht überall räumen. Er wird es ihr ja ſagen, wen er dort erwartet, und ſie wird hübſch nach Hauſe gehen. Und wenn ſie nicht geht? ... Aber ſie geht ganz gewiß!

„Alſo präziſe acht, Herr Doktor?"

„Etwas früher oder etwas ſpäter auch, Graf Carén. Dem unglücklichen Menſchen iſt der Arzt ſo eine Beruhigung, und mir thut das Doktorſpielen von Zeit zu Zeit wirklich wohl."

Ich ſteure gen Berlin. An einem ſchönen Sonntag iſt Berlin eine tote, graue, reizloſe Stadt mit geſchloſſenen Läden und gelangweilten Menſchen meiner Sorte, die nicht gerade kurzweilig iſt. Ich gähne mich im Monopol mit einem Huſarenlieutenant an, der ſtumpfſinnig wie ich vor einer halben Pulle Pommery hockt — ein harmloſer Dachs, den ich auch anrede. Dann ſpielen wir noch eine Partie Billard, und dann endlich iſt's ſo weit, das heißt, ich bin am Ende meiner Kraft, zu langweilen und gelangweilt zu werden.

Es iſt Spätnachmittag. Die Bahnhöfe atmen auf, der Billetknipſer döſt. Aber noch liegt unter den ſtickigen Hallen der Geruch von Waſchkleidern, Schweiß, ſchlechten Zigarren, das abgeſtandene, ſüßliche Jahrmarktsparfüm, das die gedrängte Menſchenmaſſe am Sonntag aushaucht wie eine naß gewordene Schafherde den Wolldunſt. Ich bin allein im Coupé; auch da der nivellierende Berliner Sonntagsgeruch, der keine Klaſſenunterſchiede kennt, aus den Plüſchpolſtern kriecht, die ſtummen, grauen Häuſer entlang zieht und nur widerwillig ſich in der reinen Luft draußen verflüchtigt. Die Weltſtadt entflieht — ein großes, unheimliches Geſpenſt —, weil die Arbeitshände feiern, der dröhnende Hammer-

ſchlag ſchweigt. Berlin iſt tot, der gewaltige Krater ſcheint ausgebrannt, nur der dünne Rauch der Eſſen zieht wie letzte erlöſchende Lebenskraft des gewaltigen Vulkans den Sonnenhimmel in ſchmutziger Linie entlang. Berlin ruht, Berlin feiert. Es liegt beinahe etwas Schwermütiges in dieſem wach träumenden Koloß. Iſt der ſchlummernde Rieſe des Sonntags am beginnenden Werktag wirklich wieder ſo gefährlich? Ich möchte nein ſagen angeſichts dieſer grünen Ebene, die ſich ſo weit und dunſtig dehnt, verſchwiegenes Sumpfland hier, bewaldeter Sand dort. Am Horizont verſchwimmt das junge Graugrün der Kiefern mit dem warmen Ton des Himmels: die freie große Natur, deren Wehen ich ſpüre, während mildes Feiertagslicht das hellſchimmernde Korn, das zitternde Wieſengras übergleißt. Schwärme von Menſchen ziehen durchs Grüne, geputzte Menſchen, die Väter mit dem Sonntagsrock und dem ſchweren Schritt der Arbeit, die Weiber dick, gutmütig genießend oder feierlich eingezwängt in unmögliche Koſtüme. Helle Mädchenſtimmen in der ſpitzen Klangfarbe des Berliner Jubels und hübſche, nervöſe, bleichſüchtige Geſichter, pikant, unregelmäßig wie die Weltſtadt ſelbſt; halbwüchſige Bengels mit einer roten Blume im Knopfloch und auch wieder adrette junge Leute, die Diſtinguierten ihres Standes, denen die Rekrutenzeit für ewig das Rückgrat ſteif machte und geſchmeidig. Die erzogen wir. Unter ungeſchickten Kinderhänden knicken die leichten Aehren, weil die ſchönſten Kornblumen immer ſo tief drin im Getreide wachſen, aufgeregte Jungens ſtampfen ſich förmlich Gaſſen ins Korn — der köſtliche Zerſtörungstrieb der Jugend, den das helle Aufjauchzen ſo harmlos und verzeihlich macht. Zuweilen ſchleicht auch ein Paar auf Schmugglerwegen, ſchweigſam, eng aneinander geſchmiegt, mit einem breiten Lächeln

er, mit unſicherem Augenaufſchlag ſie. Das Berlin der Arbeit freut ſich, es hat ein gutes Recht dazu! Die Produktionskraft Deutſchlands ſo dicht, ſo feſttäglich, ſo friſch in der ſproſſenden Natur — iſt das nicht ein gutes Omen? Ich gönne den Leuten ihren Sonntag von Herzen, ich verſtehe den unverſtändlichen Jubel, ſelbſt den trunkenen Schrei. Was die ſchmierigen Maſchinenräume, die ſchwere Arbeit ſchweißtriefender Werktage an geſundem Trieb zurückhielten, jetzt kommt's heraus. Berlin iſt groß und gut und der Sonntag der reinigende Strom, der allen Wochenſchmutz wegnimmt. Berlin, das große Berlin, liebt die Natur, und in ihr verflüchtigen ſich all die Miasmen, die ihm der Weltſtadtbrodem eingeimpft hat.

Und dann ſehe ich wieder genauer hin, ſehe dieſen Oſten ohne Feſttagsfreude, ohne täuſchenden Sonnenglanz. Und da iſt die Güte und Größe weggewiſcht. Ich ſehe nur die mißfarbigen Polypenarme, die der Dunſtrieſe ausſchickt, die Ebene zu umklammern, zu preſſen, zu erwürgen. Sie recken ſich immer weiter — grau, zahllos, unendlich, bald glänzender Schienenſtrang, bald ſchwarze Baracke, bald einſames Haus. Wie ſie's auch nennen mögen, wie harmlos das einzelne auch erſcheint, es ſind doch die fabelhaften Polypenarme, die Saugnäpfe, die die Natur ausſaugen, zum Sklaven machen. Und was noch von der Natur übrig iſt, das iſt auch nicht mehr Natur, das iſt ihr Zerrbild, eine ſumpfige Wieſe, ein dürftiger Streifen Ackerland, die kümmernde märkiſche Kiefer, die ſich krümmt und verwächſt und in der Sonne dorrt. Es iſt nicht der arme Boden, der gelbe, tote Sand allein, es iſt der Gifthauch Berlin, unter dem die Heide ſiecht ... Ja, Gift, Gift! Jetzt fühl' ich's auch. Immer bei der Größe das Gift! Wer das eine bewundert,

der liebt auch das andre und kann nicht anders. Ich habe das am eignen Leibe durchgemacht. Ist dieser Haß, den ich jetzt gegen Berlin empfinde, nur der Zwillingsbruder der Liebe, die ich für Berlin einst empfand? Oder bin ich die Kammerdienernatur, die kein Heldentum anerkennt, weil sie die Größe mit dem kleinlichen Dienstbotenauge mißt?

Es ist gut, daß der Vorortzug leer ist und eilig. Das vereinsamte Geläuf von Carlshorst zieht vorüber — Kiefernwald, sumpfiger Busch. Die Polypenarme sind kurz geworden. Aber den Gifthauch fühle ich noch, wenn er auch dünner wird. Endlich Friedrichshagen!

Da ist wieder das tierische Gewühl, das undefinierbare Sonntagsparfüm. Das drängt und stößt sich auf dem Bahnhof und schreit und witzelt. Im Kiefernwald daneben das lärmende Gelage, der ungenierte Hemdärmel, das Bierfaß, die schwitzende, rotgedunsene Fröhlichkeit; die Kaffeegärten, ein summender Bienenschwarm mit Tassengeklapper, quäkenden Kindern, monoton aufschlagenden Skatfäusten. Das ganze baumbepflanzte Nest scheint ein vergnügtes Durcheinander, ein Sonntags-Berlin im Grünen mit Jahrmarktslärm und Jahrmarktswitz, ohne einen Schimmer von wirklicher Naturfreude, ja ohne den Wunsch. Ich stehe mal wieder fremd den Massen gegenüber.

Ueber die Spree muß ich auch, die hier einfließt. Die Kette der rußigen, vollgepfropften Dampffähre knarrt, das tiefe, ruhige Wasser glänzt, frischgemalte Bootsborde leuchten, ein Segel klappt träge an eine Rahenstange, geschickte, leichte Ruderschläge, die eine lange, verschwiegene Furche ziehen, daneben peitscht ein ungefüger Riemen die Flut, daß die Tropfen weithin spritzen und die weiß gewaschenen Jungfrauen im schwankenden Kahn kreischen. Teergeruch

liegt in der Luft, erfrischend, geheimnisvoll wie in einem Seehafen, der Welten verbindet, und wo jede plätschernde Welle einen Gruß aus weiter Ferne zu summen scheint. Und es ist doch nur der Müggelsee — der echte märkische Landsee — eine blinkende, tiefe Riesenschale, zur Rechten die Müggelberge, Sandhöhen mit dürftiger Kiefer und stickiger Sommerluft, dann flüsterndes Schilf, darüber emporwachsend Hochwald, Dickung; weit drüben taucht der Kirchturm von Rahnsdorf voll dörfischer Poesie aus der Flut; links wieder Grün, die roten Ziegelburgen der Wasserwerke, zuletzt Friedrichshagen selbst, an den See geschmiegt in reizvoller Linie, mit weißen Villen, Kaffeegärten, schwankenden Segelbooten — die Wannseekolonie der östlichen Geldbarone, aber ohne den aristokratischen Hauch und das verschwiegene Gleißen des Reichtums.

Wir kennen diesen Osten kaum, er liegt uns zu fern, ist zu gewöhnlich oder zu sehr Parvenu, zumal am Sonntag. Am Müggelschloß, das den Spreeausfluß jenseits flankiert — übrigens ein Vergnügungsrestaurant Berliner Stils, nicht etwa die einstige Feste märkischer Edlen —, überkommt mich ein gelindes Grauen. Bis hier war's immer nur das harmlose Berlin, das sonntagberauschte — dort haust das gefährliche, vor dem ich mein Monocle verstecken und meinen Lackschuh unter die Sitzbank der Fähre drücken muß. Die Sozialdemokraten feiern ein Fest, dies heißt ein imponierender Aufmarsch der Massen, der auch heute Protest bedeutet gegen alles Bestehende. Es mögen ihrer viele Tausende sein, deren Dampfer in langen Reihen seewärts liegen ... Ich habe die Sorte immer gehaßt — das ist das Recht meiner Klasse; ich habe sie bisweilen aber auch verachtet — und das war dumm ... Das ist ja etwas völlig andres, als ich

erwartet! Ich wünſchte eine übelriechende, tieriſche Horde zu ſehen, die traditionellen Revolutionsgeſtalten, die man im Galgengeſindel der Nacht, in dem halbwüchſigen Janhagel des Zapfenſtreiches zu erblicken glaubt — aber das ſind ruhige, anſtändige Leute, zum Teil ärmlich gekleidet, jedoch rein, — von den ſogenannten zufriedenen Arbeitern nur durch das rote Band am Rock unterſchieden und die Intelligenz im Blick. Da iſt Disciplin, Unterordnung, Vernunft. Was dieſe tauſend Hirne gebären werden an Laſtern, Unthaten und Wahnſinn, wenn ſie überhitzt losgelaſſen ſind, das mag ein andrer ahnen. Ich halte mich an das Geſchaute. Dies Ameiſenvolk, Mann, Weib, Kind, das das Sandufer des Sees hier bevölkert, im Hochgefühl, in ſtolzer Freude, im ſicheren Bewußtſein der Macht ſeiner Maſſe. Das hungernde Geſindel, das rauh nach Brot ſchreit, die Bäckerläden ſtürmt, die Poliziſten maſſakriert, das ſchießt man mitſamt ſeinen Barrikaden zuſammen, wie ſich's gehört. Demgegenüber haben wir die Macht und auch das Recht; ein einziger Zug meiner Lanzenreiter ſäubert mit flacher Klinge eine ganze Straße dicht gedrängt von ſolchen Hungerleidern. Oder man giebt ihnen ihr Brot, und der volle Magen macht ſie vielleicht friedfertig, wie ſie nur der knurrende empörte. Hier aber ſteht die Jugend, die Intelligenz, die Zukunft dieſer Geſellſchaft uns in übermäßiger Zahl gegenüber. Die Herde wünſcht nicht mehr von den hergebrachten Hirten gegängelt zu werden, ſie hat ihre eignen Leitſtiere ſich gewählt, denen ſie opferfreudig folgt, weil die aus ihrer Zucht hervorgingen, ſie verſtehen. Die Leute wollen das gleiche Recht für alle, nicht auf dem Papier, ſondern in Wirklichkeit. Nicht die Zufriedenen und Unzufriedenen, die Armen und Reichen ſtehen ſich gegenüber, ſondern zwei

verſchiedene Weltanſchauungen, von denen erſt die Zukunft erweiſen wird, welche recht hat. Wähnt beileibe nicht, daß der Vergleich von dem regen Geiſt und der ſtumpfen Materie hier am Platze ſei! Das iſt nicht die zuſammengelaufene Bande, die ſinnlos brüllend die Burg unſrer Vernunft ſtürmen will, und wir brauchen uns nur gut zu verſchanzen, unſre getreuen Garden zur rechten Zeit zuſammenzuziehen, damit ſie das Geſindel zerſchmettern. Unſre Baſtille wird genau ſo ſchlecht bewacht ſein im Momente der Gefahr wie die Baſtille von damals. Es iſt der Kampf der Intelligenz gegen die Intelligenz, und zwar die Intelligenz einzelner gegenüber der Intelligenz gut geführter Maſſen. Wer, wie wir, ſpäter die Schlacht in der Verteidigungsſtellung annehmen muß, der iſt nach alter Kriegserfahrung im Nachteil. Der andre Vergleich liegt nahe: die Welle höhlt doch unfehlbar den Fels, den ſie nur zu umſchmeicheln ſcheint.

Dieſer Sonntag im Oſten giebt mir hundert Rätſel auf. Ich fühle mich haltlos, ſchwankend innerlich, möchte ſogar den Arbeiterfäuſten recht geben, den Leuten ſagen: „Nehmt dieſen wohlgepflegten, unthätigen Händen wie den meinen alles weg, denn ſie verdienen es nicht beſſer!“ Aber ich kann's doch nicht ſagen, kann's niemals, ſo wenig ich jemals zu denen da drüben gehören kann. Das häßliche Wort „Drohnen“ fällt mir dabei wieder ein, das mich und meinesgleichen noch nicht einmal mit dem wahren Namen nennt. Und ich bin doch innerlich keine Drohne mehr, wenn ich auch noch nicht arbeiten will wie Jaromir und viele andre, die ſich zu dem arbeitenden großen Berlin bekennen müſſen. Dazu bin ich im ſchlechten Sinne zu ſehr Ariſtokrat, habe ohne mein Zuthun noch ſo viel von der Zukunft zu erwarten; aber ich habe mich doch wenigſtens

bemüht, gelernt, begriffen, ich bin der Laffe nicht mehr, und hoffentlich findet die Zukunft in mir einen Mann. Aber was nützt das alles! Wenn ich die Maſſen hier ſehe — es iſt doch eine verlorene Sache, dies Beſtehende, für das ich einſt kämpfen will ...

Ach, das iſt ein verwünſchter Sonntag! Ich verzweifle faſt an mir und allem und empfand noch vor wenigen Stunden den Kitzel, zu fliegen, nach der Sonne zu fliegen. Wo iſt die Sonne? Ich ſehe auch nicht einen Schimmer. Ich ſehe nur die ariſtokratiſche Reaktion meiner Sorte — jetzt *gerade* mit Monocle und Lackſchuhen, unthätig, elegant, an einem Pfeiler der Badeanſtalt im märkiſchen Sande ſtehen. Und die Leute ſtoßen ſich ironiſch an, ein Junge ruft mir naſeweis zu: „Jeben Sie mir doch det Fenſterglas, drei Ojen ſehen mehr als zwee.“ ... Und der Bengel hat ja nur recht mit ſeinem Hohn! Ich bin ihm auch nicht böſe, ich verſtehe ſogar, daß dieſe vieltauſendköpfige Sozialdemokratie nicht etwa ein Auswuchs unſrer Geſellſchaftsordnung iſt, ſondern ihre logiſche Konſequenz. Das iſt das vernünftige Herdengefühl, das in den Mietskaſernen, in den Fabriken, in den Arbeitsſälen ſich fand, großwuchs zu einem Gewächs der Weltſtädte, ohne Vaterland, ohne Glauben. Wo ſollten die auch Heimat und Vaterland her haben, ſie, die keine eigne Scholle kennen, kein eignes Haus, kein eignes Zimmer, ja vielleicht nicht einmal ein eignes Bett? Wer ſeine Heimat lieben ſoll, muß doch erſt eine haben. Wem die hundertfenſtrige, ſchmutzige Mietskaſerne oder der Schlafſaal der Baracke das Heim ſein ſoll, der muß doch laut auflachen über unſer Heimatidol. Und nun gar erſt Gott und Glauben! Wir haben ja ſelbſt kaum einen Gott, wir denken an ihn nicht, wenn es uns gut geht, trifft uns aber das Schickſal

hart, ſo knieen wir feige vor dem Gefürchteten. Das Kirchenlaufen iſt bei uns Angſt oder Mode. Und jene, die in der fünften Etage eine erbarmungsloſe Sonne ſengt, in deren Kellerwohnungen und Höfe das Licht nur als mißfarbener Strahl zu kriechen wagt — die ſollten an die gütige Vorſehung glauben, die ſie in ſchmutzigen Arbeitervierteln, in menſchlichen Bienenkörben zuſammenpfercht, und die ihnen nichts läßt als den Schnaps und das bißchen Liebe ... Es iſt ſo ſcheußlich, das einzelne auszudenken! Es muß da eine ſtagnierende Sumpfluft herrſchen, eine giftige, fieberſchwangere Atmoſphäre, wo der Verſtand ſich unheimlich raſch an dem Geſehenen ſchärft und die Laſter ſelbſtverſtändlich emporſchießen. Denn in dieſen Weltſtädten giebt's eine unheimliche Menge Gift; fein, zerſetzend bei uns, ſtickig, ekel bei ihnen. Und da iſt auch die Achillesferſe dieſer aufgeſchoſſenen Rieſen — ſie wachſen wie die Giftpflanzen und verderben ſich dabei mit dem eignen Gifte ... Seit ich jetzt den Oſten kenne, iſt mein Blick von erſchreckender Einſeitigkeit ... Gut, das Beſtehende iſt faul ... Iſt das Neue wirklich beſſer? Ich weiß es wahrhaftig nicht ... Und mir ſelbſt fehlt ... fehlt? — Das Ziel und der Glaube an das Ziel. Und wenn ich das beides nicht bald finde, ſo nutzt mir auch alles Verſtehen nichts.

Ich habe viel unnötige Zeit am Müggelſee vergeudet. Ich muß mich beeilen, wenn mich nicht der Onkel der Unpünktlichkeit zeihen ſoll, die er nun einmal nicht liebt. Ein Dampfer, der mich irgendwo am See abſetzt, ein Mann, der mir aufs umſtändlichſte erklärt, welchen Weg ich nicht gehen muß, um zu der Fiſcherhütte zu kommen; der rechte Weg aber iſt mir völlig ſchleierhaft. Doch ich finde den Weg. Vielleicht, weil ich ihn nicht ſuche und un-

entwegt meiner Naſe nachgehe durch Sand und Gras und Wald, wo die Lagerplätze der Berliner zum Aufbruch blaſen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ich nicht bei der Schleuſe Ethels helles Kleid ſchimmern geſehen hätte, und zwar dicht neben einem männlichen ſchwarzen Rock. Es erſchien wie ein Phantom und verſchwand ebenſo. Zum Nachſpionieren habe ich keine Luſt und keinen Auftrag. Die Kornblumenfee thut ja, was ſie will und was ihr das Vernünftige erſcheint. Seit heute nachmittag verdenke ich ihr die Paſſion nicht mehr ſo ganz. Wer ſchlecht behandelt wird im Leben, der flüchtet zu den ſchlecht Behandelten, und alle Enterbten ſind Brüder mit einem Heiligenſchein. Wenn's nicht eine Jugendthorheit iſt, ſo heiratet ſie eben ihren Schatz, ob er nun Jaromir oder anders heißt; nur nichts haben darf er, und lieb haben muß er ſie auch. Von den beiden Schweſtern hat ſie entſchieden mehr von der Mutter, vor allem die unentwegte Energie und die realiſtiſche Lebensauffaſſung, allem holden Charm zum Trotz. Vielleicht geht ſie auch den rechten Weg. Jedenfalls giebt's einen Mordsſkandal mit der Gnädigen, auf den ich nicht begierig bin. Entweder wird 'ne Unglückliche von neuem eingeheimſt und direkt in ein Kloſter geſperrt, oder ſie wird kühl aus dem Hauſe gewimmelt. Madame hat das Zeug, ihre eigne, ungeliebte Tochter ohne Mitleid hinter einem Zaun verenden zu ſehen. Mir thät's wohl leid um das gutherzige Ding. Aber das eigentliche Intereſſe für ſie verflüchtigt ſich bei mir merkwürdigerweiſe immer mehr. Dies Schickſal, ob gut oder ſchlimm, kommt mir ſo klein, ſo komiſch vor. Ich denke, es müßte daneben ein andres Schickſal dahergehen — groß, ſchwer, tragiſch — und das müßte das Schickſal der grünäugigen Schweſter ſein. Aſta könnte mir nie leid

thun. Zu dem Gefühle langt's nicht ... Ja, warum erſchoß ich denn eigentlich den Serner? ...

Bis zu dem Fiſcherhauſe iſt es doch weiter als ich gedacht, und der Wald wird tiefer drin ſo ſtumm und ſo lauſchig, ſo warme Sonnenlichter zucken über das dürftige Gras und möchten mich mehr hineinziehen in den Forſt, auf verſchwiegene Birſchpfade mit ſingenden Kiefernnadeln und verſchlafenem Inſektengezirp. Die Verſuchung iſt da, und völlige Einſamkeit wäre mir ein hoher Genuß nach dieſem Nachmittag. Aber ich bin eigenſinnig, ich folge einer friſchen Wagenſpur — hohe, tief einſchneidende Räder eines eleganten Wagens —, obgleich ich nicht ahne, was ein vornehmes Gefährt an dieſer miſerablen Fiſcherhütte ſuchen kann. Der Inſtinkt, das naive, gedankenloſe Kindergefühl iſt vielleicht bei allen Dingen das beſte; mich wenigſtens führt es ſicher zum Ziel. Die Monotonie der wohlgepflegten Staatswaldung, — dieſe regelmäßigen, engen, verſchwimmenden Baumreihen, dieſe kahlen, abgezirkelten Lichtungen zwiſchen den hohen, ernſten Kuliſſenſchlägen — das verliert ſich. Der Forſt wird heller, das wuchernde Unterholz dichter; der ſüße Duft blühender Lupinen kommt gezogen, dann ſchimmert es weich und gelb; es iſt ein ganzes Feld der hochaufgeſchoſſenen Schmetterlingsblütler dicht am Waldſaum. Weiterhin grünes Kartoffelkraut; laues, helles Waſſer blinkt, wohl einer der zahlloſen Landſeen des Dahmegebietes. Ein kleines Haus mit Stall und Gemüſegarten ſcheint ſich aus der ſommerlichen Flut zu heben. Ich bin am Ziel. Ich ſehe nach der Uhr. Ich habe mich ſtark verſpätet. Ausgeſchimpft werde ich alſo. Darum zaudere ich hier noch länger, gefangen von dieſem warmen, friedlichen Bilde. Die Sonne ſinkt. Die Kiefernſtämme leuchten golden, in den Wipfeln glüht's. Kein Laut.

Das Waſſer ruht wie ein großes, blinzelndes Auge, das ſchon ſchläfrig träumt von der warmen Sommernacht. Die Aalreuſen liegen bewegungslos auf der ſpiegelnden Fläche; mitten im See iſt ein Schilfeiland, die hohen Halme beben in der völlig windſtillen Luft wie träumend. Ein milder Zauber ſenkt ſich mit den Schatten auf dieſen Sonntag. Alles ſo wunſchlos, ohne Leidenſchaft, ein ſchlummerndes Genießen, ſelbſt das Fiſcherhaus ſo alt und poetiſch wie in einem Märchen oder auf einem verblaßten Bilde. Da ſchnattert drüben im Schilf eine Ente. Ein aufgeſcheuchter Flügelſchlag, ein Brodeln in den Waſſern, das mählich verſtummt, nur die Aalreuſen ſchwanken noch lange hin und her. Das paßt auch zu dem Bilde, dies aufgeſcheuchte Wildtier, damit mich die Stille nachher wieder um ſo weicher umfange. Ich bin ein großer Thor! Einen Moment bin ich's gern.

Ueber das Ufergras vor dem Hauſe gleitet ein Schatten. Ich ſehe eine Frauengeſtalt, die ein Kind an der Hand führt. Am Waſſer bleiben ſie ſtehen, eine weiße Haarſträhne leuchtet wehmütig aus ſtumpfbraunem Mädchenhaar. Die beiden ſprechen keinen Laut, ſie rühren ſich kaum, ſie träumen wohl auch. Aber wie die Frau die ſchlanke Hand auf den Kinderkopf gelegt hält — es iſt ſtaubiges, vertolltes Kinderhaar und ein gewöhnliches Kindergeſicht, aber mit dem linkiſchen Kinderreiz und einem Kinderlächeln —, da fühle ich einen Hauch von wirklichem Glück, einen ganz feinen Hauch, den ich erſt mit allen Fibern ſuchen muß. Es liegt ſo viel Güte in der Frauenhand und ſo viel Schönheit in der Frauengeſtalt und ſo viel Schickſal in dem weißen Frauenhaar... Ja, die Natur und das Weib und das Kind: iſt das Glück? Wer hätte den Philiſtergedanken mir je zugetraut — ich am wenigſten. Aber es iſt ja

Sonntag im Osten. Hier hat dieser Sonntag seinen Zauber, seinen Jugendreiz, den ich in ganz Berlin nie fand, am Müggelsee vergebens suchte — und eine Stunde weiter finde ich ihn. Giebt das nicht zu denken?... Ich will Asta Le Fort ihren Sonntag nicht stören. Der Onkel scheint noch nicht da zu sein, und sie selbst erwartet mich kaum. Ich überlege auch, ob ich nicht ungesehen wieder verschwinden soll, und will auch verschwinden und verschwinde doch nicht. Die weiße Haarsträhne hat's mir angethan, die zieht mich, ich will wissen, warum sie weiß wurde. Darum breche ich den Zauber. Ein einziger Schritt genügt schon.

„Gnädiges Fräulein!"

Und darauf wieder dieses Zusammenzucken, dieser halbe Gruß, dies Gequälte in dem grünen Auge, das mich hassen sollte und mich nur zu fürchten scheint. Gerade dieses Gequälte ist mir eine grausame Freude, ein unedles Hochgefühl, das meine Sinne peitscht. Angesichts einer That, die Guten und Bösen dieselben hergebrachten Reuegefühle entlocken soll, nur der ungesunde Kitzel und die nie beantwortete Frage: „Warum erträgt Asta Le Fort den Mann, der ihren Bräutigam kaltblütig erschoß?" Trennt und vereint zugleich auch uns seltsamerweise mein Verbrechen?

Die Stunde ist doch wahrlich nicht zu solchen Grübeleien angethan. Der in den Kiefern drüben verglühende Sonnenball, unter dem der See jetzt zu brennen beginnt, so daß der grelle Wiederschein die Augen beizt und die Schilfhalme ängstlich wogen, enthüllt doch so viel einzige Schönheit, so viel reines Licht. Ich könnte wähnen, ein ganzes Jahrtausend sei ungeschehen, an den stumm ruhenden Wassern säße noch ungeknechtet das Wendenvolk und unser Fischer hier sei einer von ihnen ... Asta Le Fort

und ich tauſchen auch kein Wort, bis über den Wald hin ein ſafranroter Schein zieht, von einer Tiefe, einer Klarheit, daß man die Nadeln der Wipfel ſpielen zu ſehen glaubt. Daß dieſer Glorienſchein auch gerade über Berlin ſtehen muß! . . . Die Natur iſt eine Komödiantin, und wo ſie am grauſamſten täuſchen will, da malt ſie am keuſcheſten. Der rote Schein verblaßt, die Waldwand färbt ſich dunkler, der See glänzt kühler. Darauf giebt's eine gezwungene Konverſation bei einem Glaſe Milch. Aſta iſt im Wagen hierher gefahren, weil die Mutter es wünſchte, des Sonntagspöbels wegen, und weil der Onkel noch bei ſeinem Kranken ſaß und darüber vergeſſen zu haben ſcheint, daß er auch mich hierher beſtellt hatte. Aſta ahnte nichts von mir, darum ſchickte ſie auch den Wagen zurück, um mit dem Onkel durch den dämmernden Forſt zu gehen. Und der Onkel kommt nicht! Ihr iſt das Warten qualvoll, mir peinlich. Bald zehn Uhr. Der rote Schein iſt ausgezogen bis zu einem froſtigen Mattlila, die Kiefern darunter ſtarren wie düſteres Mauerwerk, der See gleißt tückiſch.

„Kommt Ihr Herr Onkel überhaupt?"

„Er hat's feſt verſprochen."

„Warten wir alſo noch."

Ich würde bis zum Morgen warten, weil ich einen Nachtſpaziergang mit der Grünäugigen gar nicht wünſche. Ich ſehne mich nach dem Onkel geradeſo wie ſie. Doch wer nicht kommt, iſt der pünktliche Onkel.

So iſt die helle Sommerdämmerung niedergeſunken, die mächtigen Schatten zittern über dem tauigen Gras, dem dunkeln Wald, dem ſtummen See. Endlich gehen wir, die Grünäugige wünſcht es ſelbſt. Wir müſſen nach der Spree zu, was, wie der Fiſcher meint, das nächſte iſt, und dort

irgendwo überſetzen, irgend eine Station bei Erkner erreichen. Ich werde, wie immer, nicht klug aus dieſen detaillierten Wegſchilderungen — erſt geradeaus, dann rechts ab, dann links, aber nicht den erſten, ſondern den dritten Weg, wo die Kartoffeln ſtehen, und dann wieder rechts, und dann kommt ein Geſtell, und dann kann man gar nicht mehr fehlgehen.

Jedenfalls wandern wir ſchon eine gute Stunde der Naſe nach, weil die ſich auf dem Hinweg ſo untrüglich erwieſen hat. Das herb duftende Kartoffelfeld iſt glücklich paſſiert. Darauf ſchleichen wir auf Fußwegen; der Tau näßt meinen Lackſchuh; wo Getreidehalme mir ans Knie ſchlagen, da fühl' ich's häßlich feucht. Alle fünf Minuten konſultiere ich meine Uhr, die Spree müßte längſt in Sicht ſein. Und müde ſind wir auch ſchon ein wenig; mir deucht, daß Aſtas Schritt ſchleift. Ein ſandiger Waldſetzen liegt hinter uns. Die Kiefern malten da geſpenſtiſche Schatten auf dem gelben Grunde, jeder Baum ſchien ein lauernder Feind mit einem raunenden Gefolge unheimlicher Geſellen hinter ſich, der Fuß ſtolperte über Wurzeln. Der Menſch hält ſich in ſolchem Walde mehr zum Menſchen, der dumme Witz, der Laut der Stimme ſelbſt wäre Befreiung geweſen von einem ſchlimmen Alp, aber wir beide, die wir uns vielleicht ſo viel zu ſagen hätten, ſchleppen uns düſter und ſtumm weit voneinander hin, zwei Verbrecher, denen die That die Kehle ſchnürt ... Endlich freies Feld. Wir bleiben ſtehen, Aſta kann wohl nicht mehr. Vor uns breitet ſich ein wunderbares Bild aus: der Horizont weit, ſtumm, ein mattleuchtendes Weiß, ohne Sternenglanz, die Mondſichel ſchiebt ſich an einer Waldecke ſchmal und geſpenſtiſch in die Höhe. Feuchter Nadelduft wallt, dem ſich Getreidegeruch miſcht, über uns zieht eine

Nachtſchwalbe wie ein Schemen. Vor uns das Aehrenfeld, graugrün, ſchimmernd, unter dem Nachthauch ſchläfrig ſchwankend, Welle auf, Welle ab, bis das Wogen in der Dämmerung verſchwimmt; wo der bleiche Mond eine Klatſchroſe küßt, leuchtet es im weichen, träumeriſchen Rot auf, die blauen Kornblumen nicken. Ich ſehe die tauſchweren Häupter des Korns zittern, jedes einzeln, ſcharf umriſſen. Das iſt auch ein Volk, ein ſtachelbewehrtes, vielköpfiges, neidiſches — und doch gleich! Dem Thoren ſcheint's gleich, weil all die Halme dieſelbe Sonne küßt, derſelbe Regen nährt, derſelbe Wind zur Zeit des Blühens koſt. Aber wer beſſer hinſieht, dem geht's auf, wie engherzig ariſtokratiſch die große Natur auch hier iſt. Nirgends Gleichheit, Ruhe, Genießen! Ueberall der Kampf, das Emporſtreben der ſtarken Halme über die ſchwachen, das erbarmungsloſe Niederdrücken, der Neid um Sonne und Licht — und unten das gierige Aufſaugen der Feuchtigkeit von den ſtärkeren Wurzeln, das Vegetieren der ſchwächeren — überall das rückſichtsloſe Emporwuchern der Kraft neben dem ſtummen Siechen, dem ruhmloſen Vergehen der Kraftloſen. Und die Sonne ſieht täglich heißlächelnd auf den Kampf und gönnt ihren Segen nur den Starken, Lichtfrohen und tröſtet die Schwachen nicht, obgleich ſie doch alleſamt ihre Kinder ſind ... Ja, die Natur heißt Kraft und Kampf! Die Maſſen ſind eigentlich nur da, damit ihre Häupter recht gedeihen.

Die Grünäugige mag ganz anders denken, doch träumt ſie auch. Sie beugt ſich nieder, eine Kornblume zu pflücken, dann läßt ſie den rauhen Blumenſchaft wieder fahren, aus Mitleid vielleicht. Ich ſelbſt liebe abgepflückte Blumen gar nicht, aber ich pflücke doch die nächſte und reiche ſie ihr. Sie nimmt ſie, ohne hinzuſehen, und dankt. Als wir weiter-

gehen, läßt ſie die Blume ins Gras gleiten. Seltſames Geſchöpf!

Die beiden Einſamen wandern weiter. Jetzt läßt uns der Wald nicht mehr los. Er iſt kühl und dunkel und atmet ſchwer. Das tote Karlchen würde mich um dieſen Spaziergang beneiden, der ihm nie beſchieden war. Mir iſt er beſchieden, und er macht mir nur Qual. Warum überhäuft mich das Mädchen nicht nach Weiberart mit Vorwürfen, weil ich ſie falſch geführt? Warum geht ſie ſtill neben mir her, obgleich es ihr ſchwer wird? Mir ſind die Füße auch merkwürdig ſchwer, der Lackſchuh brennt. Die menſchliche Drohne mit ſo wenig Widerſtandsfähigkeit hat ſo viel Exiſtenzberechtigung wie dieſer thörichte Lackſchuh, der durchweicht iſt vom Tau.

Während mir dieſer Tag an Erfahrung ſo viel gegeben hat — zuletzt auch das ſchimmernde Aehrenfeld, damit ich die ganze Hohlheit meines früheren Lebens begreife und doch wieder die Kraft wachſen wähne, weil ja auch ich zu etwas in dieſem großen Haushalt beſtimmt ſein muß —, iſt der königliche Nacken neben mir gebeugt. Hebe dich, königlicher Nacken, ich will's! Denn du biſt königlich, biſt rein, wie wenig ich auch begreife, daß du dich freiwillig zu dieſem Serner erniedrigen wollteſt — und ich bin doch weiter nichts als ein Laffe, denn was mich zum ganzen Menſchen machen könnte, das ahne ich erſt jetzt, wo es unwiderruflich zu ſpät iſt . . . Das Waldesdunkel dauert nicht ewig, und das iſt gut; einer von uns müßte ſonſt zuſammenbrechen am Ende ſeiner Kraft, und ich weiß nicht mal, wer der erſte ſein würde und was dann geſchähe. Die Kiefernkronen werden lichter, ein blaſſer Waſſerſpiegel blinkt, drüben ein grauer, verſchlafener Kirchturm, ein totes Bauerndorf in ſchwüler Sommer-

nacht gebettet. Aber hüben und drüben Sumpf. Die Spree liegt vor uns, ein bleisilbern Wasserband, in dem breite, grüne Blätter treiben und weiße Seerosen leuchten. Es ist der Einfluß in den Müggelsee, dessen Flut von links durch die Stämme glitzert. Von einem Fährboot keine Spur, so scharf ich auch spähe. Ich rufe: „Fährmann!“ — und es hallt über die Wasser; aber keine Antwort. Endlich sehe ich etwas Rotes, entweder eine neue Boje oder das Signallicht eines Vergnügungsbootes. Es muß übrigens ein Boot sein, denn der Reflex liegt unruhig flimmernd auf dem Wasser. Jedoch die Leute darin hören mich nicht oder wollen mich nicht hören. Wir müssen näher an den Fluß. Der Sumpf berührt zwar schon unsern Fuß, dennoch müssen wir tiefer hinein. Ich gehe vorsichtig prüfend voran, unter dem Lackschuh schwankt's unsicher, dann wieder ein Wasserloch, in dem es brodelt, als ich den Fuß aus dem zähen Grunde ziehe. Die Grünäugige folgt auch, und dasselbe Schwanken, dasselbe Brodeln in dem tückischen Sumpf. Aber sie sagt kein Wort; ich könnte ihr auch nicht helfen. An Umkehr denken wir beide nicht, so heimtückisch auch die Spree blinkt und so gespenstisch das Schilf auch rauscht. Jeder weitere Schritt ist ein kleines Wagnis, und in der Nacht scheint auch das gefahrlose Moor schaurig. Das warme Sumpfwasser saugt dabei so gierig. Es wird wirklich gefährlich. Wenn ich Asta tragen würde? Das wäre ein Wahnsinn auf solchem Grunde, außerdem würde sie es nie zulassen. Das rote Licht lockt uns immer weiter, der Wasserspiegel des Flusses glänzt schon ganz nahe aus dem Schilf.

Jetzt rufe ich wieder: „Ist das ein Boot?“

Erst ist die Antwort ein Kichern, und Männer scheinen halblaut Zwiesprache zu halten. Endlich: „Ja, det ist 'n Boot.“

„Können Sie uns nach der Friedrichshagener Brauerei fahren?“

Pauſe. Ueberlegen. „Wat wollen Se denn jeben?“

„Was Sie wollen.“

„Sind Ihnen zwanzig Mark zu ville?“

„Nein.“

„Wer ſind Sie denn eijentlich?“

„Das kann Ihnen ja gleichgültig ſein, wenn Sie nur Ihre zwanzig Mark kriegen!“

„Na, na, man nich den Bramſigen ſpielen!“

„Ja, wollen Sie, oder wollen Sie nicht?“

Wieder Kichern — lange Pauſe. „Ja, unſertwegen. Wenn Se ſich recht dünne machen können uf de Bank.“

„Ich habe aber eine Dame bei mir.“

„Un wat for eene! Det ſehn wir ja ſchon lange.“

„So kommen Sie alſo näher 'ran!“

„Det können wir eben nich, verehrter Herr. Wir haben nämlich en ſchweres Kielboot, un wir ſäßen ſofort uff 'n Jrunde feſt. Waten Se man durch! Verſaufen wer'n Se ſchon nich, wenn Se ſchwimmen können.“

Es ſcheint alſo nicht gerade die erſte Geſellſchaft Berlins zu ſein. Ich ſehe mir Aſta noch einmal daraufhin an; ſie iſt ziemlich fertig, ſo ſehr ſie ſich auch zuſammennimmt. Weit, weit drüben grüßt ein Lichtermeer vom Müggelſchloß, bis zu dem im rieſigen Bogen die dunkle Waldlinie den See entlang zieht. Ein unſicherer Weg von mindeſtens zwei Stunden — oder durchwaten? Ich hielte den Weg wohl noch aus, aber die Grünäugige . . .

„Wollen Sie wirklich in das Boot, gnädiges Fräulein?“

Sie ſagt ſofort ja, die Gegenwart andrer Menſchen erſcheint ihr Befreiung.

„Dann alſo en avant, aber ich muß Sie tragen.“

„Nein!“

„Durchzuwaten, gnädiges Fräulein, wäre lächerlich und unpaſſend.“

„Nein!“

Aber der Oſten haßt Zimperlichkeiten, und ich haſſe ſie heute auch. Die Grünäugige kann ja im Augenblick, wo ſie auf dem Boot iſt, vergeſſen, daß ich ſie trug, wie ich das auch vergeſſen werde. „Gnädiges Fräulein, ſeien Sie verſtändig!“

„Herr Graf, laſſen Sie mich!“ Das iſt nicht das rechte Drohen, das iſt etwas andres noch — auch nicht Angſt allein . . . Und da berühre ich ihre Taille, leicht, geſchmeidig, wie man ſeine Dame beim Tanz faßt. Sie zuckt im Augenblick zuſammen — zittert.

„Graf Carén!“ Es iſt ein leiſer Schrei — ſo merkwürdig weh. Aber gerade dieſer Ton elektriſiert mich. Ich kann ſie nicht mehr loslaſſen, ich packe ſie feſter, hebe ſie auf. Sie wehrt ſich nicht, läßt's kraftlos geſchehen, nur den Kopf mit den geſchloſſenen Augen wendet ſie weit weg. — Es iſt ein kurzer Weg auf ſandigem Grunde; das ſchwarze Waſſer geht mir bis übers Knie, und eine Seeroſe zerrt mich. Ich jedoch fühle es kaum. Ich fühle nur das Zittern der Frauengeſtalt — dies unverſtändliche Zittern. Es iſt das Grauen vor meiner That, und doch wieder ein andres Grauen. Das Blut ſteigt mir heiß zu den Schläfen, ich preſſe die ſchönen Glieder feſter. Der Lebemann hat damit nichts zu thun. Aber als uns die Leute ins Boot helfen, da tanzen mir wie im Rauſch Lichter vor den Augen. Warum zitterteſt du, grünäugige Aſta? Ich zitterte nicht, und doch ſchoß mir während des Watens der Gedanke durch den Kopf: Welch teufliſche Ironie liegt doch über dieſem ganzen Tage. Ich trage die Braut eines Mannes in meinen Armen —

einen zitternden Körper — und ich erſchoß dieſen Mann nur deshalb, weil ich einen einzigen Händedruck ſah. Und ſie weiß es — und ſie wehrt ſich jetzt nicht! . . . Zittert ſie vor mir oder vor ſich? Hat ſie ein Verbrechen auf dem Gewiſſen, das ſie ſchwach macht gegenüber dem größeren Verbrecher — oder iſt's der Mann . . .

Die guten Leute im Boote wollen ſich über die Expedition totlachen. Es iſt eine vergnügte Pfandleiherfamilie, deren Segelboot auf der Spree der Wind ausgegangen iſt, und die ſich nun über den Müggelſee pätſcheln muß oder auf einen Extradampfer warten, der vielleicht erſt in Stunden aus Erkner kommt. Meiner Doppelkrone zuliebe thut ſie das erſtere. Ich weiß von der Fahrt wenig. Sie war lang und ſtumm, und neben mir ſchlief ein halbwüchſiger Bengel. Auch Aſta ſaß mit geſchloſſenen Augen, doch ſchlief ſie nicht. Und ich ſchlafe auch nicht. Ich höre nur die ſchwarzen Waſſer unter dem Ruder gluckſen, zuweilen brodeln, ziſchen. Die ganze gewaltige Seefläche hat etwas Tiefes, Ahnungsvolles. Der Horizont liegt ſilbrig und verſchwommen, der Neumond blinzelt auf der Flut. Ich habe Sommernächte nie in ſolchen Situationen zugebracht, am wenigſten im Oſten. Darum ſchwebt wohl für mich über dieſen Waſſern ſo Eignes. Die ſchweigende Sommernacht brütet und bedrückt das Waſſer, und durch die Stille geht ein geheimnisvolles Weben. Liegt ſolch Geheimnis immer ahnungsvoll zu ſolcher Stunde über tiefen, dunkeln Waſſern, weil die Nacht den Morgen wittert? Der Morgen iſt ja noch weit, ſo verheißend auch der Horizont im Weſten leuchtet. Und wie ich die Hand durchs laue Waſſer ziehe, da kriecht mir ein häßliches Gefühl die Nerven empor, und wie eine große Blaſe an dem Steuer aufſteigt, zerplatzt, da iſt's, als braute die Tiefe unten noch

Geheimnisvolleres, noch Verschwiegeneres. Gutes ist's nicht!

Das sind eben so Stimmungen. Bei dem eintönigen Ruderschlag werde ich allgemach schläfrig, der See ist ja endlos. Ich denke, wie schön es sein müßte, wirklich zu schlafen und schlafend in den stummen Wassern zu versinken auf Nimmerauftauchen. Da spielen gelbe Lichter über das Wasser; ich höre verschwommene Musik und Menschentosen. Die Sozialdemokraten feiern noch ihr Fest, die Dampfer mit den bunten Signallaternen liegen unbeweglich im See ... Wir streichen an den Ungetümen vorüber. Dann ruht ein Ruder, das Segelboot wendet im Spree-Ausfluß. An derselben Stelle, von der ich heute nachmittag ausgezogen, steigen wir ans Land. In dem Brauereigarten pokulieren sie auch noch; ein riesiger Mann in einem Lawn Tennis-Anzug hält eine Rede, und eine Frau in elegantem Strandkostüm, das Gürtelschloß brillantenbesetzt, lacht dazu — er spricht falsch, und sie lacht gewöhnlich. Das ist der Osten. Unsre Schiffer nehmen gern die Doppelkrone Fahrgeld, obgleich Besitzer seetüchtiger Vergnügungssegelboote doch nicht auf solche Einnahmen angewiesen sein können. Der schwarzbärtige Mann will mir als Dank noch erzählen, wie er einmal quer durch die ganze Müggel geschwommen sei. Ich aber lehne ohne Dank ab.

Asta und ich sind wieder allein. Sie hatte auch keine Neigung zu einem Imbiß im Brauereirestaurant. Bis nach Köpenick müssen wir uns schon noch durchstümpern; dort bekomme ich sicher einen Wagen. Aber bis dahin ist's noch ein langer Waldweg auf weißer Chaussee. Die Kiefern starren mißmutig, düster, unter den Kronen liegt die Luft staubig, schwül, Mücken summen. Ueber Hirschgarten müssen wir auch. Ich hätte es gern vermieden. Aber es

iſt wenigſtens keine ſchweigende Expedition mehr. Wir ſprechen Gleichgültiges und ſprechen viel. Und je näher wir Hirſchgarten kommen, um ſo ſchneller, nervöſer wird unſre Unterhaltung. Wir ſprechen ja nicht füreinander, wir ſprechen jeder für ſich, nur um über den Punkt wegzukommen, wo mein Wagen damals einbiegen mußte zum Duellplatz. Auch mir iſt der tote Serner nichts Angenehmes, gerade weil ich mit dem Mädchen zuſammen bin, das ich doch nie begreifen werde.

Es iſt ſonderbar, wie unſinnig ſchnell man auch im langſamſten Tempo zu einem Punkt gelangt, zu dem man überhaupt nicht gelangen möchte. Und gerade, wo die Unterhaltung am intenſivſten ſcheint, da bricht ſie mit einem Ruck ab. Da leuchtet auch ſchon aus ihrem grünen Park die weiße Villa, und da iſt auch der dunkle Weg, in den Tweſten und ich hineinfuhren — wie ich lange da hinſehe, glaube ich auch etwas Rieſiges, Schwarzes auf dem Sande ſchwanken zu ſehen, unſern Landauer — ja mir iſt's, als fühle ich das Rütteln der Wagenfedern bis hierher. Aſta geht langſamer . . . langſamer . . . ſie ſchüttelt ein Grauen, als wenn ſie an dieſem Landauer nie vorbeikommen könnte, den doch nur allein meine Phantaſie ſieht. Und plötzlich bleibt ſie ſtehen, den ſtarren, toten Blick der grünen Augen unverwandt auf den dunkeln Seitenweg gerichtet.

„Gnädiges Fräulein, kommen Sie doch!“ . . . Da zittert ſie ſtärker, der ganze Körper bebt in Grauen, ſie fährt mit beiden Händen nach den Augen. Ich liebe Weiberthränen nicht, weil ſie faſt immer wertlos ſind oder falſch. Das ſind auch nicht die Thränen, das iſt ein qualvolles Schluchzen, ein Krampf, in dem übermäßige Selbſtbeherrſchung niedergerungen wird.

Ich ſollte ſchweigen, mich von dem Mädchen takt-

voll abwenden, das auf einem Chauſſeeſtein ſitzt und weint — und ich trete ganz nahe zu ihr heran und frage thöricht: „Warum weinen Sie?“

„Laſſen Sie mich!“

„Iſt's ſeinetwegen?“

„Das wiſſen Sie doch!“

„Stand er Ihnen wirklich ſo nahe?“

„Ich war mit ihm verlobt — das wußten Sie auch . . .“

„Und wenn ich's gewußt hätte?“

„Laſſen Sie mich!“

„Liebten Sie ihn denn wirklich? . . .“

Und da ſpringt ſie auf und ſchüttelt ſich: „Nein, nein, nein!“

Das wird durch die Zähne gepreßt aus heiſerer Kehle. Sie will's ja nicht ſagen, und ſie ſagt's doch.

„Wenn Sie ihn nicht liebten, was bereuen Sie dann? Es giebt doch ſonſt nur einen Schuldigen — der bin ich. Und wenn ich ehrlich ſein ſoll, mir thut's nicht ſo leid wie Ihnen.“

„Nein, nein . . . was wollen Sie eigentlich mit mir, Graf Carén? . . . Gehen Sie doch, gehen Sie doch! . . . Sie brauchen ja nicht zu bereuen, Sie haben ihn ja gar nicht getötet — ich war es — ich!“

„Sie ſprechen in Rätſeln, gnädiges Fräulein . . .“

„Gott ſei Dank! . . .“

Es war ein thöricht Geſpräch und eine thörichte Stunde und ein thörichter Ort. Ich will alles vergeſſen. Kann ich's? Ha! — Wenn ſie ihn nicht liebte, warum opferte ſie ſich im königlichen Mitleid? Liebte ſie vielleicht einen andern, und das wurde ihr zu ſpät klar, oder wurde ſie nicht wieder geliebt? Wer kann dieſer andre ſein? . . . Warum beichtet ſie *mir* ihre Schuld, die ſie niemand anders gebeichtet? . . . Ich möchte den andern wohl kennen — ich möchte ihn doch nicht kennen . . .

Fünftes Kapitel.

Später erwische ich einen Kremser, der mich zur Onkelvilla bringt; Asta wünscht gerade dieses Ziel. Aber weiß sie überhaupt, was sie heute eigentlich will?

Die Villa ist dunkel. Doch von der Terrasse her schimmert gedämpftes Licht durchs Gebüsch. Als die Hofthür knackt, schlägt der Hund dumpf an ... Ein heller Aufschrei aus Frauenmunde — eine bebende, schlanke Gestalt — es ist Madame Le Fort mit einem fast irren Aufleuchten tödlicher Angst in den leeren Augen, als sie mich allein erblickt, weil der Schatten der Thür die Tochter verbirgt.

„Wo ist Asta?"

„Hier bin ich, Mutter!"

„Gott sei gedankt, daß ich dich wieder habe!" Die Mutter umarmt die Tochter und drückt und preßt sie. Es ist nicht die Affenkomödie der Mutterliebe, es ist das Innerste, Beste, Eigenste, das die Dame mit der charakterlosen Linie in diesem Moment unverhofften Wiedersehens hergeben muß, sie kann nicht anders. Es ist ein Gefühl, so wahnsinnig heiß, so fanatisch, daß die Tochter sich wegwenden muß, weil sie unter der Glut fast verbrennt, und wiederum so krank, so pervers, daß mir vor solcher

Mutterliebe graut, die alles, alles andre zur Schlacke brennt. Die zarten Frauenhände zittern noch unter der Bewegung nach, als das Herz schon lange wieder vom Kopf bezwungen ist, und die erlöschende Flamme in den Augen flackert noch, und die Stirn vibriert noch. Sie hat so unaussprechliche Angst gehabt um die Einzige, und sie dankt darum dem Mann, der sie ihr wiedergegeben, beinahe rührend. Der Kutscher ist erst vor einer Stunde zurückgekommen; er behauptet, er habe sich verfahren, doch die ausgepumpten Trakehner, denen noch jetzt unter den Decken die Flanken schlagen, und die blöden Augen des Trunkenen sind Erklärung genug. Die ganze Familie hat den Sommerabend beim Onkel verbringen wollen, einem plötzlichen Impulse von Madame folgend, die stets für ihre Asta bangt. Auch die Blonde ist zugegen und beantwortet die Frage, wo sie bis zur sinkenden Nacht gewesen, mit einer so durchsichtigen Lüge, daß ich innerlich die Achseln darüber zucken muß; der Onkel hat sich's natürlich bei seinem Kranken wohl sein lassen, weil es dem erträglich geht. Ich selbst laufe mit stark durchnäßten Beinkleidern umher und gänzlich formlosen Lackschuhen. Der Onkel bot mir seine Garderobe an, aber ich habe ein unbesiegbares Grauen vor allen fremden Männerkleidern.

Während die Familie Le Fort, das Nilpferd an der Spitze, in der Veranda Kriegsrat hält und Asta in einer Mansarde fünf Minuten lang ausruht, präpariert der Doktor Lister eine Bowle, eine mörderische Mischung, halb Sekt, halb Rotwein mit einer Flasche uralten Johannisbergers, als Schrittmacher für eine sehr schneidige Pace. Ich sehe blinzelnd zu, wie der weiße Champagnerschaum in den funkelnden Burgunder gischtet ... Viel Schaum! Das könnte man mir einmal aufs Grabmonument schreiben, dicht neben unserm stolzen Wappenspruch:

Semper jubeas. — Dieſe Bowle nach Mitternacht iſt eine verrückte Idee. Freilich, die Sommernacht iſt hier lau und windſtill, und die Mücken ſpielen. Für den Doktor bedeutet außerdem dieſer Junitag noch etwas Beſonderes, die Erinnerung an eine denkwürdige Zeit, wo er in Indien einen Deutſchen und einen Freund zugleich fand. Mich intereſſiert dieſer Freund vorläufig noch nicht. Ich wäre viel lieber allein. Darum rede ich Gleichgültiges. Ob die Familie Le Fort regelmäßig jeden Sonntag hier ſei, der Herr Schwager auch?

Der Onkel hält beim Eingießen inne, und eine gewiſſe Kälte macht das warme, grüne Auge plötzlich ſcharf, aber traurig auch. „Sie fragen, ob meine Verwandten oft kommen? Warum fragen Sie eigentlich? Sie wiſſen das doch genau! . . . Wir beide haben uns ja der gegenſeitigen Phraſe entwöhnt. Tippen Sie alſo nicht gedankenlos auf den wunden Punkt! Sie haben ſonſt Gedanken genug und haben es längſt 'raus, daß ich immer erſt in eine Wüſte gehen muß, um Menſchen für mich zu finden . . . Mein Schwager Le Fort kommt ſelbſtverſtändlich faſt nie und meine Schweſter nur, wenn ſie etwas will. Das iſt nun einmal nicht anders, und der Wahrheit die Ehre, ich möchte auch nicht, daß es anders wäre . . . Ich habe mit den Leuten nichts zu reden, abſolut nichts! Das iſt wohl meine Schuld. Aber kann ich mich als alter Menſch noch ändern? . . . Ja, wenn ich noch jung wäre wie Sie . . . Sie ſind nämlich noch jung, mein lieber Graf, was Sie mir auch dagegen einwenden mögen, und Sie werden eines Tages dieſe Jugend brauchen, vielleicht noch heute, wer weiß das! Gerade im Moment haben Sie etwas in Ihrem Auge, was ſehr jung iſt. Ich weiß nicht, warum, aber es freut mich für Sie . . . Uebrigens, wenn ich mich auch im

Sinne der Familie Le Fort ummodeln könnte, ich möcht's doch nicht! ... Schon wegen dieſer Ehe ... Sehen Sie mal, die beiden Leute ſind zuſammengelaufen und bleiben zuſammen und werden ewig zuſammen bleiben — nicht aus Liebe, Gewohnheit, Freundſchaft — ſondern nur darum, weil ſie abſolut nichts gemein haben. Der eine lebt nur für ſeine Spekulation, die andre nur für ihre Tochter. Er hat ſie geheiratet, weil das nun mal zum Geſchäftsmann gehört, und weil ſie immer hübſch und chic war; ſie nahm den Mann ohne Bedenken, weil ſie nichts hatte und es nachgerade ſatt bekam, bei einem unverheirateten Bruder Haushälterin zu ſpielen. Mir ſelbſt war ſie ſchon als Schweſter zu klug und zu vernünftig; kein Schatten von Zuneigung für irgend etwas oder jemand. Das rächt ſich jetzt ſchwer ... Woher haben eigentlich dieſe Menſchen nun dieſe beiden grundverſchiedenen Töchter? Ich frage mich angeſichts der beiden Mädels immer: Giebt's überhaupt eine Vererbung? Es kann eben nur ein Ueberſpringen dieſer Generation ſein; die Natur leiſtet ſich manchmal den Scherz und läßt Triebe und Eigenſchaften ſcheinbar ſchlummern, damit ſie, um ſo ſtärker geworden, bei dem kommenden Geſchlecht erwachen. Aſta iſt die ſcheinbar ruhige und dabei doch die zerriſſene Natur — und Ethel iſt die ſcheinbar nervöſe und dabei ganz geſchloſſene Natur. Meine Schweſter hat ſich gegen dieſe zweite Tochter gewehrt — und wollte und wollte ſie nicht! Gott weiß, warum. Das iſt etwas Unnatürliches, dem wunderbaren Mutterinſtinkt diametral Entgegengeſetztes, ja Krankhaftes, aber es iſt! Helfen iſt nicht. Die beiden Menſchen haben ſich gehaßt, ſchon ehe ſie von ihrer Exiſtenz wußten. Es mag eine Abneigung gegen den Mann dabei ſein, irgend ein düſteres Moment in dieſer

Ehegeſchichte die Rolle ſpielen. Mir iſt es ſo ſchrecklich, ſo unbegreiflich! Man kommt da zu den Nachtſeiten der menſchlichen Natur, die keine Wiſſenſchaft je erhellen wird. Da iſt die Wiſſenſchaft ſo klein und unſicher tappend wie überall, wo ſie mit der Hypotheſe arbeitet. Ach, es iſt vielleicht gut, daß es keine Röntgenſtrahlen für das Gefühl giebt! Mir graut, je länger ich mich mit ihr beſchäftigt habe, doch zuweilen vor dieſer Natur, die Gut und Böſe kaum ſondert, die unbedingt geſunde Zelle neben die unbedingt kranke ſetzt, mit einer ſo dünnen Scheidewand, daß es nur des kleinſten Anſtoßes bedarf, und die beiden fließen ineinander. Im Kampfe iſt das Böſe dabei immer das Mächtigere, weil es rückſichtsloſer und heimtückiſcher iſt. Ganz böſe Menſchen giebt's vielleicht —, aber giebt's einen ganz guten? Undenkbar . . . Es iſt vielleicht auch bloß die Art unſers Sehens, über die die Natur lächelt, entweder, weil ſie ſelbſt keine Seele hat oder eine ganz unbegreiflich große . . . Ich perſönlich bin ja ſo ein unglaublicher Schwächling, daß ich, der ich immer nur das Ganze, ob gut oder böſe, lieben möchte, weil's das Schaffende iſt, doch nur das Halbe liebe, weil's mir ſelbſt am meiſten entſpricht. So ſind wir ja alle, wir Modernen. Vom großen Uebermenſchen ſprechen wir, und mit dem ſchwachen Halbtier fühlen wir. — Soll ich Ihnen etwas recht Häßliches ſagen, Graf Carén? Ich habe Sie gern, weil Sie ſo ein rettungsloſer Halber ſind, der frühmorgens beim Aufſtehen nie wiſſen kann, ob ihm der Tag eine gute oder böſe That beſcheren wird. Ich liebe die Menſchheit ſehr, nicht weil ſie ſtark, ſondern weil ſie ſchwach iſt. Da haben Sie das ganze Geheimnis aller Philanthropie: Erkenntnis der eignen Schwäche und darum Mitleid für die fremde . . . Da kommt übrigens ſchon einer, der

uns nicht zu hören braucht, weil er uns doch nicht verstehen könnte . . ."

Es ist Herr Le Fort mit seinem Stiernacken und seiner Schifferpfeife, den ich seit undenklichen Zeiten nicht gesehen habe — spuckt auch gleich in den Fluß. Das Spucken ist eigentlich der ganze Kerl! Die andern folgen in Abständen. Die blonde Ethel mit einem schnippischen Gesichtsausdruck, als wenn sie sagen wollte: Ihr könnt mir sämtlich gewogen bleiben — zuletzt Mutter und Tochter, eng aneinander geschmiegt, die Hände um die Taillen geschlungen wie zwei Schwestern . . . Warum kommt die Grünäugige! Ich rief sie nicht.

Die Gnädige hat sich völlig erholt. Wir sitzen jetzt auf der Terrasse. Die schwarze Spree flutet stumm. Zuweilen zuckt's tückisch in den Wassern auf, ein böser, schillernder Blick; dann schwappt eine Welle, aus der Tiefe brodelt's, Wasserblasen steigen auf und zerspringen; es ist so ein feiner, fremder Ton. Im Ufergebüsch raunt's. Unwillkürlich rückt die Blonde von der Spree weg, als wenn aus diesem verschwiegenen märkischen Sumpffluß sich häßliche Nixenarme recken könnten, das junge Leben in die Tiefe zu ziehen auf Nimmerwiederkehr. Aber die Spree ist nur müde, das Brodeln ist nur Traum, das Säuseln im Fliederbusch auch. Die Kiefern drüben steigen gespenstisch in die Höhe. Darüber legt sich der weiße Dunsthimmel, Sterne flimmern unsicher, die Mondsichel schaut fahl. In solcher Sommernacht soll man schweigen und horchen. Wenn die Natur so im Traum liegt, trifft jeder Laut die Nerven, so daß wir die Schlummernde verstehen; da ist auch sie im Zauberbann und darf nicht lügen — und was sie verschlafen raunt, das ist Wahrheit. — Madame Le Fort versteht die Sommernacht nicht. Ich möchte sie verstehen,

darum thut mir dieſe helle Frauenſtimme jetzt faſt weh.

„Sag mal, Henri, wie iſt doch eigentlich die Geſchichte mit deinem deutſchen Freunde? Du haſt ſie mir ſo oft erzählt, und ich habe ſie immer wieder vergeſſen."

„Das glaube ich dir gern, liebe Claire; warum ſoll ich ſie übrigens nicht zum hunderteintenmal erzählen? Es war einmal ein Mann — in Indien — in einer Sommernacht . . . Das klingt wie ein Märchen . . . Iſt's dir nicht ſchon langweilig, Claire?"

„In dem Tone allerdings, lieber Henri."

„Aber ich möcht' es gerade in dieſem Tone hören, Herr Liſter," werfe ich ein.

„Dann alſo bitte, lieber Henri, in dieſem Ton!"

Der Doktor zieht an ſeiner Zigarre, bis ſie dunkel glüht. „Es iſt alſo verſchiedene Jahre her, und wir waren zwei. Er war ein deutſcher Freiherr, und wir ſahen uns überhaupt zum erſtenmal. Mir gefiel er im Anfang nicht: ein hartes, häßliches Geſicht, noch jung, aber vom Leben zerfetzt. Wir hatten uns eine Bowle gebraut, weil uns der Zufall in dasſelbe kleine Neſt zuſammengeführt hatte. Den Sekt und den Rotſpohn hatte ich gemiſcht, die Flaſche uralten Rheinweins gab er, obgleich er ſie mit Gold aufwiegen mußte. Erſt ſprachen wir engliſch über Krankheiten, wir waren ja beide Mediziner. Da hielt er plötzlich ein. ‚Iſt es Ihnen recht, wenn wir deutſch ſprechen?' — ‚Gewiß — aber warum?' — ‚Das will ich Ihnen ſagen. Heut iſt irgend ein Geburtstag, und der Rheinwein macht mich auch verrückt. Ich ſterbe faſt vor Heimweh. Sie werden das von einem Deutſchen draußen nicht verſtehen, aber ich bin nun einmal ſo.' — Da that ich ihm den Gefallen. Wir ſaßen zuſammen

bis zum frühen Morgen. Die Bowle trank er faſt allein; ihm that's nichts, er war der Mann danach. Er ſprach auch von ſeinem Leben ohne Bedauern, hart gegen ſich. Sie hatten ihn in der Heimat zerzauſt, zerriſſen — er ſelbſt ſein ſchlimmſter Feind — jeder andre hätte ſich verblutet dabei. Aber er kämpfte ſich durch mit zuſammengebiſſenen Zähnen und mit einer eiſernen Fauſt. Wie er ſo erzählte, da lagen die Schatten düſterer auf ſeinem Geſicht, die Falten tiefer. Das Erlebte zog mich nicht. Doch dieſer eiſerne Burſche, der mit dreißig Jahren ſo ziemlich alles hinter ſich hatte und alles verachtete, war ſeltſamerweiſe ein Kind, wenn es ſich um ſeine Heimat handelte. Dieſe Heimat hat ihm ſicher viel mehr genommen als gegeben, dennoch hätte er ſich für ſie in Stücke reißen laſſen. Ich kenne viele Menſchen mit dem kleinen weinerlichen Heimweh; bei ihm war's das große, echte, unter dem auch der Starke ſtöhnt. — Wir ſahen uns übrigens nur dreimal im Leben, weil er in Niederländiſch-Indien ſtationiert war und ich in unſern engliſchen Kolonien, doch mit dem einen Mal ſchon hatte er's mir angethan. So ein ſtarkes Gefühl erwärmt auch andre — mich wenigſtens hat's erwärmt. Dann wurde mein Freund krank, diesmal nicht Heimweh, ſondern die Tropen hatten ihn mitgenommen, und er wollte auf ein Jahr nach Deutſchland zurück. Ehe er abfuhr, ſchrieb er mir noch ein paar flüchtige Zeilen: ‚Wie ich mich auf Deutſchland freue! Dennoch, glauben Sie mir, ängſtige ich mich auch vor der Heimat. Sie hat mir noch nie Glück gebracht, nun giebt ſie mir vielleicht den Gnadenſtoß. Gleichviel . . . ſchon in der Heimat ſterben zu dürfen — welches Glück! . . . Das ſind übrigens Seifenblaſen. Ich ſehe Sie auf alle Fälle nach zwei Jahren in unſrer Juninacht wieder. Ver-

geſſen Sie die Flaſche Rheinwein, bitte, nicht . . .‘ Ich habe ſie auch nicht vergeſſen. Wer aber nicht kam, das war mein Deutſcher. Die böſe Ahnung hatte ihn doch wohl nicht betrogen. Seitdem braue ich mir immer an dem Tage die Bowle und hege die leiſe Hoffnung, er könne doch plötzlich aus dem Gebüſch hervortreten mit ſeinem verwitterten, verſchloſſenen Geſicht und wie damals zu mir ſagen: ‚Wollen wir nicht deutſch ſprechen? Ich ſterbe faſt vor Heimweh.‘ — Haben Sie übrigens keine Angſt, er kommt nicht. Und eigentlich ſeinetwegen hat es mich nach Deutſchland gezogen. An dem Lande, das ein harter Menſch wie er ſo heiß lieben konnte, muß doch etwas Beſonderes ſein. Es iſt auch was dran an dem Lande. Ich bereue es nicht.“

Das Nilpferd und die Gnädige ſehen ſich an, die verſtohlen flimmernde Ironie im Blick — ſie verſtehen dieſen großherzigen Thoren nicht. Aſta ſtarrt auf den Fluß, die Blonde baumelt mit den Füßen. Mich berührt's tief. Das iſt die Saite in meinem Weſen, nach der ich den ganzen Tag blind taſtend ſuchte. Jetzt klingt ſie an. Ihr Ton iſt mir Befreiung. Das kranke Heimatgefühl, deſſen ich mich in Klein-Machnow beinahe ſchämte, heute empfinde ich es als das geſunde, rettende . . . Nicht der preußiſche Helm, nicht die brandenburgiſche Königstreue, nicht einmal die reine Vaterlandsliebe werden den gewaltigen Anprall unverſehrt beſtehen, ſondern das kleine, egoiſtiſche Heimatgefühl; die eigne Scholle, in der alle kleinen Wurzeln unſers Weſens haften, wird der Anker ſein, an dem der Sturm der fremden Ideen rütteln wird, ohne ihn losreißen zu können. Die ſtarke Kette ſprengt der große Ruck, an den tauſend kleinen, verſchlungenen Fäden erlahmt ſeine Kraft. Die kleine Heimat, die eigne Scholle, und was ſie uns mitgiebt: das iſt's. Mögen ſie

das Gefühl minderwertig nennen, ſolchen Widerſtand engherzig: dies kleine Heimatgefühl, auf dem eine ganze Welt ſich aufbaute, muß doch einen wunderbaren Kern haben, denn immer blieb es ungebrochen, wo die großen Gefühle wankten, die Burgen der Vernunft, des Glaubens ſanken. Keine himmelanſtrebende Weisheit! . . . Bleibt aber unſereinem eine andre? Der ausgelebte Menſch kehrt reuig zu dem Fleck Heimaterde zurück, von dem ihn einſt eine unverſtändige, fremde Hand als Kind mit blutendem Herzen losriß; der Höfling wird wieder Junker, der überſättigte Thor kommt wieder zur Natur. Wird ſie den Verlorenen noch aufnehmen? Er kommt nicht als Kämpfer, er kommt als Beſiegter.

Wir reden gleichgültiges Zeug, weil jeder ſeinen Gedanken nachhängt und das doch nicht zeigen möchte.

Da beginnt das dunkle Waſſer zu rauſchen, ein Dampfkeſſel brummt. Radſchaufeln rütteln die ſchlafende Flut. Es ſind die Dampfer der Sozialdemokraten, die vom Feſte heimkehren. Die Kajütenfenſter leuchten — ein breites, gelbes Lichtband, deſſen Reflex auf den aufgeſcheuchten Wellen tanzt. Das Deck iſt dicht gedrängt — eine wimmelnde, übernächtige Herde; mit verſchlafener Muſik miſcht ſich Mädchenlachen, Kindergeſchrei, trunkener Männerlaut. Die ſchwere Kielwelle brauſt giſchtend auf, dumpf rollt das Waſſer auf den Strand, unſre Terraſſenmauer zittert. Es klingt wie eine drohende Warnung an uns. So ziehen die Dampfer vorüber, in weiten Abſtänden, langſam, ſchwer, funkenſprühende Ungetüme. Noch lange zuckt der Wiederſchein der Signallichter über die Flut, noch lange grollen die Wellen nach. Als endlich der letzte vorüber iſt und ich von ihm nichts mehr gewahre als verſchwimmendes Licht und erſterbendes Summen, da weiß ich nicht, ob ich dieſe

Maſſen fürchten ſoll oder bedauern oder belächeln. Ein kindiſches Märchen fällt mir ein — das Geſpenſterſchiff von Hauff — wie der verzauberte Segler jubelnd in den tollen Sturm hineinfährt, hoffend, daß der ihn verſchlinge. Geſpenſterſchiffe ſind das auch und jagen in toller Freude Berlin entgegen und dem Sturm, der ſie vielleicht auch verſchlingt.

Jetzt wird's ſtill. Noch eine letzte Welle gluckſt an die Terraſſenmauer. Hat eigentlich nur die Zukunft da und die Vergangenheit ein Recht, und ſind wir, die Gegenwart, vielleicht nichts andres als wertloſe Uebergangsmenſchen? Für die Vergangenheit zu modern, für die Zukunft zu altmodiſch? ... Ich ſehe mir die Menſchen um mich an, die ja auch dies Beſtehende ſchützen ſollten wie ich. Die kleine Ethel ſchaut den verſchwundenen Schiffen nach mit Behagen, der Grünäugigen ſpringt ein weher Zug um den herben, ſchönen Mund, das Nilpferd ſpuckt, die Gnädige gähnt vorſichtig; nur im grünen Auge des Doktors ſehe ich die große Menſchenliebe dieſes Einſamen auflohen und verlöſchen. Er liebt dies Volk, und ihm thut es leid, wie es ſo ſiegesbewußt dem großen Abgrund Berlin zuſteuert. Ich empfinde kein Mitgefühl, ich fühle die Muskeln ſich ſtraffen im Haſſe gegen dieſe Uebermächtigen. Das kleine Heimatgefühl wird ſtumpf, zerrinnt in dem Rieſenneſt da drüben. Mir ſelbſt iſt's ſtumpf geworden, kaum noch mehr als ein wertloſes Phantom — dennoch das einzige, was ich beſitze. Dabei ſteh' ich noch allein. Wir alle hier, ſind wir nicht ein gutes Abbild unſrer ſinkenden Geſellſchaft — ohne Verſtehen, gelangweilt die einen in der großen Liebe, in dem großen Mitleid zerfließend die andern — und der Kämpe bin ich! Wenn's nicht ſo traurig wär', ich möchte lachen.

Die Bowle iſt leer. Wir hatten's zuletzt alle

ſehr eilig. Der Morgenwind fängt ſchon an in den Kiefern zu ziſcheln, vom Waſſer zieht's feuchtkalt herauf. Wir nehmen einen kurzen Abſchied. Ich hätte den Wagenplatz annehmen können, den mir Madame Le Fort ſo dringend anbot, aber dann hätte das Nilpferd auf dem Bock thronen müſſen, und da nimmt ſich ſolch ein Koloß ſchlecht aus. Ich möchte niemand derangieren. Ich werde darum die Einladung des Onkels annehmen, wirklich einmal wie ein Student auf einer Chaiſelongue pennen, weil Fremdenbetten hier unbekannte Dinge ſind. Die kleine Ethel hat mir zum Abſchied noch irgend etwas ins Ohr geflüſtert, wonach ihre Tage zu Hauſe gezählt ſind. Sollte Jaromir der Glückliche ſein? Ich gebe mir keine Mühe, es zu enträtſeln. Fremde Schickſale ſind mir ſo gleichgültig. Ich fühle wohl den ſchweren Fittich des eignen Schickſalsſchlages mir nahen.

„Gute Nacht, Herr Liſter.“

„Gute Nacht, Graf Carén.“

Tiny wedelt mich verſtohlen an. Ich nehme ihn zur Geſellſchaft mit ins Manſardenzimmer.

Nun bin ich endlich allein.

Wenn ich doch müde wäre! Die Luft in der Manſarde iſt ſo warm, ſo alt, und das Licht brennt ſo trübſelig. Eine einſame Fliege ſummt. Eigentlich ſagt alles: „Schlaf, mein Sohn, wir wollen auch ſchlafen!“ Aber ich kann nicht, ob ich mich auch auf die Chaiſelongue ſtrecke. Auf dieſem altmodiſchen Ruhebett muß vor mir jemand anders geruht haben — ein ſchöner Frauenkörper — ich weiß es nicht, aber ich fühle es. Es war dieſelbe harte Schlummerrolle, auf der ihr Haupt ruhte, dieſelbe geſtrickte Decke, die ihre Glieder deckte. Es prickelt mir in den Fingerſpitzen — nicht ſtechend heiß, ſondern brennend kalt. Es klingt unſinnig,

aber gerade ſo iſt das Gefühl gemiſcht. Ich ſchließe die Augen, da tanzen die Lichter wie damals, als ich ſie auf meinen Armen trug. Es iſt ſchon ſo lange her! . . . Tiny ſchnüffelt auch unbefriedigt. Er wittert die andre, die in dem Zimmer war, und ſteckt ſeinen Kopf argwöhniſch in alle Ecken, kratzt nach Hundeart an einem Schrank — ein komiſches Tier, wie er ſo wedelnd und heimlich knurrend zugleich an der Chaiſelonguedecke vorüberſtreicht. Es ſoll ſeine geteilten Gefühle ausdrücken, denn die Grünäugige liebt er, Madame haßt er, obgleich ich nicht weiß, warum. Denn auch der Peau d'Eſpagne-Geruch liegt in dem Zimmer, aber ſo fein, ſo verſtohlen, daß ich ihn eigentlich erſt aus dem Gebaren des Tieres heraus wittere. Peau d'Eſpagne prickelt heute nicht, für mich iſt dies Parfüm abgethan, und der Hund könnte zu ſchnüffeln aufhören. Dennoch beruhigen wir beide uns nicht. Ich ſtehe auf und thue etwas unſagbar Kindiſches; mit dem kniſternden Stearinlicht in der Hand ſuche ich die Chaiſelongue ab nach einer Nadel, einem Haar, nach irgend etwas, das ſie mir verriete. Ich möchte ein braunes Haar finden, kein weißes. Ueber dem dumpfen Braun würde ich einſchlummern, bei dem Weiß müßte ich ruhelos wandern und den Onkel unter mir ſtören. Aber ich finde nichts derart.

Nur der Höllenhund zwängt ſeinen dicken Kopf argwöhniſch zwiſchen Wand und Chaiſelongue und wedelt dabei ſtärker.

„Kuſch!“

Da fährt er zurück und blinzelt ſchuldbewußt.

„Na, dann ſuch weiter, Tiny!“

Und aufgeregt vergräbt er ſich wieder in den Schlitz an der Wand, den er mit ſeinem ſtruppigen Schädel weitet, ſo daß die Chaiſelonguerollen quietſchen.

„Was haſt du denn eigentlich? Bring her!“

Das Tier ist weder Apporteur noch Kunsthund noch übermäßig begabt, aber es bringt mir wirklich etwas wedelnd angeschleppt — ein verknülltes Stück Papier, das es mir siegesbewußt wedelnd in die Hand stößt.

„Du regst dich auch unnötig auf, Köter!“ Dennoch nehme ich das Papier und falte es in halber Neugierde auseinander. Es ist etwas Geschriebenes, alt — und schon wie ich den ersten Buchstaben sehe, werden mir die Finger langsamer. Es ist in der That ein seltsamer Fund, es ist der abgerissene Fetzen eines Briefes, den Serner schrieb. Ich kenne die Handschrift des frühreifen Karlchens so genau, diesen ungebildet-pedantischen Strich, in dem die ganze Charakteristik liegt: dumm und korrekt! Hier aber gewahr' ich noch etwas andres, etwas Zitterndes, Verzweifeltes und doch wieder rasend Entschlossenes. Das kann er nur geschrieben haben in einem schweren Augenblick, wo jeder Strich die ganze Kraft zusammennahm, um stark zu sein, und doch schwach wurde, noch eh' er beendet. Soll ich diese Herzensergießung lesen? Ich schreckte doch früher nie vor einer Indiskretion zurück, die mir wichtige Aufschlüsse bringen konnte. Hier zögere ich. Wie der Wisch geschrieben wurde, weiß ich — wie er hierher kam, weiß ich auch. Die Grünäugige mag ihn als Amulett an ihrem Herzen tragen, und er mag ihr entglitten sein. Wäre also die Indiskretion so schlimm? Kaum!... Dennoch zögere ich noch immer — nicht, weil der tote Serner mir leid thut —, ich zögere meinetwegen — und ich zögere mit Recht. Ich will nicht hieraus wissen, was ich wirklich gefühlt habe, fühle, fühlen werde .. Aber so bin ich — ich lese den Wisch doch! Dabei ist er nicht mal leicht zu entziffern, die Buchstaben sind teilweise verwischt, als wenn über ihnen Thränen geflossen

wären, und teilweiſe ſo undeutlich, daß ich ſie erraten muß. Und wenn alles verwiſcht wäre, ich würde alles erraten, ich würde auch Chiffreſchrift leſen können heute. Mich intereſſiert ja nicht etwa, was das frühreife Karlchen ſeiner Geliebten zu ſagen hatte, ob großherzige Schwäche dieſe letzte Epiſtel diktiert hat oder kleine Todesangſt; ich leſe die Zeilen wahrſcheinlich nur deshalb, weil ein gewiſſer Duft dem Papier entſtrömt, ein Duft, dem ich nicht widerſtehen kann. Sind das die häßlichen Gefühle von früher? Es iſt doch wohl nicht die gewöhnliche Sinnlichkeit — es iſt weit mehr — deswegen zaudere ich beim Leſen, und deswegen thu' ich's doch.

„Was Du geſchrieben haſt, vergiß es! . . . Du ſagſt, Du liebteſt einen andern nicht — aber mich auch nicht! Warum ſagſt Du das ſo ſpät? Warum ſagteſt Du es überhaupt? Drei Tage ſpäter . . . wer weiß . . . vielleicht wär's dann nicht mehr nötig geweſen . . . Ich ſtehe vor einer ganz ſchweren Entſcheidung der Waffen, und ſoweit ich Carén kenne, kommt einer von uns beiden lebend nicht vom Platz zurück. Er wird mir auch da über ſein, wie er überall in ſeinem Leben mir über war, wo er wollte, darüber mach' ich mir keine Illuſionen . . . Aber weißt Du eigentlich, worum es geht? Um Dich! . . . Jawohl . . . Er mag ſich und andern vorlügen, was er will. Und weil Du der Preis biſt, will ich nicht ſterben! Was ich dagegen thun kann, werde ich thun . . . Du liebſt ihn nicht, wie er Dich auch nicht liebt? Und wenn Du's doch thäteſt! . . . Aſta, ich kenne Dich nicht, aber ich glaube Dir unbedingt — ihn kenne ich, und darum glaube ich ihm unbedingt nicht. Du weißt wohl, daß Carénſche Eitelkeit vor nichts zurückſchreckt! . . . Sieh mal, Schatz — darf ich Dich noch einmal ſo nennen, obgleich Du mich nie geküßt haſt? —, ich will's Dir auch glauben, weil

ich Dich keinem andern gönne, ihm nicht und keinem! Thue, bitte, nichts für mich oder gegen mich, bevor das Duell vorüber iſt. Ich darf Dich nicht mehr ſehen vorher, und er will Dich nicht mehr ſehen vorher ... Was aber auch kommen möge, ich habe Dir nichts zu verzeihen und mir nichts vorzuwerfen. Ich habe Dich nur zu ſehr geliebt! Thu mir darum das eine — ich komme ſicher nicht lebend zurück —: laß mich ſterben mit dem Gedanken an Dich, ſo ſterben, als wenn uns nichts trennen könnte, auch Dein Brief nach jenem unglückſeligen Renntage nicht. Ich kann weder für den Brief noch für das Duell, Ach Aſta ... Soll ich ſagen: ſei glücklich!? ... Ich kann's nicht ... Aſta ... Aſta ... Ich werde ſchwach, ſehr ſchwach! ... Wir ſehen uns nie wieder. Ich küſſe Dich, mein Schatz, ich küſſe Dich.

Karl Ignaz."

Als ich in das Manſardenzimmer hinaufſtieg, war's zwei Uhr, jetzt iſt's vier. Der Lichtſtumpf verglimmt, draußen zwitſchern die Vögel. Und ich ſitze hier unbeweglich auf derſelben Stelle, denſelben Papierfetzen in der Hand. Ich döſe nicht, bereue nicht, ich kämpfe auch nicht mehr. War dieſer letzte Ruck unbedingt nötig? Jedenfalls iſt er ſtärker, als ich vertragen kann. Wogegen ich mich gewehrt habe mit Händen und mit Füßen, im Wachen und im Traum, ein Jahr lang und länger, ſeit dem Augenblick, wo ich ſie ſah, — der unehrliche Kampf mit mir ſelbſt wird mir zu ſchwer. Ich habe ſie geliebt, ſeit ich ſie ſah. Ich ſelbſt weiß es thatſächlich erſt jetzt. Es war ein geſundes und großes Gefühl, aber gerade darum für den Kranken nicht Medizin, ſondern Gift. Unſereiner kann nicht mehr rein empfinden. Der verkriecht ſich vor dem großen Gefühl, es ekelt ihn an. Das kleine, lichtſcheue Gefühl, dazu langt's. Die ungeſunde Dämmerung

dabei thut uns wohl, aber das große beizt die blöden, lichtentwöhnten Augen, daß ſie uns wehe thun. Darum habe ich mich gegen dieſes große Echte in mir gewehrt, es gehaßt, weil es aus dem Rahmen des Gewöhnten herausſprang, über mich ſelbſt hinauswachſen wollte. Und es war auch ſtärker als ich und zwang mich ... Wenn ich zurückſchaue — warum ging ich in die Händelſtraße? — Ihretwegen! Weswegen erſchoß ich den andern heimtückiſch wie ein Schuft? — Ihretwegen! Weswegen kam ich nach Berlin zurück, weswegen bin ich heute in dieſer Manſardenſtube? — Ihretwegen!

Ich hätte Luſt, dieſes Tagebuch zu zerreißen, dieſen erlogenen Roman, der dennoch meine Krankheitsgeſchichte iſt. Ich zerreiße ihn nicht, weil es feige wäre, und ich will nicht mehr feige ſein. Alles mußte ſo kommen. Das Geſchwür mußte aufbrechen, damit der Körper heile. Und iſt die ganze Geſchichte nicht wiederum ſo unſagbar thöricht und giftzerfreſſen auch? Weil ich einmal in meinem Leben ganz empfand nach ſo viel unſagbaren albernen Halbheiten, wurde ich heimtückiſch, wurde ich Verbrecher. Wo iſt die Logik? Das frühreife Karlchen modert in ſeinem Grab, weil ich ein einziges Mal ganz empfand und er auch ... Und in dem Augenblicke, wo doch das Leben für mich ſeinen Wert verloren hat, fühle ich gerade etwas von ſeinem Wert. Die Weltſtädte, Berlin nicht zum wenigſten, haben an mir gefreſſen, das Beſte haben ſie weg, und jetzt rette ich mich zu dem kleinen Heimatgefühl wie ein Greis in ſeine Jugend. Die ekeln Gefühle aller Sorten haben an meinem Lebensmark geſogen, ohne es zerrütten zu können. Das große Gefühl ſchneidet den Rückennerv gleich ganz durch. Was nutzt denn ſolch Erkennen, ſolch Geſunden, wenn die große Lähmung doch bleibt?

Gut, ich liebte das Mädchen — und darum mußte der andre durchaus ſterben? War's denn gar nicht anders möglich? Muß denn immer bei mir, wenn ein großes Gefühl mit tauſend kleinen kämpft, rotes Herzblut fließen? ... Das Mädchen hat mich nie geliebt, aber ſie hätte mich vielleicht geliebt, und was ich that, entfremdete ſie mir auf ewig ... Nein, ich bin dem Schickſal wahrhaftig nicht dankbar, das mir dieſe Aufklärung beſcherte. Wenn Geſunden ſo wehe thut, iſt es dann nicht weit beſſer, unſereinen in ſeinem Gifte ſchmerzlos dahinſiechen zu laſſen und ihm dieſen unſäglich ſchmerzlichen Prozeß der langſamen Heilung zu erſparen? ... Alles, alles — immer und immer, wenn es zu ſpät iſt! Man ſoll die Kranken wie mich ruhig ſterben laſſen, dem Arzt danken ſie doch nicht die Geneſung.

Ich will nicht mehr an das Mädchen denken, deſſen Haar mit zwanzig Jahren weiß wird um mein Verbrechen. Mit zwanzig Jahren die weiße Strähne! ... Warum eigentlich? Was faſelte die Thörin vorhin in Hirſchgarten — ſie hätt' ihn getötet? Weil ſie den Narren wollte und nicht lieben konnte? Herrgott, das iſt doch die Natur, das iſt doch keine Sünde. Nahm ſie ihn, dann war's um ſie geſchehen, ſie ſtarb an ihm. So ſtarb er an ihr, wie ſich's gehört. Sie kann die ſchwere Schuld doch bloß drücken, wenn ſie das alles und noch mehr kommen ſah und zu feige war, es im letzten Moment zu hindern, weil auch ſie vergiftet war. Aber ſie iſt eben ein Weib wie alle Weiber, ſie flieht vor dem Schickſal, bis es ſie packt, und dann ſchließt ſie die Augen und flennt! ... Ich verſtehe ſie nicht, ſie kann doch nur ſchuldig ſein, wenn ſie dieſelbe Schuld drückt wie mich, wie ſie mit einem Gefühl ſpielte, deſſen ſie ſich nicht bewußt

werden wollte, bis es ihrer Herr wurde und ſie zermalmte, gerade in dem Augenblick, als ſie begreifen mußte. Das wäre Schuld — das wäre Verhängnis!

Denk nicht darüber nach, Louis Carén, wer der andre geweſen ſein könnte. Du warſt es jedenfalls nicht! Denk überhaupt nicht, mein Lieber, es ſteht dir nicht! Oder denk, wie du aus Berlin wegkommſt, heimlich, ſtumm, der Verbrecher, der du biſt, und büße in einem Kloſter ſtrengſter Obſervanz, was du gethan! Aber du gehſt nicht, ich kenne dich, mein Freund. Du wirſt bleiben und leiden und leiden machen, wie du es immer gethan haſt, und doch von der weißen Haarſträhne nicht laſſen können, weil in ihr die Geſchichte deines Verbrechens und eines andern Verbrechens liegt.

Der Lichtſtumpf hat ausgeflackert. Es iſt dunkel bei geſchloſſenen Jalouſien, nur die klugen Augen des Hundes, der zu meinen Füßen liegt, leuchten durch die Finſternis. Ich kann nicht ſchlafen, und ich ertrage auch die Laſten der Finſternis nicht. Was erlebt man nicht Unglaubliches an einem einzigen Tage. Draußen glüht der Morgen, die Sonne funkelt auf der Spree, von den Sträuchern duftet's, Vögel wiegen ſich auf ſchwankenden Zweigen. Die Natur iſt ſo groß, ſo unnahbar! Ich weiß nicht, ob ſie eine Seele hat, aber ich weiß, daß ſie allein heilt — der große Arzt für alle und alles. Die Hoffnung läßt uns ja nicht! Und ich ſehe die Sonne ſo klar, ſo lichtfroh am weichen Sommerhimmel ſtrahlen — meine Sonne, zu der ich fliegen möchte. Was iſt mir daneben Berlin, das qualmbeladen da drüben im Weſten aufſteigt? Der Sumpf, in dem ich meine Flugfedern ließ, und dem ich doch entrann. Es giebt Wunder, und verſtümmelte Schwingen wachſen dem Begnadeten wieder; man

glaubt ſo gern an das Wunder, wenn man es nötig hat!

Iſt's Vorbedeutung? Eine Zille kommt von Berlin hergezogen — ein vielgeflickter, leerer Kahn, aber noch waſſerfeſt: endlich einer, der dem Abgrunde entronnen. Ein einzelner gebeugter Mann ſtößt ihn ſchweißtriefend vorwärts; es iſt ein abgearbeitetes, aber ein fröhliches Geſicht. Ich nehme das Omen an. Berlin giebt ſeine Toten wirklich zurück!

Sechstes Kapitel.

„Graf Carén.“

„Bomulunder.“

Die drei Monate, die ich in Berlin bin, ist es mindestens das sechste Mal, daß diese gegenseitige Vorstellung stattfindet — ein ganz leichtes Kopfnicken von mir, eine ganz steife Verbeugung von ihm. Und wenn wir uns auch tausendmal noch träfen, die Farce würde immer dieselbe bleiben. Es ist lächerlich, aber markant, und die Kohlenstaubbrenner stoßen sich hüstelnd an, sobald ich wieder in ihrem Kreis erscheine. Was kann ich dafür, daß mich der Schnapsbaron nicht zu kennen wünscht!

Heute feiern sie ein Fest in ihrem Fünfzehn-Pfennig-Bierausschank. Der erste Patentverkauf ins Ausland!

„Hunderttausend ... zweihunderttausend ... dreihunderttausend,“ — der Doppeldoktor, der mich hierher verschleppt hat, hält gerade eine Rede. Die Zahlen schwanken dabei auf merkwürdige Weise. Ob's Berechnung oder Illusion — wer kann das diesem Filou ansehen? Bei jeder Zahl murmeln beifällige Stimmen, glänzen gierige Augen. Ein goldener Apfel scheint thatsächlich unter diese Spekulanten-

geſellſchaft gefallen zu ſein — ob klein, groß, echt, plattiert — das wiſſen die Götter.

Es iſt zwei Uhr nachmittags. Draußen gießt's. Ein wütender Landregen klatſcht auf den Asphalt, und der gequetſchte Pfiff der Fernzüge winſelt durch die regenſchwere Luft. Drinnen iſt's ſchwül — die verdorbene Luft, das ungeſunde Halbdunkel der großen Berliner Bierlokale drücken den rieſigen Raum. Um unſre Niſche herum das Tellerklirren des bürgerlichen Mittagtiſches; abgearbeitete Comptoirgeſichter, die neugierig zu uns herüberſtarren, minderwertige Studenten mit Schmiſſen, denen der Monatswechſel gerade bis zum fünften gelangt hat. Eßmarken klappern, Meſſer werden rechts und links durch den Mund gezogen wie gänzlich unparierte Quarten. Der Bierpalaſt ſtickt in dem Eßdunſt. Daß ſich die Kohlenſtaubbrenner auch gerade dieſen Feſtplatz wählten! Um den Eichentiſch ſitzen wir geſchachtelt. Die geſcheuerte Holzplatte ſtöhnt unter den Pommerypflaſchen, den Kaviarbergen, den Importenkiſten. Weil's auf gemeinſame Koſten geht, greift jeder nach den teuerſten, um nur ja nicht zu kurz zu kommen.

„Herr Baron . . . Herr Lieutenant . . Herr Legationsrat . . . Herr Rittmeiſter!" Die Kellner ſind ganz Devotion. Die Antwort veraltetes Gardegenäſel, trunkenes Gekrächz, wieherndes Gebrüll! Die Herren ſind eben ſehr unter ſich. Ich bin ſelbſtverſtändlich nicht von den Feſtgenoſſen, ſo dringend man mich auch einlud. Fünfzehn-Pfennig-Bier und eine Sechs-Pfennig-Zigarre, voilà — ich würde in dieſer Geſellſchaft keinen Sekt trinken, nicht um eine Million. Wünſchen ſie die Schranken noch ſchärfer markiert, die mich auf ewig von ihnen trennen? Man ſage mir, was man wolle, dieſe Geſellſchaft iſt ſchlecht, trotz Namen und Stand, und ich ſuche ſie von Zeit zu Zeit nur auf, um mich in noch

ſchlechterer als meiner eignen zu befinden. Ich ſcheine übrigens dieſe Anſicht nicht allein zu haben. Der Schnapsbaron, der nach mir kam, trinkt Bier auf eigne Rechnung — die direkt unhöfliche Handbewegung, mit der er den Feſttrunk ablehnte, giebt zu denken; und Jaromir, den ich ſeit Monaten zum erſtenmal wiederſehe, antwortet ſogar feindſelig: „Ich trinke überhaupt keinen Sekt mehr.“ Die andern Leute riechen mal wieder Geld, und das macht ſie toll.

Wir ſitzen in einer Rauchwoge, aus der nur die Zigarren glühen, die Augen trunken-feucht glänzen. „Mille . . . Mille . . .“ Die Goldwellen überfluten nur ſo den klebrigen Tiſch mit ſeinen halbgeleerten Kelchen, ſeinen aufgeſtemmten Armen, ſeinen übervollen Aſchbechern. Dieſer Dunſt von Wein, Liqueur und ſchwarzem Kaffee iſt ſo ekel, viel mehr Deſtille als Kaſino, obgleich hier ſelbſt der ſchwerſt niedergebrochene Fähnrich, der zweifelhafteſte Adel hervorgeholt werden. Und zuletzt genügen auch die Goldwellen nicht mehr. „Millionen . . . Millionen,“ das rollt heran wie ſchwere Sturzſeen.

„Aber dieſe dreimalhunderttauſend ſind doch ein ganz netter Anfangsimbiß . . . Belgien zahlt's allein . . . Ich bitte Sie, wenn ein ſo kleines Land mit ſolchen Summen draufgeht, während doch die Fabriken bei uns noch gar nicht fertig ſind!“

„Viel zu wenig, viel zu wenig! Sie werden ſehen, meine Herren, wie das noch kommt. Rußland bietet ſchon heut drei Millionen — aber nicht in die kalte la main — unter fünf wird jetzt nichts mehr gewinſelt! . . . Uebrigens das ganz unter uns, meine Herren, wir ſind Ehrenmänner, Diskretion ſelbſtverſtändlich.“ Dabei rollt der Doppelte nur ſo ſeine altmärkiſchen Rs, daß das ganze Lokal vom Glück der Kohlenſtaubbrenner Notiz nehmen muß. „Und wenn nun erſt England kommt . . .“

Ich vermag dieſen Phantaſien nicht mehr zu folgen. Das iſt der Wahnſinn der Uebertreibung, der harmlos erſcheinen könnte, weil er ſo durchſichtig iſt. Harmlos iſt er aber keineswegs. Dieſe Uebertreibung gehört zum Geſchäft, zum Kundenfang, und wenn man ſich dabei in ſo gemütlichen Bramarbaſiaden bewegt, ſo iſt's vielleicht für einen Gimpel berechnet, der, mir unbekannt, unter uns weilt, oder für einen ganz ſchweren Weißbierphiliſter, der atemlos hinter der Friesdecke horcht, oder für den Herbergsvater ſelbſt, der mit bewunderndem Kopfſchütteln von ferne ſteht — oder gar für mich, deſſen erhoffte Millionen ſich doch eines Tages verwirklichen könnten . . .

Vielleicht würde ich dieſe Millionen auch geben — nicht aus Gewinnſucht oder Leichtſinn, ſondern aus dem Edelmannsgefühle heraus, daß ich dieſen Le Forts etwas ſchuldig bin und nicht zuſehen darf, wie ſie verkommen . . . Aber ach! wo ſind die Millionen? Die berühmte innere Stimme ſagt mir ſogar: „Es wäre gut, Louis, du bekämſt ſie nie!“ Und als die Kohlenſtaubbrenner endlich der Aufſchneiderei müde ſind, der Bomulunder nur mit einem verächtlichen Lächeln folgte, als der Zigarrenrauch diskreter wallt, da ſehe ich mir die Leute noch einmal ſcharfan. Was ſind ſie überhaupt bei der ganzen Spekulation? Treibende oder Getriebene?

Ich brauche dazu den Mentor Leßmann nicht mehr. Dieſer wirkliche Legationsrat — klein, jung, fahl — ein Jongleur in Miene und Bewegung, der immer das häßliche Wort von dem Neide der beſitzloſen Klaſſen im Munde führt und doch in der ewigen Angſt lebt, vom Auswärtigen Amt ohne Penſion geſchaßt zu werden — iſt weiter nichts als ein Spekulant gewöhnlichſter Sorte, einer von den rettungslos Verlorenen, die die Krankheit des Reich-

werdenwollens mit dem Moment erfaßt, wo sie Berliner Luft atmen — diese unersättliche Gier, der sie erst das eigne Vermögen opferten, und die alles andre in den Abgrund nachzieht: die Ehre, die Moral, zuletzt den ganzen Mann. Und wenn schon der Kopf im Sumpf versunken ist, werden sie noch flehend die Arme emporrecken nach dem Moloch des Reichtums, den sie nicht mal mehr sehen können. Der Mann soll übrigens unverbesserlicher Morphinist sein. Gehen wir also über ihn hinweg! Neben ihm sitzt ein Neuer: „Fritzchen mit der Zuckerbüchse", selbstverständlich auch Edelmann, kassierter Fähnrich mit Glotzaugen und einem verwüsteten Gesicht, dessen harmlos klingender Spitzname eine sehr dunkle Geschichte hat. Der Brave kommt direkt aus London, wo er der Mär nach die Macht der Hypnose im Dienste der Kohlenstaubverbrennung gebraucht haben soll. Was mag das für eine Hypnose sein? Vielleicht die Hypnose der Gemeinheit überhaupt oder des völlig entarteten Blutes, denn er stammt auch aus einer, seiner Ansicht nach, uralten Familie. Lassen wir ihn darum passieren! Ich will sie alle passieren lassen, selbst den früheren Königlich belgischen Küchenchef — ein hübsches, weibisches Gesicht —, der mit rollenden Augen erzählt, wie er einstmals zweihundert Köche kommandiert habe, immer den Revolver in der Faust, und den der gutmütige Doppeldoktor gerade jetzt als chef de cuisine einer fliegenden Wurstküche in der Hasenheide sehen möchte. Auch den kurzgeschorenen Ingenieur, der überlegen von seinen russischen Erlebnissen spricht, und der seiner konfiscierten Visage nach diese Erlebnisse in den Kupferbergwerken von Sachalin erlebt haben könnte. Den langen Laban mit dem schönen, dummen Gesichte, der in seiner australischen Sommerfrische jahrelang Schafe hütete, den eine un-

erwartete Erbschaft zurückrief, und der eine Equipage besitzt oder auch keine, je nachdem sie ihm sein Freund, der Hoftraiteur, pfänden läßt oder nicht, während der Herr Baron im Restaurant mit seiner Pariser Freundin tafelt und draußen die funkelnden Carrossiers mit den Kinnketten klirren, das Siegel des Gerichtsvollziehers am Kummetgeschirr. Dieser Tisch in der Nische ist groß, seine chronique scandaleuse jedenfalls größer. Und vielleicht können alle diese Leute nichts dafür, die Klugen und die Dummen, die Treiber und Getriebenen, Berlin und sein Gift sind vielleicht weit schuldiger als sie. Es sind ja auch tadellose Leute unter uns — Amaranth, die Blume der Unschuld, der alte Oberst, ein paar junge Offiziere in Zivil, die ihr Geld zu dem großen Coup um so bereitwilliger gaben, als sie von der Kohlenstaubverbrennung absolut nichts verstanden. Aber ich vermisse doch die eigentlichen Kapitalisten. die ruhigen Leute mit dem Verständnis des Ingenieurs oder dem sicheren Blick des gewiegten Geldmannes, auf die dieser glückverheißende Patentverkauf wie ein festlicher Böllerschuß gewirkt haben müßte. Wo sind sie? . . . Wenn diese ganze Aktiengesellschaft kein Schwindel ist, und wenn nicht die meisten Aktionäre fehlen — so muß ich über die horrende Summe von Unverstand, Leichtsinn, falscher Vorspiegelung staunen, die solche Aktionäre zu einer Gesellschaft zusammenflickte.

Und da trifft mein Blick zufällig auf Bomulunder, den Hauptaktionär, — der einzige, dessen kühler Geschäftsverstand die Lage durchschaut. Jetzt verstehe ich, warum er die Gesellschaft mit den andern zurückweist, und warum seine Augen so eisig glänzten. An dem Patent ist etwas dran — an der Gesellschaft nichts.

Ich sehe den Krach, der kommen muß, auf den

der Schnapsbaron ruhig wartet — und wenn ich in seinem Gesichte recht lese, so ist das schmähliche Ende sehr nahe, trotz des verkauften Patentes. Wenn ich die Millionen meiner Tante doch hier hätte! Dann würde ich sagen: „Verzeihen Sie, Herr Bomulunder, welche Summe hatte doch Herr Le Fort gezeichnet? Ich bin nämlich beauftragt, sie einzuzahlen, und vergaß die Ziffer.“ Und wenn mich dann dieser Spinathusar anglotzte, unklar, ob er oder ich verrückt geworden — und wenn die andern auch sprachlos glotzten, während ich kalt lächelnd zahlte. Es könnten die zwei Millionen ganz sein, die Tiergartenvilla noch dazu, und alles könnte verloren sein, aber der Name Le Fort würde rein aus dem Schmutze hervorgehen. Die Familie schert mich nichts, nur die eine. Wer ihren Vater beschmutzen darf, der beschmutzt auch sie, und das soll nicht sein. Ich liebe sie, und sie liebt mich nicht, wir sind ewig Getrennte. Sei es! Ich werd' es ertragen, aber wie das Weib in meinem Herzen lebt, rein und keusch, so soll sie auch bleiben vor aller Welt. Das ist nicht etwa Mitleid! Das, was kleine Herzen sonst zusammenführt, das ist kein Band für uns, auch nicht für mich. Aber der Adlige hätte doch einmal das Recht, adlig dort zu handeln, wo er auch ein einziges Mal adlig empfunden hatte.

Und auf einmal gehen die Wogen der Begeisterung wieder ganz hoch.

„Meine Herren, dieser Erfolg soll nicht an uns vorübergehen, ohne daß wir des Mannes gedenken, dessen Findigkeit, Thatkraft und Ausdauer wir alles verdanken. Denn es gab Zeiten, wo das mit der Kohlenstaubverbrennung etwas düster aussah, und es gab auch Leute“ — dabei streift ein unauffälliger Blick des Doppelten, der auch diese Rede hält, den Schnapsbaron —, „es gab auch Leute, die bis auf

den heutigen Tag nie an einen Erfolg glauben wollten. Jetzt haben wir diesen Erfolg, Gott sei Dank, beim Kanthaken erwischt. Wie's gemacht wird, das ist uns allen doch zu guter Letzt gleichgültig, wenn nur die gehörigen Milles herausspringen; jetzt springen die ja auch 'raus. Das Pulver haben wir sämtlich nicht erfunden, nicht mal das rauchschwache, und das hatten wir auch nicht nötig, denn es war ja leider schon erfunden. An dieser Thatsache wollen wir festhalten und uns keinen überflüssigen Gedanken hingeben. Jetzt aber die Kalabassen hoch! Nicht der Mann, der das Pulver erfunden hat, auch nicht der vom rauchschwachen, soll leben, sondern der Mann des präparierten Kohlenstaubes, des Pulvers der Gegenwart, Herr Le Fort, der einzig ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, er lebe hoch! Hurra, hurra, hurra!"

Dieser Schakal der finanziellen Transaktionen hat seine Löwen-Rs gut gerollt. Der Wiederhall findet sich in aller Herzen, nur in dem des Herrn Bomulunder nicht, der es nicht einmal für nötig hält, aufzustehen, während selbst ich mich zögernd erhebe. Ueber diesen Widerwilligen heult aber die Woge der Begeisterung hinweg wie über einen kleinen Stein. Nur Jaromir ist blaß geworden, und seine stark geschnürte Stimme sagt leise: „Herr Bomulunder, haben Sie vielleicht gegen die Ehrenhaftigkeit von Herrn Le Fort etwas einzuwenden?"

„Deute ich etwas derart an, Herr von Jaromir? Ich erinnere mich jedenfalls nicht."

„Aber Sie standen doch nicht auf, wie es eine Pflicht der Höflichkeit gewesen wäre."

Der Schnapsbaron preßt die habsüchtigen Lippen aufeinander. „Habe ich nötig, aufzustehen, wenn eine Gesellschaft, zu der ich nicht gerechnet werden möchte, auf das Wohl eines nicht anwesenden Herrn trinkt?"

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Das allerdings nicht. Dennoch muß ich Sie um eine Erklärung bitten."

Die beiden Herren behandeln ſich mit der gemeſſenen Höflichkeit, die einem Rencontre vorangeht. Heute wünſche ich die Rencontre nicht. Bomulunder, der nicht übel Luſt hat, die Sache ſpitz auslaufen zu laſſen, zögert einen Augenblick mit der Antwort. Da miſche ich mich ein — kurz, faſt unhöflich. „Ich wünſche gleichfalls eine Erklärung."

„Welches Intereſſe hätten Sie daran, Herr Graf?"

„Ich verkehre in der Familie Le Fort, wie Sie auch in der Familie verkehrten. Alſo bitte!"

Der Schnapsbaron und ich tauſchen den gewiſſen kaltſchillernden Blick; in meinem mag wohl noch etwas von der ſtechenden Schärfe gelegen haben, die Serner den Kopf koſtete, und die der hier ſicher nicht liebt.

Er faltet ſehr indigniert die Stirn, dennoch iſt bei ihm der Kaufmann ſtärker als der Offizier. „Ich habe keinen Grund, vor Ihnen Verſtecken zu ſpielen, Herr Graf. Gegen die Ehrenhaftigkeit dieſes Herrn Le Fort weiß ich nichts Poſitives — das liegt mehr im Gefühl; aber gegen die geſchäftliche Unpünktlichkeit, um es milde auszudrücken, habe ich allerdings das Unterſchiedlichſte einzuwenden. Wünſchen Sie Belege dafür? Ich habe ſie in meiner Briefta ſche. Die Geſellſchaft hier geht mich übrigens verwünſcht wenig an — mehr als drei Viertel haben nicht einen roten Dreier zu dem Unternehmen beigeſteuert, ſie haben eben ihre Anteilſcheine für vor meiner Zeit geleiſtete Dienſte; die andern ſind, bis auf einen, mit kaum nennenswertem Kapital beteiligt. Oder glauben Sie, zehn- bis zwanzigtauſend Mark, ja noch weniger, ſeien da Summen, während die Fabrikgrundſtücke allein Millionen koſten? Einige auswärtige Kapitaliſten und ich ſind die Hauptleidtragenden. Verſtehen Sie mich,

bitte, nicht falſch, Herr Graf. Herr Le Fort hat das Patent billig genug gekauft, ſich jedoch über die finanzielle Verwertung unſinnigen Hoffnungen hingegeben. Ich laſſe in meinem techniſchen Laboratorium an einem Zuſatzpatent arbeiten, und wir ſind jetzt, Gott ſei Dank, ſo weit, daß die ſchlimmſte Schwierigkeit, die umſtändliche Präparation des Staubes nämlich, ungefähr gehoben iſt. Das bedeutet aber nur, daß das Geſchäft ſehr viel ſpäter einmal lukrativ werden kann, aber niemals annähernd ſo lukrativ, wie Herr Le Fort ſich und uns weismacht. Das alles möchte aber hingehen, wenn Herr Le Fort ſeine Verbindlichkeiten unſrer Geſellſchaft gegenüber einhielte; dagegen hält er ſie nicht ein, in ganz unqualifizierbarer Weiſe nicht ein. Was mir aber der Hauptgrund iſt, bei dieſem Feſte nicht mitzumachen: Ich glaube nämlich nicht an den Patentverkauf. Hunderttauſend Mark dafür? Die Leute in Belgien müßten verrückt ſein, denn ohne die Verbeſſerung können ſie das Patent gar nicht brauchen. Das Geld iſt ja allerdings da — ich halte es aber für nichts mehr und nichts weniger als einen Trick, dem ich ſehr fern ſtehe, eine Art Weckſchuß für Kaufluſtige. Ein großer Teil der Leute, die hier ſitzen, weiß ſo gut wie ich, was dieſer Patentverkauf wert iſt, und ſoweit ſie nicht ſchon ihre Anteilſcheine verkümmelten oder ſich von den Banken beleihen ließen, werden ſie das morgen thun, wegen der paar Thaler, die ſie mehr bekommen, wenn die Glücksnachricht in alle Welt hinausposaunt iſt . . .“

„Sie ſprechen von einem Trick, Herr Bonulunder?“ frage ich kühl zurück. „Meinen Sie damit einen Trick Herrn Le Forts?“

„Das weiß ich nicht, Herr Graf.“

„Das klingt allerdings ſonderbar.“

„Verzeihung, Herr Graf, welches Vertrauen bringen Sie zum Beiſpiel einem Herrn entgegen, der für eine Unternehmung eine runde Million gezeichnet hat und auch nicht ein Viertel davon zahlte?“

„Selbſtverſtändlich keins.“

„Nun, dann ſprechen Sie Herrn Le Fort ſelbſt den Spruch. Denn ſeit mehr als einem Jahr werden wir hingehalten mit faulen Verſprechungen, obgleich das Geld ſehr nötig gebraucht wird. Begreifen Sie jetzt, warum ich nicht auf Herrn Le Forts Wohl trank?“

Jaromir und ich begreifen das vollkommen. Wir müſſen kuſchen diesmal, weil uns der Schnapsbaron geſchlagen hat, und zwar in ganz ehrlicher Schlacht.

Dieſe Unterhaltung, die im Dreiviertelton geführt wurde, hatte wohl einige eifrige Zuhörer; denn ich ſah einmal die Glotzaugen „Fritzchens mit der Zuckerbüchſe“ wild irrlichterieren und beim Doppeldoktor die Unterlippe ſchlaff herabhängen, ein ſicheres Zeichen, daß ihm etwas ſehr unangenehm iſt. Aber ſie ſprechen unentwegt weiter, renommieren, lügen, betäuben ſich, wie's zu ihrem Beruf gehört. Dieſer Beruf iſt ihnen wirklich Bedürfnis.

Es wird immer dämmeriger, obgleich es noch früh am Tage iſt. Das graue Geſicht Berlins zieht ſich zum mürriſchen — in unſrer Niſche liegt der Importenrauch wie dicker Schwaden über dem Tiſch. Bomulunder hat ſich gedrückt. Auch für mich und Jaromir wär's Zeit. Aber wir kommen nicht los. Das Wogen der Millionen, dieſe ſchweren, glänzenden Wellen, die heranrollen, zuſammenbrechen in eine unendliche Goldflut, ſie kommen auch zu uns. Es iſt ein ſeltſamer Zauber. Man weiß, daß alles nicht wahr iſt, trotzdem horcht man hin. Das iſt Berlin! Man kennt die Sirene, man verlacht den Sang — und er umſtrickt einen doch.

Dann sprechen die Kohlenstaubbrenner auch von der Liebe, wie Herren um vier Uhr nachmittags nach einem vielstündigen Diner von der Liebe sprechen. Da steht der Agent auf. Wenn man erst den häßlichen Schuppenschwanz der Sirene sieht, ist der Bann gebrochen. Ich sehe noch den kleinen, schwarzen, hübschen Mann, wie er langsam den Ueberzieher anzieht und über die Gesellschaft hinschaut mit der ruhigen Verachtung des ehrlichen Arbeiters. In dem Blick liegt eine ganze Geschichte. Der Riß, der unsre ganze Weltstadtgesellschaft trennt, hier klafft er für mich breiter als je. Hie Arbeit — hie Genuß! Wer wird da nicht Sozialist? . . . Und eigentlich sind das doch meine Brüder, die Schar, die sich jetzt um den Tisch drängt und auch zum Banner der Tradition schwört. Mit den Kämpen die Barrikaden stürmen? Ich möchte es wahrlich nicht versuchen. Diese Gesellschaft ist ja vaterlandsloser als jede andre, verrotteter, entnervter! Die vertrauensseligen Schafe, die sich unter sie mischen, die wird sie schon ratzekahl scheren, und die Schafe werden das ruhig zulassen und erst blöken, wenn auch nicht ein Wollfetzen mehr vom Fell da ist.

Das Lokal ist zu dieser Nachmittagsstunde fast leer, die Kellner, die die Nische nicht beschäftigt, duseln in den Ecken, die Büffettdame schreibt einen eiligen Brief an ihren Schatz, der Küfer mit der Lederschürze steht am Schenktisch, die nackten Unterarme muskelbepackt, und pfeift durch die Zähne. Er hält den Holzschlegel in der Hand und schlägt auf ein leeres Faß, bum, bum! Es ist ein tiefer und hohler Ton zugleich, der durch den Bierpalast summt, ein drohender Ton, der mir an die Nerven geht. Das Faß ist so hohl, und in dem spielenden Schlag der haarigen Arbeiterarme liegt so viel schlummernde Kraft. Die duselnden Kellner zwinkern mit den

Augen, der Büffettdame zucken die Lider — ſie fühlen alle etwas bei dem Ton. Das iſt Zukunftsmuſik. Wenn der ſpielende Holzſchlegel ſich erſt bewußt zum dröhnenden Schlag hebt gegen das hohle Faß — einer — noch einer — bis die Eiſenbänder ſtöhnen und krachen! Die Dauben ſind ſtark, aber das Faß iſt hohl, und wenn der Muskelarm das erſt erkennt, an dem zitternd bebenden Holz die ſchlummernde Kraft prüft, dann ruht er auch nicht, bis das Holz zerſchellt iſt. Ich glaube, es bedarf nicht vieler Schläge, um das hohle Faß unſrer Geſellſchaft zu ſprengen. Und für die dieſer warnende Ton eigentlich ertönt, die Leute in der Niſche, die hören ihn nicht, die wollen ihn nicht hören. So ſpring denn, hohles Faß! Du verdienſt es nicht beſſer.

Mein Abgang wird kaum bemerkt. Sie ſind bei einer Weibergeſchichte, die alle ihre Fibern in Anſpruch nimmt. Nur der Doppeldoktor winkt mir gnädig nach. Um ſechs Uhr erwartet mich Tweſten im Monopol. Ich habe nicht weit zu gehen. Es iſt zufällig derſelbe Tiſch, der uns vor mehr als Jahresfriſt vereinigte, als Jaromir noch mein Pourſuivant war und Serner noch am Leben . . . Damals — und heute! Damals bangte mir vor dem Augenblick, wo mich die Geſellſchaft ausſtoßen würde; heute weiß ich, daß das gar nicht mehr möglich iſt. Tout Berlin — das hätten wir glücklich hinter uns.

Blitzende Gläſer, endloſe Gerichte, auf dickem Teppich die lautloſen Kellner, die angenehm verſchwommene Muſik aus der Ferne: es iſt das Parfüm, das ich einſt ſo liebte. Jetzt liebe ich es nicht mehr. Was kann ich dafür? Die Leute ſind liebenswürdig zu mir, ich bin es auch; ſie haſpeln die alten lieben Geſpräche ab, ich haſple mit. Aber keine Spur des Verſtehens mehr. Berlin trennt

uns. Die Trennung von meinesgleichen ſollte mir leicht ſein, und ſie wird mir ſchwer. Ein guter Reiter der eine, ein guter Lieutenant der andre und ſo weiter — ſie alle vorzügliche Kameraden mit den anſtändigſten Geſinnungen, die ſich nach ihrer Anſicht eben jetzt auch an mir, dem Niedergebrochenen, bewähren. Das Wort „Erbſchaft“ oder „Tante“ wird peinlich vermieden aus Zartgefühl. Und was ich ſonſt an ihnen finde ... Es wird ſicher mehr gearbeitet als bei meinem Eintritt in die Armee, zielbewußter geſtrebt; das Wappen, der Degen, die Feder geben ihr Beſtes her. Man ſage nicht, daß meinesgleichen nur auf Dummheit und Hochmut vertraue! Dazu iſt der Wirbelſtrom Berlins zu ſtark. Dennoch ... ſie ſitzen mitten drin im Rieſenneſt, ihre Intereſſen, ihre Wünſche, ihre Paſſionen ſind in der Weltſtadt verankert, ja verrammt; ſie klammern ſich mit allem, was ſie haben, feſt an das ſummende Rieſenrad, das die Thoren im Schwunge wegſchleudert, die Leichtſinnigen zerquetſcht — aber ſie thun's mit verbundenen Augen. Sie hören den dröhnenden Schlegel nicht, deſſen unheimlicher Ton auch die dickſte Portiere durchdringen muß. Sie ſehen die ſtumme Revolution nicht, die rings um ſie die Barrikaden ihres Geiſtes baut. Sie denken, wie es iſt, ſo iſt es gut — es kann höchſtens noch beſſer werden. Daß man uns, den Beſtehenden, ans Leben will: das iſt Schwarzſeherei; daß wir ſtürzen können: das iſt Kinderangſt. Man ſchimpft über die neuen Ideen, die ſelbſt die Frauen anſtecken. Man wird die Canaille niederknallen, ganz ſicher niederknallen, wenn ihr hundertköpfiges Schlangenhaupt ſich hebt. Man fürchtet, man lächelt, man zuckt gelaſſen die Achſel, je nach dem Temperament; aber daß der große Kampf unſer Beſtes verlangt, ja daß wir vielleicht trotzdem fallen müſſen, das will keinem in

den Kopf. Ich habe gerade ihre Bundesgenoſſenſchaft geſucht — aber, was ſie den großen Zuſammenſchluß aller Ordnungsfreunde nennen, das iſt eine Parteiphraſe, die bei der kleinſten Diſſonanz verſagt. Beſſere Offiziersgehälter und größere Armeen, ein weniger gebundenes Königstum ... jeder hat ſeine Sonderwünſche — und die, nachdem der große Junker tot iſt! Ich könnte über ſie lachen. Sie ſchielen nach rechts und nach links, nach dem grauen Schloß und nach Friedrichsruh — und wenn man ſie aufs Gewiſſen fragen wollte ... Wir thun das aber aus Nützlichkeitsgründen nicht ſeit geraumer Zeit — Großdeutſche ſind die noch lange nicht, aber auch nicht mehr Preußen; zu dem großen Preußengefühle der eiſernen Entſagung, die der Mönch von Sansſouci mit ſeinem Krückſtock ſo eindringlich predigte, langt's beim beſten Willen nicht, höchſtens zu dem kleinen, pedantiſchen Gefühl, wo der Gamaſchenknopf urplötzlich ſelbſt beim Generalſtäbler hervorguckt. Dafür ſind ſie modern — nicht warm und nicht kalt, ſondern nervös, mit einem gelinden Kitzel in der Naſe, als wenn ſie mal koloſſal nieſen müßten, und alsdann könnte die Welt ganz anders ausſchauen. In der Zwiſchenzeit aber gründen ſie Majorate, ſubventionieren die Kirchen, ſind demütig vor Gott und hoffärtig vor ſich ſelber und meinen feſt, der alte Herr da droben dürfe ſie nicht verlaſſen. Ach, du lieber Gott! Er wird wohl weniger auf die Wappen ſehen als auf die Herzen, weniger auf das gebeugte Knie als auf den gebeugten Sinn. Ich hätte wirklich Luſt, einige zu prügeln, die mit dummer Zuverſicht in die Zukunft glotzen — die, die immer feig und vielſagend die Achſeln zucken, möchte ich durchrütteln, bis ſie endlich Farbe bekennten; wieder andre, die die Hände in den Schoß legen mit dem Blick nach oben, denen möchte ich zu-

rufen: heuchelt doch nicht ſo! Und wieder andern, die in der mittelalterlichen Vergangenheit leuchtenden Auges nach dem Glück graben, denen möchte ich freundlich an die niedrige Stirn klopfen: was wollt ihr in großen Zeit mit ſo kleinen Mitteln!

Und als ich mich endlich trolle, noch unter dem Eindruck unſrer Geſpräche von Dienſt und Avancement, von Familie und Staat, und endlich inne geworden bin, daß ich, der ich auch nichts Beſſeres zu ſagen weiß, dennoch nicht mehr zu ihnen gehöre, Gott weiß, warum, — da höre ich wieder den dumpf hohlen Schlag des Holzſchlegels durch das feine Klirren des Kryſtalls, die anregende Muſik, die ſchillernde Wolke von Eleganz und Reichtum hindurch — ich höre ihn hier faſt noch drohender als in dem Bierpalaſt, das Faß dünkt mich noch hohler. Wann klopft dich der muskelbepackte Küferarm wirklich zuſammen?

Dann trete ich auf die Straße. Die Fernzüge raſſeln, der gequetſchte Lokomotivenpfiff winſelt, der Regen ſtrömt. Auf dem geräuſchloſen Holzpflaſter glitſchen die Droſchken vorüber mit verſchwommen blinkenden Laternen, die ſchweren Omnibuspferde ſtampfen, die roten und grünen Lichter blinzeln verſchlafen; die Menſchen wimmeln vorüber, vermummt, im Mantel, ſchweigend, eilig. Das iſt Berlin ... In der dicken Luft ballen ſich die unzähligen Töne zu einem einzigen, dumpfen Tone zuſammen, der von fernher zu kommen ſcheint — ein Ton, ſo ſchwer, ſo unbeſtimmt, ſo gewaltig! Die Berlin lieben, denen iſt er das tägliche Brot, ſie müſſen ihn haben zu ihrem Wohlbefinden wie der Küſtenbewohner das Branden des Meeres. Ich haſſe und liebe ihn, ich möchte ihm entfliehen und möchte zu ihm fliehen. Vielleicht aus dieſem inneren Zwieſpalt heraus thue ich etwas, was ich nicht will — ich gehe zu Le Forts in der Händelſtraße.

Ich möchte ſie ſehen!

Heute iſt freilich dort kein Empfangstag. Madame jedoch bin ich, wie geſagt, zu jeder Zeit willkommen. In Italien macht man Galabeſuche bis beinahe um Mitternacht — und Le Forts ſind ja Ausländer.

Der Portier in ſeiner Loge nickt über dem Lokal-Anzeiger, ich ſtör' ihn nicht. Im Treppenhauſe ſummt das Gas, das pompejaniſche Rot leuchtet düſter, auf den dicken Läufern verhallt der Tritt. Ich war ſo lange nicht in der Villa. Und was dazwiſchen liegt ... es könnte ungeſchehen ſein ... es könnte ... Auf dem Etagenabſatz die feierliche Stille des hochherrſchaftlichen Hauſes. Schon will die Hand auf den elektriſchen Knopf tippen, da bewegt ſich die Thür; ein ſchmaler Lichtſpalt, der unſicher zittert. Jemand, der kurz vor mir kam, muß die Thür nicht recht eingeklinkt haben. Es iſt nicht geſellſchaftlich, aber ich klingle nicht — ich möchte den ſchrillen Ton nicht in der ſchweren Stille. Der Diener wird mich auch ſchon zur Zeit hören. Ich ſchlüpfe hinein mit dem lautloſen Schritte des Diplomaten; die Thür knarrt ein wenig. Im halbdunkeln Entree kein Menſch — auf dem Spiegeltiſch ein hingeworfenes Spitzentuch. Jemand muß es ſehr eilig gehabt haben, denn auch die Thür zum Salon iſt weit geöffnet; ich kann halb hineinſehen. Auf dem Kamin flackert ein einziges Licht. Man könnte an eine finſtere That denken, wobei der Thäter das Licht zu löſchen vergaß und die Thür zu ſchließen. Aber aus dem Spitzentuch ſtrömt noch der feuchte Hauch der Straße, der Duft von Frauenhaar miſcht ſich dazu. Es iſt eine peinliche Situation. Ich möchte mich diskret räuſpern und bleibe doch ganz ſtill auf dem Fleck ſtehen. Ich horche. Jetzt höre ich einen ſchweren Atemzug — darauf kniſtert ein Kleid.

„Vielleicht lügſt du diesmal nicht! Es würde dir auch nichts nützen. Ich habe dich genau erkannt."

„Das kannſt du . . ."

„Wer war der andre?"

„Das iſt meine Sache!"

„Nein, meine Sache! . . . Wie alt biſt du eigentlich, wenn ich fragen darf?"

„Neunzehn. „Das müßteſt du doch eigentlich beſſer wiſſen ich!"

„Das weiß ich auch, leider — leider! . . . Weißt du, wie du ausſahſt? Gemein! Genau wie das Dienſtmädchen vom General nebenan, wenn ſie abends mit ihrem Reitknecht im Tiergarten ſchäkern geht."

„Und wenn's auch ſo ausgeſehen hätte!"

„Pfui!"

„Pfui!"

„Biſt du wahnſinnig geworden, Mädchen?"

„Ich war es nie weniger als jetzt."

„Na, dann alſo Farbe bekannt! — Wer war's!"

„Du kennſt ihn ſo lange wie ich."

„Das glaube ich. Dennoch möchte ich den Namen von dir ſelbſt hören!"

„Nein!"

„Mißratenes Geſchöpf!"

„Das trifft mich nicht!"

„Hör mal, ich vergeſſe mich!"

„Thu's!"

„. . . Geſchöpf!"

„Danke, Mama."

Jetzt wieder die ſchwere Stille. Ich ſtehe unbeweglich. Im Salon kniſtert das Licht, zwei rieſige Schatten malen ſich an der Wand: Madame Le Fort und ihre Tochter Ethel . . . Dann langt eine Hand nach dem kniſternden Räuber hinüber —

die schlanke, weiße Hand Madames, sie zittert nicht. Der Kampf ruht, sie sammeln Kräfte. Ich habe genug vom Einleitungsgefecht. Aber hineingehen zu denen, da ich doch alles gehört haben muß — unmöglich; lautlos sich drücken in dieser schwülen Pause, wo das unhörbare Knacken des Holzes zum Laut wird und die kaum sichtbar wallende Portiere im Flur Geräusch macht — ebenso unmöglich.

Madame findet zuerst die Sicherheit der Weltdame. „Ihr wollt euch heiraten — reell heiraten?"

„Allerdings."

„Und ihr möchtet dazu unsre Einwilligung?"

„Weil wir sie haben müssen."

„Weißt du übrigens, daß er Ehrenscheine gefälscht hat?"

„Das ist gelogen!"

„Dann hat er sie verfallen lassen, das bedeutet für den Offizier genau so viel . . ."

„Das ist wieder nicht wahr! Er hat einen einzigen verfallen lassen in der Verzweiflung, und weil ihm der Lieutenant von Testorff das Wort brach. Den verfolgen sie übrigens jetzt steckbrieflich wegen Fahnenflucht, und das Schweigen hat also keinen Sinn mehr. Aber Fritz hat damals geschwiegen, weil er zu vornehm war, einen Namen zu nennen. Das Ehrengericht glaubte ihm auch auf seine bloße Versicherung . . ."

„Und wenn ihr nun die Einwilligung doch nicht bekommt? Ich zum Beispiel gebe sie nie!"

„Dann . . ." Ethel sagt's tonlos.

„Dann . . ." unterbricht die Mutter.

Wieder die Stille — das leise Knistern des Lichtes. Die Schatten sind unbeweglich, die Silhouetten heben sich scharf ab. Die Hand der Mutter liegt auf der Seitenlehne des Rokokostuhles, lang, schmal, eine Hand ohne Nerven. Aber eine kleine,

warme Hand, die ſich auf den Tiſch preßt, zittert leicht.

„Dann . . .“ In der tonloſen Stimme der Blonden liegt ſo viel ſchwerer Entſchluß, ſo viel ehrlich gekämpfter Kampf. „Dann muß es eben auch ohne das gehen, Mama . . .“

Schweigen. Zittert das Licht nur oder zittern wirklich die Menſchen, deren Schattenbilder allein ich ſehe? Es iſt nicht das Licht. Das brennt ganz ruhig und trübe.

„Ja, Mutter, willſt du mich denn wirklich auf der Straße ſehen? Kannſt du es vor irgend einem Gott verantworten? . . . Ich liebe ihn nun einmal . . . Sieh mal, freier Wille wäre das Schlechtwerden nicht, auch nicht Anlage, mir graut vor ſolchem Schickſal, all die unſeligen Geſchöpfe thun mir ſo leid, Mutter . . .“ Der junge Schatten hat ſich langſam erhoben, geht auf den andern langſam zu, der unbeweglich in ſeinem Rokokoſtuhl ſitzt. Jetzt fließen die Schatten ineinander.

Ein kurzer Aufſchrei. „Laß mich! . . . Ich mag dich nicht . . . Ich habe dich nie leiden mögen . . . Ich wollte dich nicht, ich wollte dich nicht! Und als du doch kamſt, da habe ich dich kaum angeſehen, obgleich du hübſch warſt. Ich wollte das zweite Kind nicht, aber er wollte es . . . er!“

„Mutter?“

„Gieb dir keine Mühe! Und wenn du ein Engel wärſt, ich würde dich nicht lieben. Ich kann überhaupt nicht zwei lieben . . . ich kann nicht! . . . Gut, thu alſo, was du nicht laſſen kannſt, erlöſe mich von deinem Anblick! Lauf weg mit ihm — ich würde dich nicht halten. Ja, es wäre mir ſogar von Herzen lieb. Verkomme oder werde glücklich — mir egal! Aber verlange nicht das ‚Ja‘. Wo du uns nutzen konnteſt, da ſagteſt du ‚nein‘.

Jetzt ſag' ich's ... Geh jetzt, wie du biſt, es iſt beſſer ... Verſchwinde ... Zu der Poſſe dieſer Liebe gebe ich mich nie her ... Aber geh, geh! ..."

Die Schatten löſen ſich — es iſt ſo ein eiſiges Löſen, ohne Qual in kaltem Haß. Und doch iſt es dasſelbe Blut, dieſelbe unentwegte Energie, derſelbe unerbittliche Entſchluß. Mir iſt's, als wenn ich auf einmal in die Tiefen der Natur ſchaute, den Zwieſpalt der beiden begriffe. Madame haßt in ihrer Tochter ſich ſelbſt, und ſie haßt dieſe Tochter um ſo mehr, weil in ihr ſich all die ererbten Triebe zum Beſſeren wandten, während ein düſteres Schickſal die eignen zum Schlechten lenkte. Es klingt paradox, aber es iſt! ... Ich hoffte, es wäre vorüber und ich könnte weg.

Da bricht bei der Jungen noch einmal die Flamme der Empörung, des Haſſes hell funkelnd durch. „Du liebſt bloß die eine, ich weiß es. Du willſt nur ihr Glück, und ich weiß auch lange, welches Glück. Aber du irrſt — ſie ſtirbt an dir! ... Ich wünſche es ihr nicht, nein, ich wünſch' es ihr bei Gott nicht, aber ich fühl' es, ich ahn' es, ich weiß es in dieſer Stunde: ſie ſtirbt an dir! ... Du biſt eine ſchlechte Mutter auch ihr! ... Hier auf derſelben Stelle wirſt du mal ſitzen, wo du mich weggeſtoßen haſt, und wirſt die Thränen nicht finden, ſo ſehr du auch danach ſuchſt. Es giebt einen Gott, wenn wir auch alle nicht an ihn glauben! Und der läßt uns lange ſündigen in Gedanken und in Thaten, und der hebt uns ſogar empor zu der einſamen Höhe, wo wir das Schickſal verlachen, weil wir das Schickſal ſelber zu ſein wähnen, und gerade in dem Augenblick ſtürzt er uns ohne Erbarmen in alle Tiefen. Dich ſtößt er auch hinab! Der Reichtum wird vergehen, die ganze Herrlichkeit wird zuſammenbrechen! ... Hörſt du, wie der Wurm hier im Holze

pickt und wie alles knackt? Der Wurm hat seine Arbeit schon fast vollendet, und niemand sieht es; aber der nächste, der sich auf diesen Stuhl setzt, der wird zusammenbrechen unter dem wurmzerfressenen Holz. Und dieser nächste wirst du sein! Und du wirst auch darüber kühl lächeln, weil du im Grunde deines Herzens den Schimmer doch verachten kannst, und weil dann deine Tochter glücklich ist. Ja, Asta wird glücklich sein — und du mit ihr! Aber wie lange? Du hast sie glücklich gemacht, und du wirst sie auch töten, vielleicht nicht am Körper, aber an der Seele. Dann wirst du die unglückliche Weggestoßene sein, wie ich jetzt, und ich hätte ein Recht, über euer Unglück zu lächeln, mich daran zu freuen. Ich werde nicht lächeln, ich werde weinen, aber die Thränen werden mir eine schmerzliche Erlösung sein; du jedoch wirst um eine Thräne flehen und wirst sie nicht finden, weil du sie nicht verdienst. Sieh mich nicht so an mit deinen leeren Augen, lächle nicht dein leeres Lächeln! . . . Oder sieh mich gerade an, lächle weiter! . . . Ich will in deinen Augen lesen, du sollst mich daran nicht hindern. Weißt du, was in deinen Augen zittert? Ein Verbrechen! Es kann noch weit sein, auch schon sehr nahe — ich weiß es nicht; vielleicht ist es auch nicht eins, vielleicht sind's ihrer mehr . . . Hab Mitleid mit dir selbst, schließe die Augen, damit dir nicht noch andre hineinsehen! . . . Mutter . . . Mutter . . . Ich glaube . . . du . . . bist . . . wahnsinnig!"

Das Licht flackert wild. Jetzt geht durch den Schatten der einen Gestalt ein Beben — ein Beben, das alle Fibern schüttelt. Mir draußen rinnt's eisig durch die Adern, ich möchte von der Stelle und kann es nicht. Ich höre wieder den dumpfhohlen Ton des Schlegels — weit, weit — und es ist doch ein schrecklicher Klang. Mir graut . . .

Die Tochter geht mit ſchnellen, unſicheren Schritten aus dem Zimmer. Jetzt iſt ſie an der Thür und ſieht mich. „Graf Carén — Sie! . . .“

Ich muß wohl wie ein ſchwarzes Geſpenſt ausgeſchaut haben, oder die Nerven der Kleinen waren ſehr herunter, denn ſie preßt im Augenblick die Hände vor die Augen, wankt — ein heller Schrei! Ich will zuſpringen.

Da wird draußen die Thür aufgeſtoßen. Es iſt die Grünäugige. „Um Gottes willen, was haſt du, Ethel?“

Die blonde Schweſter ſinkt in die Arme der braunen, ich ſehe die weiße Strähne glänzen. Auch Madame iſt hinausgeeilt zu uns ins Entree, doch dem Munde fehlt heut zum erſtenmal das glatte Wort an richtiger Stelle.

„Was haſt du, Kind, Ethel? Sag doch.“ Es liegt ſo viel leidenſchaftliche Mütterlichkeit in dem angſtvollen Ton der Statue. Mich ſieht ſie kaum, denn ihr Blick ſucht ſofort die Mutter, und da errät ſie auch ſofort. „Jaromir? Seid ihr endlich ſo weit! Aber warum weinſt du dann, Kind?“

„Aſta, du warſt ja nicht dabei vorhin!“ haucht Ethel.

Madame miſcht ſich ins Geſpräch — ſpröde der Ton, aber der Verſtand klar. „Laß dir erſt alles erzählen, Aſta . . . Ich kann und will und darf nicht. Du, die du mich immer verſtehſt, wirſt mich auch hier verſtehen. Gerade jetzt, wo's ein Skandal wäre und wir keinen Skandal brauchen können, weil alles ſchwankt . . .“

Aſta wehrt haſtig ab. „Wozu noch erzählen, Mama? Wenn ſie nun einmal liebt! . . .“ Dann zu der Schweſter: „Komm doch zu dir, meine liebe Ethel! Du ſollſt ihn ja haben, ich verſpreche es dir! Warum haſt du nicht früher geſprochen? Eine unglücklich, das iſt doch wohl genug. Komm, komm in mein Zimmer, Ethel! Es wäre ja Unſinn, dies

Nein! Mama hat uns beide viel zu lieb! Haſt du ſie nicht auch lieb, Mama? . . . Ach, Ethel, du biſt doch ein rechtes Kind — und es wird alles gut werden — ja, es iſt ſchon gut! . . . Komm mit, Mama! Du biſt oft nicht nett gegen ſie, heute wirſt du es aber ſein, ich will's!"

Die Gnädige macht eine verlegene Bewegung nach mir hinüber. Da erſt ſieht mich die Grünäugige. Sie will abwehrend die Hand heben, aber die Hand ſinkt ihr. In den grünen, tiefen Augen flimmert es — Schwäche oder Grauen?

Ich gehe ohne weiteren Wink. Dies Gehen iſt auch kein Losreißen; ich kann mich überhaupt nicht mehr von den grünen Augen losreißen, ſie laſſen mich nie. Und das iſt mein Schickſal.

Die halbe Nacht bin ich durch Berlin gebummelt. Ich ſuche das verſchleierte Weltſtadttoſen, den unbeſtimmten Laut, in dem ſo viel Kraft und ſo viel Weh liegt. Zuletzt ende ich in meiner Gegend an der Jannowitzbrücke. In Grau und Grau, in Regen und Dunſt verſchwimmt alles — nur das Toſen bleibt. Wenn ich doch aus dem Toſen den einen Ton heraushörte, den ich ſuche! Ich finde ihn nie. Aber wenn ich ihn fände, dann würde er für mich die Erlöſung aus dem Rieſennetz ſein; das Land, meine Heimat hätte mich wieder. Das iſt für unſereinen das Unwandelbare, das iſt der ruhende Pol. Aber was mich Berlin gelehrt hat, das will ich da draußen nicht vergeſſen. Berlin heißt Kampf, und die Natur heißt auch Kampf. Ich möchte mich auf den Kampf freuen . . .

Siebentes Kapitel.

Berlin läßt mich nicht.

Ich gehöre nicht zu den Leuten, die an der Liebe ſterben können, wenn es auch die Liebe wäre. Auch das große Gefühl, das in den Staub drückt oder in den Himmel erhebt, vermag es nicht — ſelbſt wenn es das Gefühl wäre ... Rettungsloſer Halber. ... Vielleicht iſt es auch beſſer ſo ... Ich bleibe und ſehe zu, ein Weiſer oder ein Thor, je nachdem. Ich könnte unter einem Baume ſtehen, die reifende Frucht neigt ſich zu mir nieder, dem läſſigen Griffe zu weit, im Sprunge leicht gehaſcht. Ich möchte die reifende Frucht und möchte ſie auch wieder nicht ... Ich gehe nicht weg, aber ich ſpringe auch nicht. Ich bleibe geduldig, bis mir die ausgereifte Frucht in die hingehaltene Hand fallen muß. Und in dem Augenblick, wo der dürre Stiel ſchon kraftlos bebt, die Goldene ſchwer ſich ſenkt, ihrem Schickſal entgegen, da kann ich mich nicht mehr halten: ich ſpringe zu, will die Fallende packen — aber ich ſpringe zu hoch, ich faſſe den grünen Zweig darüber und zauſe ſeine Blätter, indes die Frucht auf den Boden fällt. Und da mag ich ſie nicht mehr ... So trieb ich's mein Leben lang. Zuweilen war die reife Frucht des Wartens doch wert, zuweilen nicht

— aber den grünen Zweig erhaſchte ich ſtets. Heute iſt's anders. Die goldene Frucht neigt ſich nicht, ſie kann ſich nicht neigen — und ich warte doch. Springen werde ich auch, und dann wird's ein dürrer Zweig tief drunter ſein, den ich greife.

Die Gnädige und das Nilpferd ſind abgereiſt. Beſtimmungsort: London. Vorwand: Patentverkäufe. In Wahrheit handelt ſich's wohl um einen Rieſencoup für den Gatten, und Madame ſelbſt nahm gern die Gelegenheit wahr, dieſer Verlobung aus dem Wege zu gehen. Denn die Verlobung iſt perfekt. Vor mir liegt die Anzeige — geſtochen, diſtinguiert. Ein ſtärkerer Wille muß das von einem ſtarken ertrotzt haben — Aſtas Wille. Die Gnädige beugte ſich ihm und verſchwand. Nun gehören die Schweſtern wieder einander. Es wird eingekauft, geſtickt, geſprochen. Ein Millionärstrouſſeau wird's nicht. Die Blonde bleibt ſich getreu. Alles einfach, für meine Anſprüche direkt ärmlich — ſie wünſcht nicht den großen Chek auszunutzen, den man ihr zur Verfügung ſtellte.

Selfmademan — Selfmadewoman: das wollen die beiden bleiben.

Mich rührt's. Aber es iſt doch ein oberflächliches Mitgefühl, das ich dieſen guten Menſchen gönne, verſetzt mit einer leichten Ironie, wenn ich an Jaromirs Luftpiſtole denke. Es kommt eben alles ſo ganz anders, als man denkt. Große Kämpfe ſollen tragiſch enden oder komiſch — für die Thränendrüſe das eine, für die zuckende Lachmuskel das andre —, wenn's aber ehrlich zugeht und geſund, dann läßt's uns kühl. Etwas Kolportage im Roman des Lebens, das mögen nun einmal die ganz oben und die ganz unten, ſo blaſiert auch die einen, ſo ſtumpfnüſtrig auch die andern ſind ... Ach Gott — da will man ſelbſt ein Schickſal — ein ganzes,

großes wo möglich — man fühlt den Fittichſchlag, man ahnt, wie die ehernen Fänge einſchlagend unſer Fleiſch zerfetzen werden, man weiß, daß man unter ihm verbluten wird. Dennoch — im Bett ſich niederthun zu ſanftem Verenden oder qualvoll geſtreckt werden in heißer Schlacht? Die Wahl wird mir nicht ſchwer. Wenn das Schickſal den Renner zu Schanden reitet, bis dem Niedergebrochenen das Todesröcheln die blutende Nüſter weitet, dann iſt auch wohl der Renner des Reiters wert . . .

Die Le Fortſchen Mädels ſind jetzt vorübergehend in der Onkelvilla untergebracht. Es iſt ein wenig luxuriöſer Herbſtaufenthalt, aber ihnen ſcheint's ja zu behagen. Jaromir erſcheint täglich einmal — ein höchſt ehrbarer Verliebter, dem auch, wie allen ernſt Arbeitenden, das thörichte Getändel nicht ſtehen würde. Aber die Blonde tändelt. Sie kommt mir vor wie ein luſtiger Vogel, der trauriger Gefangenſchaft entrann und nun ſingt und flattert vor ungemeſſener Lebensluſt. Es iſt nicht die große eine Liebe, die ſie befreite — aber es iſt die Liebe überhaupt, die geſunde Liebe, die wirklich dem Mann gilt, nicht der Illuſion. Die Hochzeitsvorbereitungen werden überhaſtet. Die Gnädige wünſcht ſchleunigſte Trennung. Sie werden auch nicht in Deutſchland bleiben, und Jaromir ſeufzt etwas, wenn von Berlin und Heimweh die Rede iſt. Le Fort hat ſeinem unerwünſchten Schwiegerſohne eine Stelle in New York verſchafft — ein Federſtrich dieſes gefürchteten Spekulanten genügte. Anfangsgehalt hundert Dollars monatlich, klingt in Mark ausgedrückt ſchwindelnd, bei Lichte beſehen heißt es für Jaromirs ohne Zulage an demſelben Hungertuche weiternagen, nur daß da drüben der preußiſche Lieutenant oder der preußiſche Edelmann weder verpflichten noch berechtigen. Ueber eine Mitgift weiß man nichts Gewiſſes. Jaromir

hat ſeinem zukünftigen Schwiegervater bei dem Antrag erklärt, daß er auf nichts rechne. Das Nilpferd hat geknurrt und geſpuckt, als wenn ihn dieſe Ehe keinen Pfifferling anginge, weil ſie kein Geſchäft iſt und keins werden wird. Dann haben ſich die Herren die Hand geſchüttelt, derb, vielleicht herzlich, weil dem großen Spekulanten ſeine Selfmademanjugend einfiel. Madame nahm den Bräutigam nicht an. Sie hatte Migräne, unglaubliche Migräne — es war alſo poſitiv unmöglich. Darauf die plötzliche Abreiſe nach London, weil das Nilpferd durchaus des weiblichen Schutzes bedarf. Auf einmal! ... So kam es, daß die Gnädige ihren Schwiegerſohn überhaupt noch nicht geſehen hat. Kurios iſt's. Die Verliebten geniert's gar nicht. Zum Chaperonnieren iſt ja der Onkel gut. Den freut das Geſunde des Verhältniſſes.

„Wiſſen Sie, Graf, das Richtige iſt's ſchon! Ich habe immer Angſt vor den überſteigerten Gefühlen, nur das Vollblut verträgt ſie. Die andern aber, die ſolche Liebe wie eine Krankheit überfällt, die werden davon verzehrt. Zuweilen iſt's ſchade, meiſtens nicht. Wer kann überhaupt ſagen, was an einem großen Gefühle geſund oder krank iſt? ... Wenn ich Ihnen zum Beiſpiel jetzt etwas für die Zukunft wünſchen ſollte ... auf den Normalmenſchen mit den Normalwünſchen fallen Sie ſchon lange nicht mehr 'rein, an den jede Mutter felſenfeſt glaubt, wenn das Neugeborene nicht ſchielt, aber dafür unmäßig ſchreit. Das Normale iſt ein Phantom. Und Gott ſei Dank, daß das, was wir alle im Munde führen, nicht exiſtiert, nicht exiſtieren wird. Das Normale wäre das ungeſtörte Gleichmaß aller Kräfte im Organismus — in Wahrheit wäre ſolcher Menſch eine lebendige Gliederpuppe, das Ende jeder Entwicklung, die Grenze der Menſchheit überhaupt. Wer

möchte dieſes Ende herbeiwünſchen — es iſt lähmend, eiſig ſchon im Gedanken. Dubois-Reymond ſagt mit anmaßender Beſcheidenheit: Wir werden nie wiſſen; Sueß antwortet darauf ſein exaktes: Wir wiſſen nicht. Das iſt geiſtreiche Spielerei, aber ſehr bezeichnend. Während die arme Praxis noch an den jämmerlichſten Krücken hinkt, entſcheidet die Theorie ſchon die letzten Fragen. Ich meine: wir haben nicht gewußt, wir wiſſen nicht, wir werden nicht wiſſen. Und ſo emſig wir auch nach der Wahrheit graben und zuweilen einen Fetzen ihres Gewandes zu erblicken glauben, im Grunde ſind wir doch alle herzlich froh, daß uns das ſtarre Antlitz dieſer Meduſe nicht ſelbſt erſtarrt ... Mal wieder grüner Tiſch! Sehen Sie ſich, lieber Graf, beſſer die beiden genau an, wie ſie ſo in dem warmen Herbſt wandeln! Sie ſind glücklich in ihrer Art, weil ſie vortreffliches Mittelmaß ſind, nicht mehr und nicht weniger. Möchten Sie dasſelbe? ... Sie werden ſchon Ihr Schickſal haben, das Sie ſuchen, und Sie werden vielleicht an ihm zu Grunde gehen in dem Augenblick, wo Sie es am wenigſten verdienen. Das thut nichts. Der Tod iſt und bleibt ja der beſte Arzt. Drücken Sie ſich nicht um den Moment herum, wo Sie ihm noch mutig ins Auge ſehen können! Und wenn er Sie fällt, mit Ihnen zugleich Ihr beſtes Gefühl — dann denken Sie, daß alle großen Gefühle zum Tode führen und nicht zum Leben, und daß die Häupter nur über das Volk emporwachſen, damit ſie die Senſe beſſer ſchneide, die viel zu hoch ſchwirrt über dem Volke, das ſich dennoch unter ihrem Hieb duckt. Die großen Gefühle ſind ſelten ein Segen für die Fühlenden. Für die Menge ſind ſie der Segen, der ſich von den geſchnittenen Häuptern niederſenkt, um von der Menge aufgeſogen zu werden, verwäſſert, ſchwach

geworden zwar, aber gerade darum eine gute Medizin. Das ist das Gesetz der Entwicklung: das große Einzelne fällt, das kleine Ganze bleibt. Sind Sie solcher Auffassung fähig, Herr Graf? Ich glaube nicht, aber ich hoffe ... Und nun beaufsichtigen Sie für mich die beiden, während ich drin meine unerlaubte Zigarre rauche. Was ich von dieser englischen Konversation hören kann, das ist ein fürchterliches Englisch. Helfen Sie Ihrem Freunde doch etwas! Sie sprechen das Englische fast ohne Accent, das Französische ganz ohne — also ein Weltbürger, so glatt wie er nur existiert. Und im Grunde Ihres Herzens sind Sie der engherzigste Deutsche, den ich je kennen lernte, einer aus Ihrer Bismarck-Aera, die Ihnen die Weltbürgerei nahm und den Chauvinismus gab ... adieu."

Die beiden Wandelnden sprachen in der That ein denkwürdiges Englisch — halb englisch, halb deutsch, innig gemischt. Die Liebe ist wohl eine treffliche Sprachlehrerin, wenn sie Eskimomaid ist und er Papua; aber so systematisch von Brautleuten betrieben wie die hier, produziert sie Kauderwelsch. Jaromir kann das „Th" durchaus nicht aussprechen. Und wenn es ihm Ethel, wie ich errate, durch die Mundstellung klar machen will, so muß sie lachen und kann's selbst nicht. Zuletzt haben die vergeblichen Versuche den Bräutigam so aufgeregt, daß er steif und fest behauptet, wir beide sprächen das englische „Th", er aber das amerikanische, eine Behauptung, die er durch unglaubliches Näseln beweisen will. Ethel wird kribblig, ich lache. Zuletzt fliegt Gesenius' englische Grammatik durch die Lüfte. Die Blonde hat sie geschleudert, halb Aerger, halb Uebermut.

Jaromir sieht die Angebetete von der Seite an.

„Na, hol's!"

„Aber, liebe Ethel!"

„Hole!“

„Aber es war kindiſch.“ Er hat das richtige Gefühl, daß zum Apportierhund noch Muße genug in der Ehe bleibt. Ethel ſchmollt. Jaromir beißt die Lippe. Endlich geht er zögernd. Da lächelt ſie fein. Aber gerade in dem Augenblick, wo er ſich nach dem Buche bückt, ruft ſie:

„Nein! ich hol's ſelber.“

Er iſt jedoch raſcher und hält ihr das Buch ſchon entgegen. Da küßt ſie ihn. „Fritz, ſei doch nicht ſo fürchterlich eigenſinnig!“

„Nein, das biſt du, Schatz, und kapriziös auch!‘

„Aber, lieber, lieber Fritz!“

„Aber, liebe, liebe Ethel!“

„Warum lächeln Sie eigentlich mokant, Graf? Sie denken: Na, der kommt ſchon früh genug unter den Pantoffel! Nein, er kommt unter gar keinen Pantoffel, wenigſtens unter keinen, den er merken ſoll ... Sie aber, Graf, ſind und bleiben — ſcheußlich! Wir müßten Sie eigentlich fortſchicken. Wir wollen aber thun, als wenn Sie nicht vorhanden wären ... Alſo, Fritz, du mußt das ‚Th‘ unbedingt lernen! In New York lachen ſie ſich ſonſt über dich tot, und das iſt ganz unnötig ... Gehſt du überhaupt gerne über das Waſſer?“

„Gerne nicht!“

„Du biſt ein Deutſcher ...“

„Gott ſei Dank!“

„Nein, nicht Gott ſei Dank! Sieh mal, ich habe zum Beiſpiel kein Vaterland und möchte auch keins haben ...“

„Aber ich habe nun doch einmal eins!“

„Sei doch nicht ſo kleinſtädtiſch! Ich ſage dir, New York iſt ganz berliniſch, wie Berlin ganz amerikaniſch iſt — Weltſtadt, international, der einzelne Menſch eine Nummer.“

„Eben die Nummer möchte ich nicht ſein, Frau von Jaromir!“

„Und das ſagſt du mir, du vom Militär? Wo erſt drei Dutzend Lieutenants zuſammen eine einzige Regimentsnummer ſind! Und ihr ſeid ſo ſtolz auf eure Nummer ... Vor 'ner Viertelſtunde noch, als ich ſagte: ſo und ſo viel Wochen müſſen wir noch warten, da antworteteſt du ſtolz bei der Zahl: das iſt meine alte Bataillonsnummer ... Was ſeid ihr Deutſche doch für komiſche Leute! Hier iſt die Nummer euer Höchſtes, dort drüben wollt ihr ſie abſolut nicht ſein.“

„Ja, Schatz, das iſt auch wirklich etwas Grundverſchiedenes, was du als Ausländerin nicht recht verſtehſt.“

„Schäm dich, Fritz! Ich wollte eben ſagen, daß ich kein Vaterland und keine Heimat brauche, weil ich dich habe. Nun ſag' ich's natürlich nicht!“

So geht's hin und her, die Unterhaltung iſt bald ſeicht, bald tief, immer mit der realiſtiſchen Spitze bei ihr, mit der deutſchen Sentimentalität bei ihm. Zuweilen beneide ich die beiden, zuweilen thun ſie mir leid. Was mir das Beſte dünkt, das Heimatgefühl, das wird ſie dem Jaromir ſchon aberziehen mit Küſſen und Scherzen und ſchalkhafter Ironie. So werden die beiden da drüben im Goldlande die Jacke der neuen Nationalität raſch anziehen, gezwungen er, aus freier Wahl ſie. Das iſt undeutſch und doch wieder ſehr deutſch: ſchwer aus dem mütterlichen Boden der Heimat geriſſen und leicht anwurzelnd in fremder Erde. In der Kulturgeſchichte der Menſchheit mag das Segen bedeuten, in der Geſchichte der Nation ſcheint mir's Verhängnis.

*

Heute vor einem Jahr erſchoß ich Serner. Es iſt ein Herbſttag wie jeder andre, nur den gewiſſen

Druck fühle ich. Das gehört ſo dazu. Ich bin Frühaufſteher geworden, weil der geſunde Schlaf mich flieht. Dann iſt auch gerade heute Termin in meiner Erbſchaftsangelegenheit, dem ich als Zuſchauer beiwohne. Mein Rechtsfreund, unter den Kohlenſtaubbrennern „Mollah“ genannt, iſt guter Dinge. Wenn ich ſelbſt aber das Geld nicht ſo bitter nötig hätte, würde ich noch heute auf dieſen ſkandalöſen Prozeß verzichten. Einer Toten, ſelbſt wenn ſie meine Tante war, ſchuldet man doch gewiſſe Rückſichten. Der gute Mollah preßte den Medizinalrat gehörig aus, obgleich er ſich als Sachverſtändiger auf dem glitſchigen Boden des Morphinismus äußerſt vorſichtig bewegt ... „Ich kann nicht leugnen, daß Symptome vorhanden ſind, daß gewiſſe Nervenſtörungen, die auffällig wechſelnden Stimmungen wohl dem Arzt den Gedanken nahelegen konnten, daß chroniſche Vergiftung irgend welcher Art nicht ausgeſchloſſen wäre ... aber wiederum andrerſeits ... Ich verſtehe den Teufel von ſeinen langatmigen pathologiſchen Ausführungen, aber daß er partout nicht Farbe bekennen will, das verſtehe ich.

Mein Rechtsfreund iſt unerbittlich. „Ich bitte den Herrn Sachverſtändigen, ſich beſtimmter auszudrücken ... War der Zuſtand der Gräfin in den letzten Tagen der Krankheit derart, daß volle Dispoſitionsfähigkeit ausgeſchloſſen war oder nicht?“

„Allerdings, die geiſtigen Kräfte waren wohl ſchon im Niedergang. Das ſchließt aber durchaus noch nicht aus ...“ Der alte Kerl dreht und wendet ſich, er möchte es dem empörten Neffen recht machen und der tief gekränkten Stiftung auch.

„Ich muß den Herrn Sachverſtändigen wieder bitten, die Antwort poſitiver zu faſſen. Sie ſind die einzige Perſönlichkeit, die den ganzen Zuſtand beurteilen kann, weil Sie der einzige Arzt waren,

der zugezogen wurde ... Ich muß bemerken, daß, so wenig dies auch im Sinne des anwesenden Grafen Carén sein mag, ich die Exhumierung beantragen werde. Denn es liegt doch dem Gesetz daran, daß Blutsverwandte in ihren vitalsten Interessen geschützt werden. Meine Ueberzeugung ist, daß die volle Dispositionsfähigkeit lange nicht mehr vorhanden war, und der Herr Sachverständige möge auch bedenken, daß seine Aussage nicht etwa dem Rechte eines einzelnen, sondern dem Rechtsgefühle aller dienen soll."

Der hohe Gerichtshof verhält sich sehr passiv. Es ist Ferienstimmung. Außerdem mengt sich ja der sprühenden Gerechtigkeitsliebe der Anwälte immer ein wenig Liebe zum Golde. Da dem guten Medizinalrat nichts Rechtes abzuzapfen ist, erscheinen die beiden andern Zeugen: der Dicke und die Dürre werden vorgeführt. Ein rührendes Wiedersehen für mich! Sie sind regelrecht verheiratet, wohlbestallte Besitzer eines Mehl- und Vorkostgeschäftes; sie ist noch dürrer und er noch dicker geworden, und angesichts der Karfunkelnase verzieht selbst ein Richter sein barettgekröntes Pagodengesicht zu nachsichtigem Lächeln. Die beiden Zeugen wissen übrigens absolut nichts, haben nie etwas Auffälliges bemerkt, weder in den geistigen noch in den körperlichen Gepflogenheiten der Schildkröte. Sie wären auch schön dumm, an dem Verstande zu zweifeln, der ihnen so fette Legate besorgte, außerdem waren und sind sie vorzügliche Kammerdienernaturen.

Der Mollah inquiriert auch hier scharf. Bis zu einem: Etwas angegriffen waren die gnädige Comtesse schon lange, aber so klar im Kopf und so gut — bequemt sich der Dicke endlich. Was Morphium ist, wissen sie nicht. Ein weißes Pulver von eigentümlich bitterem Geschmack oder eine farblose, ebenso

bittere Mixtur? Sie können ſich an nichts derart erinnern. Und ich glaube, das iſt nicht mal gelogen. Der Morphiummißbrauch meiner Tante ſcheint mir ſelbſt ſehr fraglich. Dem Mollah ſcheint dagegen dieſer Mißbrauch ſelbſtverſtändlich; er tritt erbarmungslos auf dem Dienſtbotengefühl dieſer Leute herum, die wahrſcheinlich Angſt haben, durch eine Ausſage ihr Legat in Frage zu ſtellen. Alle Mahnungen ſind vergebens. Sie ſchweigen wie die Katakomben, und als mich die Dürre erſt mit einem ſchielenden Seitenblick gewahrt, wird das habſüchtige Geſicht ſteinern.

Es iſt doch eine peinliche Geſchichte ... Wenn es ſich nur darum handelte, den gewiſſen Altersſtumpfſinn bei meiner Tante nachzuweiſen — aber es muß nun einmal Morphiummißbrauch ſein. Morphium iſt Gift, und Gift weckt immer die häßlichen Nebengefühle von etwas Schleichendem, Verſchwiegenem, Verbotenem, von einer geheimnisvollen Macht, einer fremden Hand, die es miſcht und einflößt und dann ſpurlos verſchwindet. Dabei iſt der ganze Prozeß doch eine Farce, der Morphiumverdacht nur zu dem Zwecke aufgegriffen, um mir die Million zu verſchaffen und meinem Rechtsfreund einen aufſehenerregenden Fall. Es mag mit den ſchwarzen Talaren, den feierlichen Baretts, den ſteifen Richtergeſichtern zuſammenhängen, mit dem ſchweren Parfüm des Gerichtes überhaupt, das ſelbſt Unſchuldige zu Geſtändniſſen treibt. Denn ich ſelbſt wittere auf einmal ein Verbrechen, ich fühle vagen Verdacht gegen den Dicken, gegen die Dürre, gegen den Medizinalrat, ja, gegen mich ſelbſt. Ein andres Gefühl kommt hinzu: ich möchte eigentlich die Wahrheit gar nicht wiſſen, weil ſie lähmend ſein kann. Das Sterbezimmer ſchwebt mir wieder vor, die graue Dämmerung, die mir ſo widerſprechende Gefühle

weckte, die qualmende Nachtlampe mit dem riesigen Schattenriß an der Wand, sogar der Augenblick wird mir wieder lebendig, wo wir beide der Kranken Medizin einflößten ... der Löffel schwankt, die glitzernden Tropfen rollen auf das weiße Bettzeug.

Die Verhandlung wird, wie vorauszusehen, auf Monate vertagt. Außerdem ist der Dicke nicht nüchtern, wie der Mollah noch im letzten Momente entdeckt, und wie auch der Medizinalrat bestätigt, weil's ihn ja selbst nicht belastet. Draußen empfinde ich nichts mehr von der vagen Angst. Die lärmende Straße predigt Realität. Eine nette Realität! Wenn meine Tante nicht ausgegraben wird, oder wenn nicht Wunder geschehen, ist auch dieser Prozeß für mich verloren. Der Mollah wiederum ist andrer Ansicht. Dem Medizinalrat und den Dienstboten wird das Herz schon in die Hosen fallen. Und was die Hauptsache, der Anwalt der Gegenpartei habe ihn unter der Hand sondiert und sich bereit erklärt, eine größere Abstandssumme an den Grafen Carén zu zahlen, weil milden Stiftungen die Rechtskämpfe bis aufs Messer ein Greuel wären. „Leere Rederei! Die Herren fühlen die blasse Angst, und das ist verständlich. Die Richter werden freilich auch zum Vergleich raten, weil es bequemer ist und sie alsdann kein Erkenntnis auszuarbeiten brauchen. Nur Mut! Für uns beide, Herr Graf, ist es jetzt Ehrensache, die Nichtigkeitserklärung durchzusetzen."

Ich stimme zu, weil mir nichts andres übrigbleibt. Dann frühstücken wir irgendwo gut; ich habe keine Lust, gerade an diesem Tage allein zu bleiben. Später lasse ich mich sogar zum Doppeldoktor mitschleppen. „Sie müssen sehen, Herr Graf, wie dieser große Verbrecher wohnt! Bei dem muß der Bau immer mindestens zwei Eingänge haben, eine Röhre, in die er hineinschlüpft, und eine andre, aus

der er hinausſchlüpft, während die Gerichtsvollzieher in Rudeln das Haus umlagern. Und dann ſeine Wirtin! Ein Prachtexemplar!"

Tip! Die elektriſche Glocke ſchrillt, der Doktor wohnt Mohrenſtraße, dritte Etage. Wir müſſen eine Ewigkeit warten. Weich gleitende Filzſchuhe im Korridor drinnen, ein blinzelndes Auge am Guckloch der Thür, dann Gewiſper. Der Doppeldoktor iſt zu Haus, und ihm muß rapportiert werden. Wir beide ſehen doch wahrhaftig nicht wie Diener des Geſetzes aus! Endlich erſcheint die Fee — eine milde Fünfzigerin mit einer Naſe wie ein eingedrückter Knopf — das linke Auge beſtändig in der verkehrten Ecke.

„Herr Doktor zu Haus?"

„Nein, der Herr Doktor ſind ſchon ſeit Wochen verreiſt."

„Nach Plötzenſee?" fragt witzelnd der Mollah.

„Aber, meine Herren, was denken Sie von unſerm guten Herrn Doktor!"

„Na, dann muß er doch zu Hauſe ſein! Sagen Sie ihm, es wären zwei noch viel größere Verbrecher da als er ſelbſt!"

Die Dame mit der Knopfnaſe lächelt verſchämt, aber rührt ſich nicht aus der Thür.

„Leßmann!" ruft der Mollah in den Korridor hinein. „Er iſt hartnäckig heute," fügt er zu mir hinzu. „Aber ganz unverrichteter Sache dürfen wir nicht abziehen, Herr Graf, Sie müſſen wenigſtens die berühmte Pfandkammer ſchauen . . . Die können Sie uns ſchon zeigen, Mutterchen, ohne Bedenken; denn ſelbſt wenn wir Gläubiger wären, was da zu holen iſt, das wiſſen Sie ſelbſt."

Dieſe Bitte gewährt uns endlich die gute Dame, die auch Sinn für Humor zu haben ſcheint. Im übrigen liegt die Pfandkammer direkt am Korridor,

von den Gemächern des Doppeldoktors sehr weit — es ist ein Lattenverschlag mit alten Koffern, verstaubten Sektflaschen und unbeschreiblichem Gerümpel, das ein ansprechender Modergeruch überwogt. Die Dame mit der Knopfnase lächelt über unsre Wißbegier mild. In diesen Verschlag hat sie schon so manchen Gerichtsvollzieher geführt, während der Doppeldoktor durch die Notröhre entwischte. In der Pfandkammer ist all das Wertvolle aufgestapelt, was der große Spekulant vor der Welt besitzt. Ein ganz fanatischer Mann des Gesetzes hat auf einen Koffer seinen Stempel angepappt. Auch unter den Gerichtsvollziehern giebt's Idealisten ... Solche Pfandkammer ist einfach nur in Berlin möglich, und dieser Doppeldoktor auch.

Während wir noch lachend das Gerümpel besehen, öffnet sich behutsam im Hintergrunde eine Thür: erst ein argwöhnisches Auge, dann ein paar rotseidene Unaussprechliche ... „Na, Kinder, regt euch nur nicht unnötig in meinem Salon auf! Es hat eben jeder seine Heiligtümer, die das gemeine Volk nicht einmal mit den Blicken entweihen sollte. Kommen Sie näher 'ran zum Feldgeschrei, Graf! Auch Sie, Rechtsverdreher, verschwiegen wie eine Litfaßsäule, sind willkommen." Es ist Doktor Leßmann höchstselbst.

Wir lassen uns das nicht zweimal sagen, denn ein Empfang beim Doppeldoktor ist so selten und so heiß ersehnt wie eine Audienz bei der Duse. Er ist natürlich noch im Negligé, vom Kopf bis zu Fuß Carnaval de Venise — raffinierter Dandy lieber bei sich als auf der Straße, wo solide Eleganz den soliden Geschäftsmann ziert. Auch ein wirklicher Salon ist's, in den wir eintreten dürfen; echte Empiremöbel, seltene Waffen, viel Bücher in malerischer Unordnung und darüber der feine Duft

epikuräiſchen Genuſſes. Eine halbe Rothſchild in der Aſchenſchale — der Schlemmer raucht auch die edelſten Importen nur halb; daneben ein bis zur Neige geſchlürfter Schloßabzug; ich mache immer innerlich ein Kompliment vor Leuten, denen der verfeinerte Lebensgenuß nicht Mittel, ſondern Endzweck iſt. Dieſem großmäuligen Spekulanten hätte ich die verſchwiegene Fineſſe nicht zugetraut. Auf dem Tiſch liegt aufgeſchlagen ein Reiſehandbuch über Aegypten... Jetzt weiß ich, wie der Brave ſeine endloſen Expeditionen gemacht hat und warum ſeine Angaben darüber ſo präzis ſind. Dieſer Globetrotter geruhte durch andre die ſchwierigen Reiſefrüchte pflücken zu laſſen, um ſie darauf gelegentlich zum Frühſtück auf ſeiner Bude zu verſpeiſen. Das gehört wohl auch zum Geſchäft eines unvergleichlichen Blagueurs: die Welt zu kennen, ohne ſich aus Berlin zu rühren. Er präpariert ſich allmorgendlich für die Renommiſtereien des Abends, die immer ihren geſchäftlichen Zweck haben. Auf die Weiſe erklärt ſich auch ſo manch glänzender Finanzvortrag oder ſeine fabelhafte Kenntnis der Geſchichte der Bauernkriege, die mir ſehr imponierte. Das Handbuch dafür liegt dicht dabei. Andern Sand in die Augen zu ſtreuen, iſt ihm Geſchäft und Genuß. In mir wittert er wohl einen Weltenbummler gleichen Kalibers — thörichterweiſe aber machte ich meine Reiſen wirklich ſelbſt.

„Sehen Sie, Graf, da friſcht man ſo alte Erinnerungen auf ... Sie waren natürlich auch in Aegypten? ... Ich war ein gutes Dutzend Mal drüben, immer von Paris aus; mein Freund, der Herzog von Mora, mag das Wunderland nur in meiner Begleitung und behauptet: ‚ich ſtände ihm noch größer da als die Pyramiden‘ ... Wenn ich ſo an unſre Nilfahrten denke! In Mondnächten — der Strom ſtill, die Wüſte wie ein rieſiger Leichnam.

Der gute Mora ſchlief über dieſem Bilde regelmäßig ein. Er hatte eben nur ſeine Nilpferdpaſſion .. Sie wiſſen, lieber Graf, gleiche Brüder, gleiche Kappen! Das bezieht ſich natürlich auf dieſes franzöſiſche Nilpferd. Während er mal ſo pennte, erlegte ich thatſächlich eine rieſige Beſtie — es war wohl der letzte Hippopotamus, der in Mittelägypten überhaupt geſpürt wurde. Aber dann das Wutgebrüll des Duc! Er hat ſich den Kadaver ausſtopfen laſſen — das Nilpferd dem Nilpferd — an Jagdtrophäen liegt mir überhaupt nicht viel. Braune Lappen ſind die einzig wahren Trophäen!"

„Machten Sie die ganze Nilfahrt auf einer Dahabieh?" frage ich höflich.

„Von Chartum bis Aleſſandria!" verſichert er ſtirnrunzelnd. Der gute Doppelte ſcheint in ſeiner Reiſebeſchreibung noch nicht bis zum Tode Gordons und dem Mahdiſtaat gekommen zu ſein.

„Wie gefielen Ihnen übrigens die Katarakte, Doktor?"

„Wunderbar, Graf!"

„Zwiſchen dem dritten und vierten Katarakt — nicht wahr, eine unvergleichliche Scenerie?"

Der Doppeldoktor macht eine großartige Gebärde. „Denken Sie das Pech, Graf Carén, dieſe ganze Strecke verſchlief ich regelmäßig! Das Auge ſaugt ſich ſo toll und voll an all den pittoresken Bildern, bei dem pittoreskeſten fällt es dann ohne Gnade zu."

„Dann gratuliere ich Ihnen zu dem geſunden Schlaf, Herr Leßmann. Die Nilbarkentour dauert wenigſtens vier Tage vom dritten bis zum vierten Katarakt."

„Ja, ſehen Sie, Graf, ſo ſchläft man eben nur in Aegypten!" Und das ſagt er mit Haltung wie ein unantaſtbares Axiom.

Da platzt zum Glück der Mollah los: „Das war aber 'reingefallen, Doppelter!"

Der Doppelte dreht ſich geringſchätzig um. „Lachen Sie nicht ſo ſchmutzig, Rechtsverdreher! Der größte Fluß, den Sie allerdings in Ihrem Lotterleben ſahen, war die Panke, und den geſunden Schlaf fanden Sie auch nur auf den nächtlichen Bänken des Tiergartens — ſolcher Schlaf iſt freilich etwas kürzer, weil einen die Schutzleute immer aufjagen.“

Der Mann iſt eben nicht aus der Contenance zu bringen. Er fährt ruhig fort: „Aber nun wollen wir von etwas anderm ſprechen, Graf, was dieſer Botokude da auch verſteht! Le Fort iſt noch nicht zurück aus London? ... Dieſer Le Fort, das iſt ein Mann! Er wird den Bomulunder ſchon 'reinlegen — und das mit Recht. Wiſſen Sie nichts Genaues, wann er kommt?“

„Woher, Verehrteſter? Ich komme faſt nie in die Händelſtraße, und wo ihre Geſchäftsbureaux ſind, das ahne ich nicht einmal.“

„Dafür ſind Sie deſto häufiger an der Oberſpree.“

„Das iſt doch wohl etwas andres, Herr Doktor ...“

„Kaum, Graf! Die Töchter ſind ja da interniert — der Wechſelbalg auch, der ſich mit dem Jaromir verlobt hat ... Wir ſind eben über alles orientiert.“

„Wir wollten doch von Herrn Le Fort ſprechen?“

„Das allerdings, Graf! ... Und ich ſage Ihnen, der Mann wird wiederkommen, den Beutel voller Zechinen, und den Leuten ihre Million hinſchmeißen und den Bomulunder 'rausſchmeißen. Ich glaube an den Le Fort wie an das Einmaleins. Er iſt eine Mirabeaunatur, die da ſagt: Die kleine Moral verdirbt die große! Mit der kleinen Moral geben wir uns alle nicht gern ab — ich auch nicht, Graf. ... Ich liebe unſern Kohlenſtaubmann! Das ſind doch noch Summen, mit denen ſpekuliert wird — eine Million iſt kaum des Ausſpuckens wert!“

„Na, na!“ mahnt der Mollah.

Der Doktor winkt ab. „Sie ſind auch ſo ein Kleiner! Wenn das Herrſchaftsportal nicht offen iſt, dann geht's durch die Hinterthür, Aufgang für Dienſtboten und Lieferanten. Le Fort haut das geſchloſſene Portal einfach ein."

„Lieber Leßmann, es ſind ſchon Nachtwächter bei Tage geſtorben," höhnt der Mollah.

„Jawohl, ſolche wie Sie, Linksanwalt! ... Aber ſelbſt wenn es dem Le Fort übel ginge, ich verließe ihn nicht. Ich habe ein übermäßiges Vertrauen auf den Kerl! So dick und unbeholfen er iſt, er fällt immer auf die Beine."

Dieſer Glaube ſcheint mir echt — es iſt der unentwegte Glaube an die Dummheit des Publikums und die Blindheit des Glückes. Le Fort hat Glück, und weil er Glück hat, wird er von den Kohlenſtaubbrennern angebetet.

Wir verabſchieden uns bald. Mir ſchwankt mal wieder der Boden.

In der Ausfallsröhre, die der Doktor erſt argwöhniſch beäugt, ehe er die Thür öffnet, wird mir noch einmal die Hand ſehr energiſch gedrückt, und Herr Leßmann ſagt mit ganz andrer Stimme: „Sie ſind ein Freund von Le Forts, Herr Graf! Der Dicke muß morgen wiederkommen ... Verſtehen Sie ... von ihm werden Sie nichts 'rauskriegen, aber vielleicht von ihr; er muß die Million einzahlen — er muß! ... Sagen Sie nur das eine Wort: Zuſatzpatent. Die Gnädige wird's auch verſtehen. Morgen kommt's ſo weit. Und wenn Le Fort nicht zahlen kann, dann ſind wir alle aufgeſchmiſſen ... Seit geſtern kenne ich erſt die Karte, die Bomulunder in der Hand hat; ſie iſt ſo gut wie der älteſte Wenzel ... Warum war eigentlich das Frauenzimmer, die Ethel, ſo widerhaarig damals? — Es ſtände alles anders. Zuſatzpatent! Vergeſſen Sie

das Stichwort nicht! Wenn die Gnädige dabei nur um einen Schatten blaſſer wird, dann adieu Le Fort! ... Könnten Sie nicht übrigens den Onkel etwas bearbeiten? Er muß doch auch Zechinen haben, oder ſollten die alle bei der blödſinnigen Lebensverſicherungsgeſchichte engagiert ſein ... Das letztere iſt für Sie, Gott ſei Dank, ein böhmiſches Dorf, Graf ..."

Leider iſt es mir kein böhmiſches Dorf. Ich bin ja über Le Fortſche Angelegenheiten durch andre gut orientiert.

Als mir der Doppelte noch einmal von dem Treppenaufſatz nachwinkt, ſehe ich das heimliche Aufleuchten der Angſt in ſeinen Augen; er will mit allen Fibern an den Le Fortſchen Erfolg glauben ... und zu guter Letzt glaubt er doch nicht daran. Ich werde noch heute nach der Oberſpreevilla gehen. Die Gnädige könnte zurück ſein. Vielleicht bekennt ſie auch einmal in ihrem Leben Farbe. Mir iſt, als tanzte alles auf einem Vulkan, ſo heiß ſind mir die Sohlen. Wenn ich die Abfindungsſumme der frommen Stiftung doch annähme? Zweihunderttauſend Mark ſind freilich eine Bagatelle — ſie gehörten mir auch nur zur Hälfte, denn mein Wucherer zieht die Schraube jetzt unbarmherzig an. Und was würde dann aus mir? Ich bin tief herabgeſtiegen in meinen Anſprüchen, und dennoch reiche ich mit den tauſend Mark monatlich knapp, auf die mich mein eigner Entſchluß reduzierte. Was den andern Schlemmerei heißt, das iſt mir hartes Brot. Die verfluchte Gewohnheit des Verſchwendens! Zwei Millionen durchgebracht zu haben, ohne Spieler zu ſein? Es iſt wahrlich ein Skandal! Wer nie unter einem Goldfuchs Trinkgeld gab, dem ſcheint die Mark jetzt direkt ſchäbig ... Dennoch — was ich thun kann, will ich thun. Spielen die zweihunderttauſend Mark in dem

Geſchäft eine Rolle, ſo nehme ich ſie noch heute und cediere ſie Le Forts. Mein Wucherer kann ſehen, wie er zu ſeinem Gelde kommt! Dann werde ich lieber zum Schuft, als daß der Vater Aſtas einer wird.

Dieſer Todestag des frühreifen Karlchens hat auch andre graue Schatten. Dabei iſt er noch nicht mal zu Ende . . . Er birgt wieder einmal das Unerwartete — er birgt mir ſogar das Wunder! Aber wozu aus der Schule plaudern zu früh? Ein Tagebuch iſt eine Chronik, wo's der Reihe nach geht.

Alſo, auf nach der Oberſpreevilla!

Achtes Kapitel.

Madame kommt erſt morgen.

Jetzt eilt mir das auch nicht ſo. Ich wollte nur, der verwünſchte Tag wäre 'rum. Hätte ich eine Spur von wirklichem Takt, ich bliebe gerade heute nicht in der Oberſpreevilla, denn die Grünäugige iſt auch da. Aber ich bleibe.

Das Brautpaar, der Onkel und ſie ſind im Garten. Ein Herbſttag wie jener, funkelnd, klar. Von den Beeten duftet es nach abblühenden Reſeden. Der Wind jagt die erſten welken Blätter. Die Villa empfängt mich froh. Niemand gedenkt des Tages, nur wir beide. Aber ſie bleibt. Meine That hält ſie; ich kenne den ſeeliſchen Zuſammenhang nicht, aber ich wittere, daß mein Verbrechen ein wirkliches Band zwiſchen uns iſt, ein Zauberband, ja noch mehr.

Wir ſitzen auf der Terraſſe. Das Brautpaar verſtändig, geſchwätzig ich, ſtumm ſie. Der Onkel mit ſeinem ſcharfen, guten Auge ſieht auf die kalt glitzernde Spree. Die Zillen gleiten hin und her. Er hört nicht recht hin, als ich von meinem Prozeß erzähle. Ich thue es auch mit dem ruhigen Sarkasmus, den man einer verlorenen Sache gönnt. Warum ich ſie auf einmal für verloren halte, ja ſelbſt verloren wünſche, das iſt mir ein Rätſel.

Vielleicht macht's die dumme Exhumierung. Verwandte ausgraben zu laſſen aus reiner Geldgier, iſt nicht gräflich — und zu guter Letzt war ſie doch die einzige Schweſter meines Vaters.

Als ich auf die gewundenen Erklärungen des Sachverſtändigen komme, der es aller Welt recht machen will, wird der Arzt allmählich wach. Herr Liſter ſieht mich ſogar prüfend an und ſagt: „Erzählen Sie, bitte, noch einmal, Graf!"

Ich erzähle.

Der Arzt wiegt den Kopf. „Dieſe Ausführungen machte ein Mediziner?"

„Ein veritabler Arzt wie Sie, Herr Liſter."

„Hm . . . hm . . . Er war nüchtern?"

„Ich glaube wohl. Am Sterbebette meiner Tante war er das allerdings nicht."

„Aber er brachte Sie doch auf den Morphinismus?"

„Das that er allerdings."

Darauf ſchweigt der Onkel ungebührlich lange. Endlich langſam: „Ihr Arzt täuſchte ſich."

„Sie glauben alſo auch nicht an den Morphinismus?"

„Ich glaube an etwas ganz andres."

„Und das wäre, Herr Liſter?"

„Pardon, Herr Graf, ich kenne von der ganzen Sache nur die paar Andeutungen, die ich eben von Ihnen höre. Ich täuſche mich alſo vielleicht erſt recht. Iſt es Ihnen im übrigen egal, welche Konſequenzen ich aus dieſem Falle perſönlich ziehen könnte?"

„Ganz egal, Herr Liſter."

„Das würden wir vielleicht am beſten dann allein beſprechen, Graf."

Aber die blonde Ethel iſt neugierig geworden. „Ach, Onkel, du biſt immer ſo! Erſt machſt du

einem den Mund wäſſerig — und dann ... Weißt du, Onkel, wenn du ſo geheimnisvoll thuſt, dann denkt man gleich an irgend ein Verbrechen!"

Dem Onkel iſt dieſe Wendung unangenehm. „Meinetwegen hört auch zu! Das Ganze giebt thatſächlich mehr das Bild einer akuten Vergiftung. Die alte Dame kann ſich in der Medizin vergriffen haben. Solch unglückliche Zufälligkeiten ereignen ſich öfter, als man denkt."

Mir wäre dies Thatſächliche innerlich ſympathiſcher als der verwünſchte Morphiummißbrauch. „Denken Sie an ein beſtimmtes andres Gift, Herr Liſter?"

„Ja ... nein. Die Pupillen wie Stecknadelköpfe — der totenähnliche Schlaf — die entſetzlichen Wehegefühle beim Aufwachen ..." Er macht eine zweifelnde Bewegung mit der Hand. „Hatte irgend jemand ein ſehr ſtarkes Intereſſe an dieſem Tode?"

„Ich."

„Das glaube ich Ihnen bis zu einem gewiſſen Grade. Die Gräfin hatte aber vielleicht noch andre Freunde, Leute, die ein Legat vielleicht nicht mehr erwarten konnten?"

„Die waren vorhanden." Ich male mit ein paar ſcharfen Strichen die Silhouetten des Dicken und der Dürren.

Der Doktor ſchüttelt den Kopf. „Das iſt doch eine andre Menſchengattung, als ich meine. Dieſer Freund oder dieſe Freundin Ihrer Tante, die ich vielleicht im Auge hätte, müßte klüger ſein und kühler. So was wie dieſe Dienſtboten verſucht's mit gekochten Streichholzköpfen oder — gar nicht. Sie können in jedem Falle Namen nennen, Graf. Morphium iſt überdies ein zu verſchwiegenes Gift, als daß es bei der Sektion wirklich belaſten könnte.

Wer mit ihm umzugehen verſteht, hütet ſich vor dem Eklat — es tötet ja ohne den langſam und ſicher! Wozu ſollte er ſich die Brutalität einer übermäßigen Doſis leiſten, die ihn verraten könnte? Die Gräfin mag Morphiniſtin geweſen ſein oder nicht — nach allem, was Sie, Graf, über ihre ſonſtige Geſundheit ſagen, war ſie es nicht oder nicht ſehr lange. Ergiebt alſo eine Sektion Spuren von Morphium in Darm oder Magen, ſo wäre das in dieſem Fall noch nicht belaſtend. Alſo Sie waren der einzige Intereſſierte am Sterbebette?“

„Der einzige Intereſſierte, ohne Frage! Denn die andre . . .“ Ich zögere, den Namen Madames zu nennen. Sie hat mir zwar kein Stillſchweigen auferlegt, aber man ſoll nie überflüſſige Namen nennen. Das iſt eine alte diplomatiſche Erfahrung. Schließlich — Herr Liſter ſieht mich ſo ſcharf an, als wenn er mir ſelbſt einen Giftmord zutraute —, ſchließlich ſage ich: „Ihre Frau Schweſter war auch dabei — als Freundin meiner Tante . . .“

Die Mädels richten ſich beide auf: „Mama?“

„Davon weiß ich nichts!“ ſagt Ethel verwundert.

„Ich auch nicht,“ beſtätigt Aſta.

Ich ſtehe da wie ein Lügner. „Aber, meine Herrſchaften, Frau Le Fort war thatſächlich eine ſehr intime Freundin meiner Tante, vielleicht die intimſte in letzter Zeit.“

Die Mädels prüfen meine Wahrheitsliebe — Ethel mit einem kühlen, Aſta mit einem ſcheuen Blick. Am Ende glauben ſie mir. Die Lüge war mir ja auch nie Paſſion, höchſtens Mittel. Mir thut's leid, daß ich den Namen nannte.

Alles ſchweigt markant.

Endlich lacht der Doktor kurz auf. „Sehen Sie mal an, wohin ärztliches Mißtrauen führen kann! Jetzt kann ich Ihnen ſagen, ich hätte auf eine akute

Morphiumvergiftung geſchworen. Sobald Sie aber den Namen meiner Schweſter nennen, iſt das ausgeſchloſſen. Claire intereſſiert ſich, wie die meiſten Frauen, für Medizin. Sie hat ſogar einen merkwürdig ſcharfen Blick für das Symptom. Seit dem Joniaux-Falle haben es ihr die Gifte angethan — das iſt ſo begreiflich! ... Meine Schweſter kennt die Erſcheinungen gerade bei Morphiumvergiftung ſo genau, daß ſie bei Ihrer Tante die Diagnoſe nicht im Stich gelaſſen hätte. Was Sie alſo geſehen haben, lieber Graf, das ſahen Sie eben mit getrübten Augen. Sterbende, für die man ſich im guten oder böſen Sinne intereſſiert — ich bitte Sie! Darum brauchen Sie ſich auch nicht etwa zu entſchuldigen."

„Aber, Herr Doktor, in dem Augenblick war mein Blick wirklich nicht getrübt! Was ich ſah — war."

Doktor Liſter lächelt. „Nein, nein, dann geben Sie nur jede Hoffnung auf, mich zu überzeugen. Und was Ihren Prozeß anbelangt, ſo einigen Sie ſich wohl beſſer mit den Herren. Claire iſt wirklich in dieſem Punkte Spezialiſtin. Ich habe ihr das ſo oft und ſo detailliert klar machen müſſen, wie Morphium akut und chroniſch in großen und kleinen Doſen wirkt. Und ſie begreift ſo fabelhaft raſch! Es lag ja auch in ihrem Intereſſe. Sie leidet ſeit länger als einem Jahr des Nachts an einem nervöſen Krampfhuſten. Das iſt außerordentlich quälend und Morphium eigentlich das einzige Mittel dafür. Ja, ja, Ethel, ſchüttle nur nicht ungläubig deinen eigenſinnigen Kopf! Deine Bronchien ſind in Ordnung. Da aber deine Mutter vor den Folgen des Morphiums bangte, ſo war es ſehr natürlich, daß ſie ſich über die Wirkungen überhaupt genauer orientierte."

Ethel ſchüttelt noch immer das blonde Haupt. „Jeder würde mir leid thun, den eine ſolche Krankheit nachts über ſo quält, daß er keinen Schlaf findet. Aber Mama — und nachts huſten? Ich habe niemals einen Ton gehört! Und ich müßte ihn unbedingt gehört haben. Durch eine angelehnte Thür hört man in der Nacht doch alles, und eine Thür trennt doch nur unſer Schlafzimmer von Mamas Zimmer. Ich habe auch ſeit länger als einem Jahr über guten Schlaf nicht klagen können. Der Graf Carén ſoll auf einmal keine Augen haben und ich kein Gehör! Ich kein Gehör? Wenn Mama ſich im Bett umwendet, höre ich's immer — und ſie thut's doch gewiß leiſe! Aſta, haſt du vielleicht von Huſten etwas gehört? Du fährſt doch alle fünf Minuten auf!"

„Wir werden eben geſchlafen haben, Ethel."

Aber die Kleine bleibt feindlich. „Gut, du haſt es überhört, Aſta; ich hätte es nicht überhört!"

„Kinder, Kinder!" begütigt der Onkel.

„Ach Gott, Onkel! Für mich iſt es ganz klar, daß Mama nicht huſtet — und wenn ſie es doch geſagt hat, ſo hatte ſie ihre wohlweislichen Abſichten damit."

„Ethel!" Die beiden Geſchwiſter ſehen ſich an. Was ſie auch verbindet, der Name der Mutter trennt ſie ſofort. Was die eine liebt, das haßt die andre. Was ſagte doch der große Diagnoſtiker neulich von den geſteigerten Gefühlen? ‚Die Unglücklichen, die ſie empfinden, werden von ihrer Flamme verzehrt!' Wenn Madame auch eines Tages dies Aſta-Gefühl verzehrte? Es wäre nicht ſchade um ſie. Aber um die beiden Mädels iſt's ſchade! Sie können eben darum nicht zu einander kommen, und ſie ſehnen ſich doch beide nach der Schweſterliebe, die bei der Blonden manchmal ſo rührend hervorbricht und bei der Braunen

in jedem Blick liegt. Woher haben dieſe Eltern dieſe Kinder? Ich frage es mit einer Art Grauen. Arme Aſta!

Na, mit den Augen wär's alſo auch nichts mehr, lieber Louis! Man muß ſich mit der Thatſache begnügen, daß es noch Blödere giebt. Es verſprach ein erträglicher Nachmittag zu werden. Nun ſitzen wir ſtumm, feindſelig. Der Riß, der durch die ganze moderne Geſellſchaft klafft, — klafft er auch zwiſchen uns?

Wir trennen uns bald. Ich doch etwas ärgerlich. Sie konnten mich meine Jagdgeſchichten erzählen laſſen, ſie belächeln, aber letzte Konſequenzen ziehen und dann alles zurückziehen — ich weiß nicht, wozu. Der Onkel hat auch wohl ſein Gefühl. Er drückt mir zum Abſchied warm die Hand. Es iſt eine ſo gute, väterliche Hand! Warum iſt er nicht Aſta zugleich Vater und Mutter? Warum habe ich ihn nicht früher kennen gelernt? Vielleicht wäre es doch anders gekommen.

Und nun kommt's wieder ganz anders.

Nach Hauſe gehen mag ich nicht. Der Wald iſt ſo nahe. Ich liebe jetzt zuweilen weite Spaziergänge, das zielloſe Bummeln durchs Grüne. Ich ſollte mich an dem Tage freilich vor der Waldeinſamkeit ſcheuen — ich ſcheue mich nicht.

Das iſt ein wunderbarer Herbſtnachmittag geworden. Hell und kalt der Himmel mit jagenden Wolken, die Sonne ein unerbittlich funkelnder Purpurball. Das ſchwermütige Herbſtſchweigen des Waldes — wo iſt's? Der Wind ſchüttelt die Fichtenkronen, daß ſie ſtöhnen, zauſt die Eichen; die abſterbenden Blätter raſcheln ängſtlich. Das iſt nicht mehr das koſende Säuſeln des Sommers, das iſt der Herr, der durch ſeinen Wald dahinfährt. Ich liebe den Wind, vor dem die alten Stämme zittern, dem das

Gras ſich neigt. Er rüttelt auch mich. Was ſchwach iſt und welk, das rafft er dahin. Wenn ich Reuegefühle empfand — er nahm ſie. Und die Sonne lächelt uns kalt, als wenn ſie ſagen wollte: er hat recht! Solch Herbſt liebt die Sentimentalität nicht, er liebt die That. Ob ſchlecht, ob gut, ihn kümmert's nicht.

Es geht ſich ſo leicht in der reinen Luft, die die Moderdüfte des Grundes davonjagt. Ueber die Lichtungen fallen die großen, breiten, ſcharfen Lichter. Die Sonne hält Heerſchau über alles, was noch jung und lebenskräftig in der Natur. Darum knacken die morſchen Aeſte und ſtöhnen, darum wiegt ſich der grüne Zweig anmutig wie im Spiel. Solch Herbſt iſt ſchön! Als ich ausging, wünſchte ich kein Ziel. Ich ſuchte Vergeſſen — jetzt hab' ich eins. Der ſcharfe Wind raunt mir zu: ‚Fürchteſt du den Ort, wo er fiel?' — Nein, ich fürcht' ihn nicht! — Die rote, kalte Sonne ſagt's auch. Nein, ich fürchte den Toten heute wirklich nicht. Gerade jetzt will ich auf die Lichtung, nicht, um kleinlich abzurechnen, ſondern mir zu ſagen: wie es war, ſo war's gut! Ich gehe raſch. Es iſt ein weiter Weg, und nie war er mir ſo kurz.

Jetzt bin ich da. Ich ſtehe an den Baum gelehnt, an dem der Stabsarzt damals ſein Beſteck auspackte. In den Wipfeln rauſcht's, die rote Sonne blitzt, das ſchilfige Gras auf der Lichtung wogt, die Vögel ſind ſchon zu Neſt gezogen. Der Tag neigt ſich bald. Ich bleibe lange. Ich ſehe alles noch einmal vor mir, den Unparteiiſchen, den Sekundanten, die ganze Dekoration dieſes Mordes; ich ſehe auch den ſchwankenden Serner, ja ſogar genau die Stelle, wo er ſich im Graſe ſtreckte. Als wenn man den Körper eben davongetragen hätte, ſo ängſtlich gebückt ſind da die Halme. Ich möchte bereuen, ich kann's

nicht! Es war doch mein Beſtes, das ich ihm in dem verhängnisvollen Augenblicke damals gab. Nicht kleinliche Eitelkeit, das große Gefühl fällte den andern. Ich will das Jahr nicht mehr zurück, ich will ihn nicht wieder lebendig haben. Das iſt geſchrieben — grauenhaft. Mir macht's kein Grauen. Das iſt Herzenskälte, und mein Herz ſchlägt doch gerade jetzt ſo warm. Wenn ſie auch käme, ſie, die hierher gehört, ich würde ihr das alles ſagen, was ich denke, und ſie würde mich verſtehen und würde mir verzeihen. Die andern brauchen die ſchwüle Sommernacht, mir thät' es die Herbſtdämmerung. Ja, ſie! Ich fühle etwas wie Zauberkraft in mir. Mein heißer Wunſch wünſcht ſie an dieſe Stelle, und ſie muß kommen, ſie muß. Ob Böſewicht oder nicht — heute iſt mein Tag, heute bin ich ihr Schickſal, wie ich es ihr damals war. „Aſta." Und ich fühle, wie der Herbſtwind den geflüſterten Namen gierig packt und fortträgt. Wenn er ihn zu ihr trüge!

Da höre ich einen Laut, ich wittere menſchliche Nähe. Kein Wilddieb, dem ich den Birſchgang ſtöre, kein altes Holzweib, das mich anbettelt. Meine Sinne ſind aufs äußerſte geſpannt.

Da, kaum auf Manneslänge vor mir ein Schatten, dann eine Geſtalt. Sie!

Ich rühre mich nicht von dem Baum, deſſen Stamm mich deckt. Sie ſieht ſich auch nicht um. Ihr Fuß ſchleift. Sie kennt die Stelle, wo er fiel, ſo genau wie ich. Da bleibt ſie ſtehen und ſieht auf das gebeugte Gras und faltet die Hände. Sie möchte beten! Die Lippen bewegen ſich. Und doch iſt's ein leeres Gebet. Nicht Erlöſung bringt's ihr, ſondern Qual, wie der zuckende Mund verrät.

Ich ſollte die ſtumme Trauer ehren — ich ehre ſie nicht. Hier iſt mein Zauberreich, hier herrſcht

mein Bann. Der Herbſtwind hat mir die welken, kleinen Gefühle abgeſchüttelt, die kalte Sonne hat ſie mir hinweggelächelt — das große, eine Gefühl blieb.

Ich ſchleiche heran. Der Wind fängt den Laut meines Schrittes. Ich will dieſe Frauenhand faſſen auf der Stelle, wo Serner fiel, wo ſie mich zum Mörder machte. Ein Schritt davon, wer weiß ...

Ich zaudere nicht, ich überlege nicht. Es iſt Inſtinkt.

„Gnädiges Fräulein ...“ Ich höre meine eigne Stimme leiſe, heiſer, ungelenk.

Sie will zurücktreten. Da faſſ' ich die Hand, und ein Beben geht durch ihren Körper, ein Beben des Grauens — es iſt ein ſüßes Grauen, ſtark wie der Tod. Ich fühle das. Und unſre Augen bohren ſich ineinander. Es iſt ein ſchwerer Kampf, ein ſtöhnend Ringen, aber der Stärkere bin ich.

„Aſta ...“

Sie ſchweigt.

„Aſta ...“ Das iſt der heiße Hauch, der ſpröde Laut einer großen Leidenſchaft. „Weswegen erſchoß ich den da?“

„Um deinetwillen!“ Es iſt ſo brutal, unvermittelt; ein Verbrecher flüſtert's, dem die Gewaltthat aus den fiebernden Augen blitzt.

Sie ermannt ſich. „Er“ hat ihr das wohl auch geflüſtert, weicher vielleicht, aber ebenſo heiß: „Um deinetwillen!“ Sie will weg, ſich losreißen. Der Stolz des Weibes, die Scham, die eigne Schuld — das alles empört ſich im unklaren Gefühl der Abwehr. Das Gefühl iſt ſtark. Wir ringen Leib an Leib. Ein Ruck macht ſie frei. Sie könnte entfliehen, ſie könnte ... ich folge ihr nicht. Sie könnte dieſen Wahnſinnigen mit dem Handſchuh ins Geſicht ſchlagen, den ſie hält — ſie thut's nicht. Sie liebt mich ja! ...

Sie bleibt ſtehen auf derſelben Stelle, wo ſie ſich frei machte; ſie kann nicht fort. Wir ſehen uns an und ſehen uns doch nicht, ob auch unſre Körper ſich faſt berühren. Er ſteht zwiſchen uns, der Tote. Nicht etwa er, der plötzlich Auferſtandene, auch nicht ſein körperloſes Geſpenſt, nein, das unſagbare Etwas, vielleicht der Hauch ... Iſt es die That, die uns in Wahrheit zuſammenführte und doch auf ewig trennt? „Er“ trennt uns doch! ... Daß ich das gerade in dem Augenblick empfinden muß, ſie auch! ... Der eiſige Hauch wird ewig zwiſchen unſern Lippen ſchweben, daß ſich die heißen, fiebernden nicht berühren; er wird den ſchwülen Schlag der Herzen dämpfen, er wird uns vielleicht die Liebe töten. Mir erſtarrt er das Blut ſchon jetzt ...

Der Hauch iſt verflogen. Wir ſehen uns wieder, deutlich; eine Meduſe ſie, nur die grünen Augen leuchten tot. Ich wende mich langſam ab. Nach der einzigen goldenen Frucht, die mir wert iſt, ſprang ich im tollſten Satz, und in der zitternden Hand fühl' ich wieder den dürren Zweig. Es war ein Wahnſinn. Mag ſie vergeſſen, ich vergeſſe auch ... Und da wird mir das Wunder. Ich fühle einen weichen, kühlen Arm um meinen Hals geſchlungen, ſo feſt; ich fühle einen brennenden Kuß auf meinen Lippen, der einzige, der mir ewig fortbrennen wird; ich höre das leiſe, erſtickende: „Ich liebe dich ... ich liebe dich!“ Und ich ſchließe die Augen, ein Schwächling, ein Thor. Da iſt die goldene Frucht. Ich halte ſie leibhaftig, nicht mehr den entblätterten Zweig. Und ich wage ſie nicht mal anzuſchauen.

In ſolchem Augenblick zu ſterben, welches Glück!

Jetzt iſt's vorbei. Wir wandeln durch den Herbſt. Wir haben uns ſo viel zu ſagen. Sie iſt ſo ſchön,

und ich liebe ſie ſo ſehr ... Merkwürdiges Geſchöpf, das ich jetzt erſt ganz verſtehe! An ihr erlahmte die rückſichtsloſe Hand des Zeichners im ganzen Tagebuch. Wie ich ſie ſah, ſah ich ſie falſch. Sie ſtand meinen Augen zu nahe. Darum war ſie bald blaſſer Schemen, bald ſtarre Statue, zu ſcharf umriſſen hier, zu verſchwommen dort. Und ſie iſt doch nur ein Weib.

Nur ein Weib! Auch jetzt giebt ſie mir nicht freiwillig, was ſie geben ſoll; ich muß die Wege ihres Schickſals erraten, und heute rate ich ſo gut!

Sie kennt mich viel länger als ich ſie. In Oſtende ſah ſie mich zuerſt; ſie war damals faſt noch ein Kind, dennoch begriff ſie. Die Dame, die in falſcher Vornehmheit ihre Spitzen achtlos durch den Dünenſand ſchleifte, die ihre berühmten Saphire ſo frech zur Parade gab wie jeden andern Reiz, war ihr ein Abſcheu. Aber der Mann, der dazu gehörte, intereſſierte ſie; halb fadeſter Dandy, halb Lebegreis, und doch wieder kein dummes Geſicht, nicht mal ſchlecht. Sie erkannte inſtinktiv, was die beiden Menſchen verband — die parfümierte Sünde —, und darum that ihr der Mann leid, und auch der Ekel ſchüttelte ſie. Vielleicht, daß ſie mich damals ſchon liebte ... Sie wußte es jedenfalls nicht, aber die Mutter wußte es ... Und in der Geſchichte dieſer Liebe erſcheint mir die Mutter als das unheimliche Geſpenſt. Niemals häßliche Andeutung, immer nur der leiſe, leiſe Prickel: ‚Der iſt's ...‘ Und ich war's ... Aber der unbewußte Zauber dieſes Menſchen, ein Zauber, den die wohlthätige Ferne ſtärkte, nicht ſchwächte, erblich im Weibe in dem Augenblicke, wo ſie mich kennen lernte. Für dieſen Laffen war ſie denn doch zu jung und zu geſund. Erſt Gleichgültigkeit — das war in Ragaz; dann kalte Feindſchaft — die begann in Berlin;

zuletzt der wirkliche Ekel vor dieſer verdorbenen Frucht, die ein Vergnügen daran fand, fauler zu ſcheinen, als ſie war. Das ſchien Rettung vor einem aufkeimenden Gefühl, das unter dem Zuſammenſein verdorrte. Und doch war es nur Schein. Dem Ekel folgte das Grauen vor der Frau, dem Mann, der ganzen großen Welt überhaupt. Der Gedanke an all die wüſten Vergangenheiten ſchützte ſie vor jeder andern Verſuchung — vor mir nicht. Denn ihr Gefühl trog. Es trieb ſie dem Schickſal in die Arme. Denn ſie liebte mich unbewußt ſchon damals; ſie liebte den Beſſeren in mir, der in dem Sumpfe doch noch nicht zu Grunde gegangen war. Es war ein heimlicher Kampf, ein dumpfes Gefühl, ſchlimmer als jedes andre, weil ſie ſich ſelbſt der Feind war und das doch nicht wiſſen konnte. Da ward ſie müde des Kampfes. Sie war noch ſo jung, und ſie wähnte ſich ſchon ſo alt. Das reifte in ihr einen verhängnisvollen Entſchluß. Sie opferte ſich dem, den ſie am wenigſten liebte, und der ſie doch am meiſten liebte. Die Mutter wollte das nicht, aber ſie ſchwieg wie immer. Sie kannte ihre Tochter, und ſie kannte auch mich . . . Wer ſein Gefühl auch unbewußt mit Füßen tritt, an dem rächt die Jugend ſich ſtets. Die Jugend rächte ſich auch an ihr. Als wir uns an jenem Renntage ſahen, zitterte ſie vor mir, während ſie kalt ſchien. Sie fühlte im Rücken brennend meinen Blick, als die beiden Hände ſich ineinander fügten. Es war Inſtinkt. Sie witterte, was kommen würde; als der Wagen abfuhr, wußte ſie aus meinen Augen, was kommen mußte. Sie liebte das frühreiſe Karlchen nicht. Das königliche Mitleid, das ſich großherzig wegwarf, hatte ſich überſchätzt. Und dieſes Mitleid rächte ſich an ihr . . . Mich liebte ſie nicht. Es war ja nur der Lebemann ihrer Anſicht nach, der die Niederlage nicht

ertrug, und den Lebemann wollte und konnte ſie nicht lieben. Daß der andre, der Beſſere, ſelbſt in dieſem kaltherzigen Verbrechen zum erſtenmal das Haupt aus dem Sumpfe reckte, das wußte ja nicht einmal ich ... Darum ſchrieb ſie den Brief. Er mußte geſchrieben werden, Jugend und die Wahrheit wollten ihr Recht. Aber die Schuld ward ihr darum nicht leichter. Sie wähnte, um ſich ſelbſt geſpielt zu haben, und daß nun ein ganz andrer Kopf dabei fiel, das ſchien ihr Verhängnis. Wenn ich Serner ſtreckte — und in meinen Augen las ſie die blutige Zukunft —, ſo tötete ſie eben ihn nach der feineren Herzensmoral ... Aber was thun dagegen? Zu ihm, dem Ungeliebten, gehen und ſagen: „Thu's nicht! Schieß dich nicht! Opfere dich nicht, ich will mich opfern!“ ... Das war ja zu ſpät, und ſie hätt' es auch nicht gekonnt. Da kam ſie zu mir. Nicht, um zu ſagen: „Ich liebe dich!“ — ſie liebte mich noch nicht —, ſondern, um zu meinen Füßen zu flehen: „Schone ihn! Schuldig bin nur ich und doch wieder nicht. Mach mich nicht zur wirklichen Schuldigen!“ Wenn ich ſie damals annahm ... Vielleicht, daß ich doch weich wurde, wie ſo oft, und das, was Ehre heißt und doch keine Ehre iſt und doch mein Halt damals war, ihr verächtlich hinwarf, — dann war ich fertig fürs Leben und ſie auch. Aber ich nahm ſie nicht an, ich wurde nicht ſchwach, ich wollte das Herzblut dieſes Narren ſehen, und das war gut! ... Ich habe um mein Schickſal gefleht, ſo oft, und während ich noch flehte, war mir die Bitte ſchon gewährt. Wo wir beide, Aſta und ich, mit uns zu ſpielen wähnten, ſpielte das Schickſal mit uns ... Was auch kommen möge, ich bin dem Schickſal doch dankbar, das mich zur ſchlechten That aufjagte aus dem faulen Wüſtlingslager. Und ſie wird auch dem Schickſal dankbar ſein, ſo ſchwer es ſie traf.

Als Serner fiel — ſie wußte den Tag, die Stunde vielleicht, nicht aber den Ort —, da machte ſich die Mutter den grauſamen Scherz, der Tochter leichthin zu ſagen: „Weißt du übrigens das Neueſte? Dich wird's vielleicht nicht ſo aufregen, wie's alle Welt aufregt — Serner und Carén haben ſich heute morgen geſchoſſen.“ — „Ja, . . . und? . . .“ — Da ſchweigt die kluge Diplomatin eine lange Minute, dann ſagt ſie leicht bedauernd: „Carén fiel beim dritten Schuß.“ . . . Und beim letzten Wort brach die Tochter zuſammen. Es iſt die alte Komödie; hier ward ſie faſt zur Tragödie: erſt über dem vermeintlich Toten begriff das Weib, daß ſie ihn geliebt hatte . . . Vor dieſer Schuld blieb ſie bewahrt, aber unter der andern ergraute ihr Haar.

Arme Aſta! . . . Du haſt verzweifelnd wohl ſchon oft gefragt: Mußte das ſein? Jetzt begreifſt du vielleicht wie ich, daß das alles kommen mußte, eine maßloſe Frivolität ſcheinbar, eine große Notwendigkeit wirklich. Dies *eine* Mal bedeutete der Tod wirklich Leben . . .

Der Morgen graut ſchon durch die zugezogenen Vorhänge. Das fahle Licht kommt ſo unheimlich gekrochen. Es will immer wieder mahnen wie ein ſcheuer Wucherer, der immer noch einen Wechſel einzukaſſieren hat . . . Der Teufel hole die kranke Dämmerung! Ich bin geſund, mich drückt keine große Schuld mehr.

Wenn das doch das letzte Kapitel meines Romans wäre! Ich habe keine Angſt vor der Fortſetzung. Aber es ſoll auch nicht in gleichem Stil weitergehen. Der Bann iſt ja gebrochen, das Leben hat wieder ſein Recht. Und ich bin friſch, ich bin jung! Der Herbſttag hatte auch ſo viel unbarmherzige Friſche und ſo viel ſtarke Jugend, er ſoll mir das Omen ſein. Ich ſeh' uns noch, wie wir aus dem Wald

treten. Sie will nicht, daß ich ſie zum Abſchied küſſe. Ich verſtehe das. Und daß ſie nicht gleich jubelnd nach der Villa ſtürmt, das verſtehe ich erſt recht. Es iſt doch etwas ganz andres, unſer großes, blutiges Glück! Ich ſchau' ihr lange nach — ſie geht langſam, nicht ſchleichend unter ihrer Schuld, ſondern ernſt, ſicher. An der Gartenthür dreht ſie ſich noch einmal um und winkt mir mit den Augen, ihren ſchönen, grünen Augen.

Jetzt iſt ſie verſchwunden. Es iſt faſt Abend. Wie ein Hauch liegt noch der helle Dämmerungsſchimmer über dem dunkeln Fichtengrün, über mir ziehen die Wolken ſchwer. Kalt weht's. Und das thut meinen erhitzten Sinnen wohl.

So endet alſo Serners Todestag. Ihm nahm er das Leben, mir gab er die Sonne. Seltſame Ironie! . . . Ich gehe noch lange in der kühlen Luft ſpazieren. Schon blitzen Lichter jenſeits der Spree, und über Berlin zieht ſich der gelbe, ſchmutzige Dunſtkreis.

Da höre ich neben mir eine Stimme — es iſt die Stimme Ethels. „Nun, ſo ſchwermütig, Edler Herr?"

„Nein, liebes Fräulein, es war nur ein ſchöner Traum."

„Sie ſind ſo feierlich, Graf?"

„Ich habe wohl auch ein kleines Recht dazu . . . Wiſſen Sie, was paſſiert iſt?"

Ethel mißt mich mit einem ſcharfen Blick, dann leuchtet's in den blauen Augen auf. „Sollten Sie auch hinabgeſtiegen ſein, Graf Carén?"

„Reden Sie doch nicht ſolche Thorheiten!"

Da tritt ſie raſch auf mich zu . . . „Gräfin Aſta Carén! Es klingt nicht übel . . . Nun hat ja Mama endlich, was ſie erſehnte . . . Bah! . . . Ich bin froh, daß wir nach New York gehen. Es

iſt beſſer ſo, für Sie auch! . . . Und nun will ich etwas übriges thun, etwas Empörendes für jeden guten Geſchmack, ich werde Ihnen einen ſchwägerlichen Kuß geben unter der Bedingung, daß Sie meine Schweſter glücklich machen, und daß ich Sie niemals bei Ihrem häßlichen Namen zu nennen brauche. Duzen wollen wir uns auch nie! Sie ſollen nicht aus Ihrer Sphäre."

Und die blonde, kecke Perſon küßt mich thatſächlich. Sie iſt doch ein reizendes Geſchöpf . . .

Neuntes Kapitel.

Ich habe einen sehr oberflächlichen Bekannten, der auf den Tod seines Onkels wartet. Dieser Onkel ist Majoratsherr und mein Freund „sein Erbe". Die gegenseitigen Gefühle sind klar. Neulich abends bei Kempinsky erhielt er das erlösende Telegramm: Graf Gottern auf Gottern soeben verschieden. Das Telegramm platzte wie eine Bombe mitten in eine soziale Unterhaltung hinein. Ich sehe diesen „Freund" genau vor mir mit seinem hübschen, dummen, schläfrigen Gesichte. Dies Gesicht hatte bis dahin sehr mißmutig in die Zukunft geschaut, wie immer, wenn der polierte Nagel nicht die Zeukarte hielt, aber etwas von den schweren Schatten der großen Gesellschaftsfrage spielte doch auf der tausendfach gefälteten Haut des Halbalbinos. Bei dem Worte „verschieden" zuckte der elektrische Funke im toten Auge — und wich nicht. Das Telegramm ging von Hand zu Hand. Auch das mokanteste Lächeln übersetzte sich bei keinem zur taktlosen Gratulation — wir schwiegen —, aber der Händedruck des Beileids war Glückwunsch genug. Eine Flasche Pommery ist in solchen Fällen Regel. Le roi est mort — vive le roi! Majoratserben haben durchaus Thronfolgergefühle. Aus dem Pommery wurde

aber nichts. Mein „Freund“ lud uns mit etwas belegter Stimme ein, ein Glas Rotſpohn auf den Abgeſchiedenen zu leeren. Das war, gut deutſch geſagt, „ruppig“. In dieſem notoriſchen Verſchwender erwachte urplötzlich der Geizhals. Wir wollten ſpäter abgekühlt das politiſche Geſpräch fortſetzen. Der neugebackene Majoratsherr litt es nicht. „Meine Herren, das iſt ja alles leeres Stroh! Die ſoziale Frage giebt's gar nicht.“ Für ihn war die ſoziale Frage mit dem Majorat erledigt. Das war natürlich unſagbar thöricht. Und ich erwiderte ihm hohnlachend: „Lieber Gottern, Sie ſind und bleiben — ein Realpolitiker.“ Ich wollte ſelbſtverſtändlich Schaf ſagen. Und es gab auch nicht einen in unſrer Tafelrunde, der dieſes „Schaf“ nicht herausgehört hätte. Gottern kniff die Ohren an und ging. Er hatte heute keine Luſt, ſich von mir aufziehen zu laſſen — er hatte, was er wollte, und war glücklich.

In dieſem Falle bin ich auch ein wenig. Dem Glücklichen ſind die großen Fragen klein, unnötig. Er möchte den Frieden — und ich möchte ihn auch. So ſitze ich jetzt am liebſten abends allein, Aſtas Photographie vor mir; die übrige Welt kümmert mich gar nicht.

Sie muß mich aber kümmern.

Heute bei meiner Schwiegermutter. Es war doch ein eigen Gefühl, als ich diesmal die teppichbelegten Treppen emporſtieg, nicht überſchwellend beglückt, nein, in Beklemmung. Das hat die Händelſtraße nun einmal an ſich. Madame läßt mich auch keine Sekunde warten.

„. . . Graf Carén!“ Die Flügelthüren fliegen weit auf.

„Sind gnädige Frau von der Reiſe wohl zurückgekommen?“

„Ich danke, Graf, ſehr wohl.“

Dann ſtockt die Unterhaltung. Mir will das ſelbſtverſtändliche Wort nicht über die Lippen, und ſie lächelt mühſam. Es mag an dieſem kalten Rokokoſalon liegen, den ich ſeit Jahresfriſt zum erſtenmal wieder betrete. Der Kaminſpiegel blitzt, das Gold der Möbel glänzt. Es iſt eine lackierte Herrlichkeit, die Lüge eines Reichtums, an den ich nicht mehr glaube. Und wir beide allein, ſtumm, in Fauteuils zurückgelehnt. Kurios, daß wir zwei Geſellſchaftsmenſchen comme il faut das einfachſte Wort nicht finden! Wir ſchämen uns wohl des Gefühls.

Endlich. „Gnädige Frau erraten wohl . . .“

„Mein lieber Graf . . .“

„Ich komme, gnädige Frau, um die Hand Ihrer Tochter Aſta zu bitten . . .“

„Ich weiß, Graf, ich weiß . . .“

„Gnädige Frau, ſollten irgend welche Gründe . . .“

„Lieber Graf, nein, nein!“ Da ſteht ſie auf. Ein langer Blick auf den Tiergarten, wo das Blättermeer im Herbſtwinde wogt, dann ſieht ſie mich an, etwas unſicher, ſcheu. „Sie kommen ſpät, Graf . . .“

„Gnädige Frau, ich verſtehe nicht . . .“

„Ach, Sie verſtehen ſehr gut! Sie hätten vor anderthalb Jahren kommen ſollen.“

„Kann ſein, gnädige Frau.“ Ich erhebe mich auch. Einen wärmeren Empfang hätte ich allerdings erwartet.

Madame winkt haſtig. „Ach, Graf, ſeien Sie doch nicht empfindlich! Ich habe ſo große Aufregungen hinter mir, ich hatte ſo wenig Hoffnungen in letzter Zeit, ich muß mich erſt an den Gedanken gewöhnen, daß auch mir einmal ein Herzenswunſch in Erfüllung geht. Kommen Sie, geben Sie mir Ihre Hand, mein lieber, lieber Graf Carén! Nicht küſſen, wenn

ich bitten darf! Ich bin alt geworden in der letzten Zeit, nicht wahr?"

„Ganz und gar nicht!" Aber um die Schläfen ſind tauſend und tauſend Fältchen eingepreßt, um den Mund liegt ein erſchlaffter Zug; nur das blaßblaue Auge glänzt. Die charakterloſe Linie iſt's doch noch.

„Schmeicheln Sie nicht, lieber Graf! Ich bin alt, wirklich alt. Sehen Sie, wenn ich das thun würde, was ich fühle, ſo würde ich Ihnen um den Hals fallen und ſagen: ‚Gott ſei Dank, daß mein Kind doch noch glücklich wird!' Und ſehen Sie, ich kann es nicht! Daran merke ich, daß ich alt werde. Wir wollen uns aber wieder ſetzen und gemütlich plaudern. Ich habe ja mein Kind ſo lieb und wußte lange, daß nur Sie allein meine Aſta glücklich machen könnten. Jetzt wünſche ich auch eigentlich nichts mehr! Ich möchte weiter ſprechen, ich könnte Ihnen noch ſo viel ſagen, das iſt aber der Fluch aller Menſchen, die ſo lange Komödie ſpielen mußten, daß ihnen die Wahrheit dann faſt wehe thut. Wenn man einen Menſchen ſo liebt wie ich meine Tochter, und wenn man dieſe Tochter dann glücklich ſieht . . . Ich könnte Ihnen ſagen, dies Glück ſei mir ſehr teuer zu ſtehen gekommen, teurer, als irgend ein Menſch ahnt. Aber das mußte ſo ſein! Und wenn noch mehr nötig iſt, ſo muß es wiederum ſein! Es iſt eigentlich ſchon zu viel geſagt. Ich bin nämlich ſo glücklich in dem Gedanken, daß Sie beide ſich gefunden haben, daß ich nicht recht daran zu glauben wage. Ich habe auf Gottes weiter Welt für niemand Intereſſe als für meine Tochter. Ich würde für ſie alles thun, jeden Stein aus ihrem Lebensweg räumen, und ich würde auch nichts bereuen, was ich auch thun würde . . . Aſta . . . Ach, wir wollen von etwas anderm ſprechen!"

Sie ist wirklich erschöpft, obgleich ich das nicht recht verstehe.

„Ja, gnädige Frau, ich muß auch noch zu Ihrem Herrn Gemahl gehen und ihm meine Aufwartung machen."

„Hat Zeit, lieber Carén. Sie werden sich gegenseitig nicht übermäßig aufregen." Jetzt ist Madame wieder kühl geworden und sicher, die Unterhaltung fließt. Daß zwischen uns beiden immer nur die leeren Unterhaltungen fließen! Auch der Auftrag des Doppeldoktors fällt mir ein, er war so dringlich.

„Ich habe noch eine andre Sache auf dem Gewissen, gnädige Frau. Sagen Sie, wie steht es mit der Kohlenstaubverbrennungsaffaire? Jetzt, wo ich Ihrer Familie liiert bin, darf ich doch ein gewisses Interesse haben."

Madame lächelt. „Seit wann, lieber Carén, sind Sie Geschäftsmann geworden? Die Patentgeschichte geht."

„Nein, gnädige Frau, sie geht nicht!"

„Wieso?" Das sehr gedehnt, während sich die Augen etwas zusammenziehen.

„Gnädige Frau, es ist so viel über diese Patentgeschichte gesprochen worden, daß es mir geradezu zur Pflicht wird . . ."

Madame rückt vorsichtig auf dem Stuhl und schweigt.

„Ich meine das Zusatzpatent, gnädige Frau."

Darauf sieht sie mich feindlich an. „Mit wem sprachen Sie darüber, Graf?"

„Mit einem, der es weiß."

„Warum wollen wir uns eigentlich diese Stunde verbittern, lieber Carén?"

„Einmal muß doch davon gesprochen werden, gnädige Frau — und ich bin direkt beauftragt."

„Vom Doktor Leßmann. Ich höre das heraus.

Nun, wenn Sie alſo wünſchen — die Kohlenſtaubverbrennung geht nicht. Sie ſind zu genau orientiert, wie ich ſehe. Das thut übrigens nichts zur Sache. Es handelt ſich um eine gewiſſe Kriſe. Wir leben überhaupt im Zeitalter der Kriſen."

„Und könnte Ihnen dieſe Kriſe nicht gefährlich werden, gnädige Frau?"

„Uns wohl, Ihnen nicht. Aber wozu, wozu das alles, lieber Graf? Kaufleute gewinnen, Kaufleute verlieren, das wird ewig ſo ſein! Und wie mein Mann ſteht, darüber machen Sie ſich, bitte, keine Sorge."

Mir genügt dieſe Beruhigung nicht. Es iſt der peinliche Moment, vor dem ich mich etwas graute und der doch kommen mußte — das ſogenannte Geſchäftliche: meine Schulden. Der Wucherer wird etwas drängen. Ich kann dieſe Schulden dem guten Laſis nicht aufbürden, jetzt, wo ich mit einem reichen Mädchen verlobt bin. Und ich ſage auch ganz ehrlich: „Gnädige Frau, ich habe nämlich nicht einen roten Dreier, meine Frau zu ernähren."

Madame winkt überlegen. „Das iſt auch gar nicht nötig. Sie werden ſogar weniger als nichts, Sie werden große Schulden haben . . ."

„Rund hunderttauſend Mark."

„Das iſt weniger, als ich erwartete. Sie wünſchen, daß dieſe Summe auf der Stelle bezahlt wird?"

„Nein, das gerade nicht, gnädige Frau. Ich bemerke es nur zur Orientierung. Ich muß das ſagen! Ich bitte Sie, gnädige Frau, mich nicht für zudringlich zu halten, aber das, was Leute wie Bomulunder offen über die Le Fortſchen Geſchäftsverhältniſſe zu ſagen wagen, iſt derart, daß ich an die Möglichkeit denken muß, mich ſelbſt durchzubringen."

„Und wie dächten Sie ſich das? Ich frage nur ſcherzeshalber, ſelbſtverſtändlich . . ."

„Ich kann mich mit meinem Vetter Lasis arrangieren, der vielfacher Millionär ist; ich kann mich dann auf eines seiner böhmischen Güter setzen und warten, bis mein Prozeß entschieden ist.“

Madame verzieht das Gesicht, die Nerven regen sich wieder. „Ach, Ihr Prozeß, Ihr Prozeß! Sprechen Sie mir von allem, nur nicht von diesem Prozeß! Verlieren Sie ihn, gewinnen Sie ihn — das ist mir egal. Aber sprechen Sie mir nicht von ihm, ich flehe sie an! ... Wir wollen lieber alles andre kühl, geschäftlich durchnehmen! Die Krisis in meines Mannes Geschäft ist da, aber sie wird vorübergehen. Deswegen waren wir ja in England. In diesem Augenblicke kann schon aus Kanada das Telegramm abgehen, daß die Bohrungen auf die Bleierzlager gestoßen sind, die meinen Mann und mich seit Monaten nicht schlafen lassen. Dann könnten Sie sehr unbesorgt sein, mein lieber Schwiegersohn! Eine ähnliche Ueberraschung erwarten wir von afrikanischen Goldminen. Die eine oder die andre kommt! Sie sehen also, das Schiff Le Fort liegt nicht bloß an einer Ankerkette ... Dann aber kaufen wir uns den Bomulunder, der uns jetzt kaufen möchte. Es handelt sich um diese einzuzahlende Million. Mein Mann wird sie zahlen, und Herr Bomulunder wird sehr zufrieden sein, wenn er selbst in dem Unternehmen bleiben darf. Doch nehmen Sie selbst an, daß alles, alles verloren ist —, für Asta ist so viel festgelegt, daß sie beide nicht zu hungern brauchen. Seien Sie also ganz ruhig, lieber Carén!... Mein Mann erwartet Sie in seinem Zimmer. Was ich noch sagen wollte: Sie bleiben doch im diplomatischen Dienst?“

Das ist wieder ein peinlicher Punkt. Ich habe nämlich den Gedanken, Diplomat zu bleiben, aufgegeben. Ich werde als Botschafter die Welt nicht

aus den Angeln heben, und ich möcht's auch nicht mal. Ich möchte viel lieber aufs Land.

Als ich das Madame erkläre, sieht sie mich ungläubig an. Sie haben den großen Namen, die großen Konnexionen, den Verstand, das Geld. Ja, auch das Geld!"

„Aber ich bin nun einmal der großen Welt müde, gnädige Frau!" Sie versteht nicht, daß ich anders fühlen könnte als früher, aber sie fühlt auch den zähen Widerstand, dem sie sich als kluge Frau beugt.

„Sie denken an ein bestimmtes Gut?"

„Ich möchte wenigstens daran denken. Der Subhastationstermin für mein väterliches Gut ist ausgeschrieben. Man wird den Preis nicht übermäßig treiben. Ich fühle nach all dem Berlin und so weiter eine solche Sehnsucht nach Ruhe, nach wirklicher Sammlung, die man nur auf dem Lande findet! In mir steckt doch noch der Junker. Entweder der Degen oder die eigne Scholle! Ich glaube auch, daß es Asta so am liebsten sein würde. Kennen Sie, gnädige Frau, dies Ruhebedürfnis nicht, diesen Wunsch, mal mit sich selbst allein zu sein?"

Madame schüttelt den Kopf.

„Asta und ich fühlen den Wunsch wohl gleich stark."

„Sie denken natürlich an ein Majorat, lieber Carén?"

„Daran vorläufig nicht."

Das klingt Madame etwas ketzerisch. Sie hat ihre aristokratischen Instinkte für Fideikommiß und Selbstherrlichkeit. Aber sie streift mich auch trotzdem nur im leichten Vorwurf. „Sie verscherzen sich allerdings viel mit dieser Idee, und später werden Sie das alles wohl bedauern. Gleichviel ... das Geld wird da sein. Geld ... Geld! Es ist eigent-

lich ſo thöricht, ſich von ſo etwas an ſo einem Tage zu unterhalten ... Und nun wollen wir zu meinem Mann gehen! Oder gehen Sie auch lieber allein. Sprechen Sie nichts vom Geſchäft, wenn er nicht von ſelbſt anfängt, er könnte nervös werden ... Aber von mir laſſen Sie ſich noch einmal ſagen, daß ich Sie immer lieb, ſehr lieb gehabt habe, mein lieber Schwiegerſohn! Sie lieben mich aus Dankbarkeit dafür gar nicht! Das wird ſich geben oder nicht geben. Wenn meine Tochter aber glücklich wird, bin ich mir ſelbſt ſo gleichgültig! Adieu ... Ich bin wirklich etwas angegriffen!“

Matt war ſie in der That.

Das Nilpferd, mein Schwiegervater, erwartet mich. Ich kenne den Mann nicht, ich will ihn nicht kennen, mir iſt er das Nilpferd, und damit holla! Aber der Gang durch die glänzende Zimmerreihe thut mir wiederum wohl. Die Zweifel ſchwinden angeſichts dieſer wirklichen Eleganz, dieſes ſoliden Reichtums. Das Millionenparfüm kommt wie eine ſchwere Woge gezogen, die mich einhüllt, mitreißt, — und den Leuten wollte ich lumpige zweihunderttauſend Mark anbieten zum Arrangement? Ich bin beinahe beruhigt über alle Zukunft. Der Empfang bei dem gefürchteten Spekulanten beruhigt mich ganz.

Ich brauche kein Wort zu ſagen. Le Fort hält mir beide Pranken hin und preßt ſie mir. „Mein lieber Graf, Sie ſind mir ſehr willkommen. Eine Zigarre?“ Aus alter Protzengewohnheit will er nach der Rothſchildkiſte greifen, beſinnt ſich aber im Moment. „Nein, die kleine Kapitana ... Ich weiß, ich weiß ...“ Madame hat ihn gut dreſſiert.

Dann ſpricht er ſelbſt vom Geſchäft, immer mit der großen, charakteriſtiſchen Armbewegung, die gleich ganze Häuſerkarrees umfaßt. Er iſt auch fraglos

ein ganzer Kerl in ſeinem Fach, etwas Phantaſt vielleicht, der, immer den Rieſencoup vor Augen, den kleinen Stein überſieht, an dem er ſtrauchelt. Aber man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß er je ſtraucheln könnte. Goldhungrige muß dieſe Ruhe, mit der ſeine Millionen ſpielen, geradezu faſcinieren. Und wo das Bild übertrieben ſcheinen könnte, da wirkt das knurrende, gebrochene Deutſch wie eine Beruhigung. Den großen Börſenſündern fließen die Lügen wohl leichter von den Lippen, der aber will andre gar nicht belügen — er belügt ſich höchſtens ſelbſt. Wenn er gerade darum einer der gefährlichſten wäre? ... Ich habe nicht das Gefühl. Wie er ſo, den ſchweren Ellbogen auf den Rieſenſtuhl geſtützt, daſitzt, die qualmende Schifferpfeife im Munde, die ganze, ſchwer koſtbare Einrichtung der paſſende Rahmen zu dieſem Bilde — da wirkt er auch auf mich ermutigend. Ich ſehe förmlich den Bohrer, wie er in die Bleilager ſich einwühlt und pruſtet und raſſelt; ich ſehe die rieſigen Häuſerkomplexe aus dem Boden wachſen; ich ſehe die hageren Goldgräbergeſichter ſchweißtriefend über ihren Flußſand gebeugt, die winzigen, blinkenden Körner auswaſchend, und den Koloß Le Fort daneben in brutalem Schweigen, wie er eben einen Schacht abteuft, in deſſen Goldquarz die hundert und aberhundert Millionen gleißen ... Kleiner Verdienſt, die Arbeiterhände — Unſinn! Es muß immer der große Zug ſein, die millionenſchwere Idee, wo man, die Fäuſte tief in den Taſchen, unbeweglich dabeiſteht und mitleidslos zuſieht, wie ſich das halbnackte Geſindel in den Tiefen der Erde im Frondienſt des Kapitals aufreibt. Es liegt freilich ein grauſamer Zauber in dem Gedanken, dieſem Gedanken, der dem Jahrhundert das Gepräge gab. Ich möchte auch ſo gelaſſen bei einem großen Werke ſtehen,

denſelben großen Egoismus in dem kalten Herzen. Und dennoch würde ich aus dem Sickern der Grubenwaſſer, aus dem Summen der Maſchinen, aus dem dumpfen Laut der Erdhacke, ja, aus dem Rußе dieſer fahlen, ſonnenentwöhnten Gnomen den einen unheimlichen Laut heraushören — die Zukunftsmuſik, die mir alle Freude am Reichtum verbittern würde. Ich tauge zum Verſchwenden, nicht zum Reichſein. Ich kenne gar nicht die Freude am Beſitz. Und in dem Gedanken freue ich mich, daß Aſta dieſe Freude auch nicht kennt, daß ſie ſich nach der Heimatſcholle ſehnt, mit der man verwächſt, auf der man ſtirbt.

Und als ich endlich gehe, wieder mal betäubt von dieſem Goldregen, unſicher geworden in meinem Gefühl, da frage ich mich doch: Warum iſt dieſem großen Spekulanten die lumpige Million nicht flüſſig, die Bomulunder tot macht? Ein einziger gekritzelter Namenszug auf einem lappigen Check . . .

Da iſt der Alp wieder da und die nervöſe Unruhe. Ein Ziel habe ich jetzt, und Sorgen habe ich auch, die mir Ethel wünſchte.

*

Unſre Verlobung iſt vorläufig heimlich. Es war meine Idee. Als einfacher Nichtsthuergraf auf einem Rieſenplakat zu figurieren iſt nicht mehr mein Geſchmack. Das Familiengut kommt im nächſten Monat zur Subhaſtation. Graf Carén auf Lasczowo. Da guckt der ruinierte Attaché doch nicht mehr ſo ſchamlos heraus. Ich möchte Aſta den Verdacht erſparen, ſie habe mich des Namens wegen geheiratet, und mir das Achſelzucken wegen der Geldehe. In nächſter Woche ſteht mir die Anzahlungsſumme zur Verfügung. Madame verſprach es beſtimmt. Dann mag kommen, was will. Ich dachte keineswegs, die Familie mitzuheiraten, als ich mich mit der

Tochter verlobte ... Ob wir beide, Asta und ich, da draußen ganz glücklich sein werden? Ich glaube es fest.

Meine Sehnsucht ist nun einmal der Osten, die Ebene. Das Schloß war eine alte Ordensballei der Deutschherren, und ein Carén lag mit unter den Ordensrittern, die das Blachfeld von Tannenberg deckten — ein wenig gottseliger Herr, wie die Chronik sagt, aber dem Banner bis zum Tode getreu. Später wurde der deutsche Name der Ordensburg in wilden Zeiten vergessen, ein fremder fand sich bald, aber die deutschen Mauern trotzten wenigstens polnischer Verwüstung. Jetzt ist der Boden wieder deutsch, das heißt der polnische Name blieb ... Wird bei Asta die Liebe zur kleinen Heimat, die sie nur ahnt, auch unter dem wüsten polnischen Volke dauern? Mir wird sie dauern, das weiß ich, aber sie ... sie ... Sie ist im Grunde ein schwerblütiges Geschöpf, und ich bin auch ein schwerblütiger Mensch trotz allen Leichtsinns. Die uferlose Ebene, der lastende Himmel — es ist da draußen alles so schwer, so brütend, selbst wenn die Sonne sengt. Vielleicht, daß sie sich da doch nach den Bergen sehnt, nach dem reinen Licht, nach der leichten Luft, oder nach der Stadt, nach dem Gewühl und dem Tosen, das die Größe birgt und das Gift auch ... Ich bin kaum verlobt, ich besitze sie endlich, die ich so sehr liebe, und sie liebt mich auch. Aber glücklich sind wir nicht! Wir möchten es sein, der Hauch des Glückes streift uns — und es ist ein kühler Hauch. Haben wir beide noch nicht genug miteinander erlebt, noch nicht genug füreinander geblutet? Wenn das Schwerste noch vor uns läge, das Schicksal, das endlich den Abschluß giebt ... Ich habe so manchmal das Gefühl. Es ist nicht der Tod, der immer zwischen uns steht — es ist die Mutter ...

Ich habe keinen Grund dazu, nicht den Schatten eines Verdachtes, es ist ein unberechtigter Instinkt, aber er ist. Wenn wir dann ganz allein sein werden, wenn diese hergebrachte Lüge der Brautzeit aufgehört hat und das Gefühl sich nicht mehr vor dem Anstand zu schämen braucht, da wird sie auch warm werden in meinen Armen. Schicksal, ich bin undankbar! Du gabst mir, was ich wollte, und für die ewige Seligkeit möchte ich nichts von dem Geschehenen zurück — aber glücklich bin ich nicht. In der Ehe wird's anders sein. Ich hoffe auf das Kind, ich sehne mich nach ihm. Dann wird sie nicht mehr zittern, wenn ich sie küsse, dann wird sie nicht mehr sagen: „Sei gut! ... Laß mich ... Sieh, er hat mich auch geküßt, und wenn du mich küssest, dann muß ich immer an ihn denken. Gieb mir deine Hand, bleib! Ich habe dich ja lieb, wirklich lieb ..."

Sie lügt niemals, das weiß ich. Aber mir geht's immer wie ein Stich durchs Herz. Wir haben uns beide am liebsten, wenn wir uns nicht sehen ... Und ich küsse ihr Bild so oft, und sie küßt mein Bild wohl auch. Darum flüchten wir uns zu den Menschen, weil uns allein immer etwas trennt — der Tote sie von mir, die Angst vor dem Kommenden mich von ihr.

In der Oberspreevilla ist jetzt eitel Freude.

„Guten Tag, Frau Gräfin!"

„Aber Ethel ..."

„Wie befehlen gnädigste Gräfin?"

Es ist eine so liebenswürdige Ironie, eine so reine Freude an dem Glück der Schwester.

Auch Jaromir ist gesprächig, regt sich unnötig auf. „Die sozialen Verhältnisse New Yorks sollen viel ungesunder sein als bei uns, liebe Ethel, die Geldaristokratie mitleidsloser, die Armut elender ..."

„Du ſprichſt, wie du es verſtehſt, Fritz! Wir beide werden ſchon durchkommen. Und was kümmern dich dann die andern?"

„Aber, liebe Ethel . . ."

So ſtreiten ſich im Ernſt und im Scherz die beiden und ſtreiten ſich doch niemals wirklich, weil ſie ſich wirklich verſtehen. Mein Schwager und meine Schwägerin ſind ſo gute, tüchtige Menſchen, daß ich mich meiner etwas ſchäme, und wenn die Majoratsidee auftaucht, dann komme ich mir ſogar lächerlich vor mit dieſer eingebildeten Vornehmheit. Die werden ſchon ihr Glück machen. Madame wünſcht ſich ihrer ſo bald als möglich zu entledigen, darum hängen ſie ſchon lange aus. Dieſer Wunſch iſt häßlich, aber er trifft niemand. Höchſtens dem Onkel zuckt hie und da ein weher Zug um den Mund; er weiß auch ſonſt nicht recht, mit welchem von den beiden Brautpaaren er es halten ſoll. Caréns ſind rettungslos Halbe, der abſterbende Aſt; Jaromirs der grüne, wilde Zweig.

Die ganze Familie iſt jetzt oft zuſammen, trotzdem will ein Familiengefühl bei uns nicht aufkommen. Es liegt etwas Ungewiſſes über jeder Unterhaltung . . . Ich möchte, Aſta und ich wären auf einer wüſten Inſel und ganz allein.

Freitag iſt die Jaromir-Hochzeit. Frühſtück bei Dreſſel. Dann reiſen die Neuvermählten irgendwo hin.

Heute iſt Montag. Mir wird der Tag unvergeßlich bleiben. Wir ſind ſämtlich in der Oberſpreevilla verſammelt, das Nilpferd auch, und zwar knurrt es.

Wir bummeln ſpazieren. Der Herbſt neigt ſich mit Macht. Es geht diesmal ſchneller als andre Jahre. Der Tag iſt kühl und doch ſchwül. Das Licht iſt grau und doch hart. Die Luft laſtet. Wir bummeln nach Stralau zu — eine ſchweigſame

Gesellschaft. Die Landstraße kriecht erst träge durch absterbendes Grün, die Spree blinkt schläfrig dazu. Dann wird's dörfisch, kleine, alte Häuser, ein modernes Strohdach, sogar ein echtes Storchennest auf einem geschmacklosen Gebäu; weiterhin Gartenrestaurants mit fadem Biergeruch, eine rote Riesenbrauerei. Mörtelwagen klappern, ein karmoisinvergnügter Polizist geht vorüber, zuweilen zuckt der bleifarbene Wasserstreifen des Flusses zwischen alten Bäumen auf, und am jenseitigen Ufer springt ein Fetzen vom Treptower Park hervor, helles Sumpfgras und flatternde, bunte Blätter. Ein Dampfer pfeift hohl. Mit dem weißen Staub der Dorfstraße zieht Modergeruch dahin. Man hört das Rollen von Eisenbahnzügen, die man nicht sieht. Der Onkel will zum Stadtbahnhof hinauf; er liebt den Blick von da über Berlin. Jetzt biegt ein Seitenweg nach rechts. Noch ein paar riesige, uralte Weiden, wie ich sie kaum je sah. Jaromir klopft gewissenhaft mit dem Stock an jede, der Stamm klingt hohl; nun ein Stück Wiese, auf dem sich schmutzige Jungen wälzen; das dürre Gras verdorrt, und der Geruch von Kartoffelkraut zieht durch die Luft, die Eisenbahnarbeiter haben ihre kümmerlichen Gemüsegärten. Unter unserm Schritte wankt der Grund, es ist hier alles Moor. Ueber uns rollt die Stadtbahn. Der Onkel führt, wir trotten nach. Auf dem Perron oben bleiben wir lange.

Es ist wahrlich ein großes Bild. Berlin zieht um uns seine gewaltigen Kreise. Während wir vorhin noch auf einer Dorfstraße zu wandeln glaubten, erkennen wir jetzt, daß wir schon mitten drin waren im Riesennetz. Im Osten, im Westen, im Süden, im Norden — Berlin. Das unlösbare Gewirr der himmelhohen Häuser, weiß und häßlich neu die einen, grau und verwaschen die andern, halbfertiges Mauer-

werk dort, eine eingezwängte Kate hier. Und den Horizont entlang überall die ſchlank aufſteigenden Eſſen, die Feſtungswände der Fabriken, ſpitze Kirchtürme, Erker, Niſchen in dem Häuſerwall. Eine Wüſte, ſo unregelmäßig und doch wieder ſo eintönig! Ganz hinten der Koloß des Kaiſerſchloſſes, ſtarr, leblos. Ueber dem allem der mißfarbige Rauch, der gelbe Dunſt, der laſtende Herbſt. Berlin iſt wie ein Luftſumpf; was ſein Bannkreis zwingt, das läßt er nie mehr frei. Neben uns gleiten unaufhörlich die Stadtbahnzüge, die dritten Klaſſen überfüllt, Arbeiter und wieder Arbeiter; die zweite Klaſſe leer, nur zuweilen ein beſſeres Geſicht. Unter uns raſſelt der Fernverkehr — die langen Linien der Durchgangszüge, die ſchwerfälligen Gütertrains. Es iſt Feierabend. Da drückt Berlin mit ſeinen ausgeſpieenen Menſchenmaſſen am meiſten.

Der Onkel ſteht unbeweglich, nur ſeine Naſenflügel zittern. Er liebt dies Berlin und haßt es. Es iſt ihm das Leben und der Tod zugleich. Auf einmal fängt er an zu ſprechen, abgebrochen zuerſt, als wär's ein Monolog für niemand, dann wird die Dichterader flüſſig. Und er iſt ein Dichter!

Wie ich ſo gefangen zuhöre, gebannt von ſeiner Rede und von Berlin, da ſehe ich das Rieſenneſt zum erſtenmal ganz, leibhaftig. Ich ſehe die Menſchheit von allen Enden in den Sumpf hineinziehen, gierig, ohne Unterlaß. Ich ſehe die Kinder, ſchmutzig, grauweiß, in den Höfen die verdorbene Luft einatmen; die Augen glänzen trügeriſch, die Körper ſiechen; ich ſehe die halberwachſenen Bengels auf den Straßen die billige Weisheit aufleſen, ich ſehe die Männer in den Fabriken ſich abmühen. Ich ſehe die Bazillen zahllos in der ſtagnierenden Dunſtatmoſphäre wallen, ich ſehe ſie mit der Spree treiben. Ich ſehe die Hängeboden, die Schlafſtellen — ich weiß, was

die Luft ſolcher Nächte gebären muß. Aber auch die Größe wird mir klar. Der gewaltige Daſeinskampf der zuſammengedrängten Menſchheit, der neue Geſetze ſchafft, neue Werte wertet. Ich höre das Hohngeheul der Maſſen, wenn ihnen von alten Zeiten geſprochen wird, von harter Entſagung, von blinder Selbſtverleugnung. Das ſind abgebrauchte Münzen für Berlin. Die aufgeklärte Menſchheit will andre. Sie will nicht leben, aber ſie will genießen. Sie will nicht beherrſcht werden, ſie will herrſchen; ſie hat unſre Disciplin geſtohlen, ſie verlacht unſre Geſetze, ſie verſeucht unſre Heere, ſie verſeucht uns ſelbſt. Arbeit und Genuß: das iſt die Deviſe. In dieſem Gewimmel kann der einzelne nichts gelten, er muß niedergetreten werden, und keine Thräne netzt ihn. Aber dort unter dieſen Maſſen wird auch die große, uferloſe Menſchenliebe geboren, die wir nicht verſtehen und die ſonſt nur die Prediger in der Wüſte predigten. Ich weiß nicht, ob das alles ſo kommen muß, ob es Entwicklungsphaſe iſt oder kranker Auswuchs. Vielleicht ſchafft das ſinkende Jahrhundert wirklich das neue, rettende Geſellſchaftsgeſetz, vielleicht iſt es mit ſeinen Rieſenſtädten das große Maſſengrab, in dem ſich die Menſchheit ſchneller begräbt, weil ſie ſchneller ausgelebt hat. Und in dem Zittern von Herrn Liſters Stimme tönt es wie Angſt für die Zukunft dieſer Menſchheit heraus und auch wieder wie große Liebe für das kranke, große Geſchlecht. Ihm, dem Arzt, iſt's längſt entſchieden. In den Rieſenſtädten ſiechen die Generationen ruhmlos dahin. Keine Schlacht — nur langſames Sterben! Das macht dem großen Menſchenfreunde ſo viel Qual. Er möchte den Kranken helfen und ſieht doch wieder mit machtloſem Grauen die neuen Blutſtröme nach Berlin hineinfließen, um demſelben unerbittlichen Geſetze der Zerſtörung zu unterliegen.

Wie er das ſieht, iſt nicht immer klar; ich folge ihm ſchwer, aber ich fühle das Schreckniſs. Das Geſpenſt der Entartung, das wir vom alten Blut ſo oft und ſo unheimlich vor uns aufſtehen ſehen, das ſchwebt auch über Berlin. Das alte und das ſchlechte Blut: beide ſind dem Untergang geweiht. Eine nette Zukunftsmuſik! Ich verſtehe es und will es nicht verſtehen; die Entartung eines Geſchlechtes — meinetwegen; die Entartung einer ganzen Menſchheit — ſchrecklich!

Wir haben genug von dieſem Ausſichtspunkt, es treibt uns alle fort. Aber noch auf dem Rückweg grollt das aufgerührte Meer weiter. Herrn Liſters Steckenpferd ſind ja die Degeneration und die Vererbung. Mir läuft's kalt über den Rücken, wie ich das Geſpenſt hier wiederſehe, das immer unſichtbar neben uns hockt, deſſen Nähe wir zuweilen lähmend in allen Trieben fühlen, ſo daß wir es mit hohler Stimme fragen: Stammt das von den Eltern, von den Großeltern oder aus noch fernerer Zeit, dieſer verbotene Inſtinkt? Immer kam mir dieſer Gedanke geſchlichen, wenn ich etwas verbrochen hatte, was ich eigentlich nicht verbrechen wollte; er beugte ſich über mein Bett und raunte mir zu: Mein Junge, du kannſt ja nichts dafür, das iſt Vererbung. Gerade das Nichts-dafür-können, das iſt ja das Furchtbare, dies Geknebeltſein an Händen und Füßen, während die Natur ihr Minierwerk an dem Wehrloſen vollendet. Du ſelbſt kannſt den Trieb vielleicht noch dämpfen, aber der nach dir kommen wird, der Unglückliche?

Ich fühle, wie Aſtas Arm in meinem zittert. Sie hört ſo genau zu. Der Onkel hat dem Mädchen ſchon immer ſo ſchwere Ideen eingeimpft. Dieſe verfluchte Vererbung jedes ſchlechten Triebes, die durch Generationen ruht und ſich niemals erſchöpft! Wer denkt an die Vererbung guter Triebe? Ich muß

wieder an das Kind denken, und was ich ihm nach diesem Leben an Kraft vielleicht noch mitgeben kann. und wie viel ich ihm an Schwäche mitgeben muß! Sie, die Reine, hat diesem Kinde so weit mehr mitzugeben — und sie zittert vielleicht auch bei demselben Gedanken.

Es ist gut, daß wir uns beide bald von der Gesellschaft trennen. Aber das Gesprochene wirkt doch noch fort, indem wir durch den herbstlichen Wald schlendern.

„Glaubst du an diese Vererbung, Louis?"

„Ja, mein Schatz! Ich muß daran glauben."

„Weißt du, ich habe Angst . . ."

„Vor was?"

„Ich weiß nicht."

Wir sind zwei so schwerblütige Menschen, die sich gefunden haben, daß wir eigentlich gar nicht glücklich werden können.

„Liebe Asta, wir wollen bald heiraten. Wir wollen fort. Dir ist Berlin auch nicht gut, die Oberspreevilla erst recht nicht. Dein Onkel ist alt, und wir sind jung."

„Ach ja, wir sind jung! Küsse mich!"

Und ich küsse sie.

Heute ist der Herbst nicht befreiend, sondern er lastet schwer auf uns. Es liegt eben noch etwas in der Luft — nicht ein reinigendes Gewitter, sondern etwas Unheimliches, Verschwiegenes. Ich bin wahrhaftig wie ein altes Weib mit dieser Angst um die Zukunft!

Am Abend waren wir bei den Schwiegereltern. Es war ein exquisit einfaches Souper, auch lustig. Madame kaschierte ihre Gefühle für Ethel sehr gut und wurde auch uns mit ihrer Mutterliebe nicht lästig. Hinterher war ich mit den Alten noch einen Moment allein. Von Geld wurde nicht geredet,

obgleich der Subhaſtationstermin in weniger als vierzehn Tagen ſtattfindet. Ich werde das Geld haben. Madame ſetzt es durch, und wenn dafür irgend ein Gleichgültiger über die Klinge ſpringen müßte. Weiß der Teufel, was aus der glatten, charakterloſen Linie ihres Geſichtes in den letzten Wochen geworden iſt! Das Geſicht wird furchtbar alt.

Ob dieſes Tagebuch je zu Ende geſchrieben werden wird? Ich will mir Mühe geben.

Heute die Hochzeit der Amerikaner. Trauung in der Kaiſer Friedrich-Gedächtniskirche, zugegen die Familie, die Zeugen Doktor Leßmann und ich. Der Prediger eilig, die Kirche leer. Der Tiergarten ſchüttelt die letzten bunten Blätter — es iſt eben Herbſt.

Zum Frühſtück bei Hiller ſind wir ganz unter uns. Ein vorzügliches Frühſtück! Aber wem ſchmeckt's? Wir geben uns nicht mal Mühe, heiter zu ſein, keiner thut's. Le Fort ſagt kaum ein Wort, nur die roten Nackenfalten zittern unaufhörlich. Wenn der Kellner unter der Portiere durchſchlüpft, ſieht ſich mein Schwiegervater jedesmal argwöhniſch um. Es iſt der Blick eines Menſchen, der auf alles gefaßt iſt. Er erwartet noch ein Telegramm ...

Das Telegramm kommt. Le Fort öffnet's langſam, die Hände wollen nicht recht. Dann knifft er es wieder ſorgfältig zuſammen. Er und ſie ſehen ſich an. Kein Wort, nur Madame lächelt öde. Darauf nimmt Herr Le Fort ſeinen Sektbecher, leert ihn langſam. Ein Tropfen iſt drin geblieben, darum ſetzt er noch einmal an. Er hat ſo gar keinen Sinn, dieſer letzte, fade Tropfen! ... Herr Le Fort beginnt jetzt zu reden — ein unglaubliches Deutſch, wie ich es von dieſem ſehr verſierten Internationalen niemals hörte. Er möchte uns luſtig haben ... gelingt aber nicht. Es iſt das traurigſte Hochzeits-

mahl, von dem ich je hörte. Jeder ist mit seinen Gedanken wo anders. Die Kellner gehen ohn' Unterlaß. Sanft klirrendes, echtes Porzellan, der nachzitternde Kryſtallklang der feinen Gläſer. Dazwiſchen ein gleichgültiges Wort, deſſen man ſich in der bangen Stille faſt ſchämt. Zum Braten giebt's ſogar einen Toaſt. Herr Le Fort hält ihn. Ein wundervoller Toaſt!

Im Eingang des Lokals ſitzt Testorff. Wir nicken uns durch die zurückgeſchlagene Portiere zu, und die hinkende Baronin orientiert ſich darauf genau über unſre Geſellſchaft und ſtarrt die Mädels mit feindlicher Reſerve an. Beim Eis kommt der Oberkellner und flüſtert ſein wohlerzogenes: „Fräulein Aſta Le Fort? Jemand wünſcht gnädiges Fräulein am Telephon zu ſprechen." Aſta wird blaß.

„Wohl ein Rendezvous . . ." ſcherze ich.

Madame, die das letzte Wort auffängt, erklärt ruhig: „Es wird wegen meines Bruders ſein. Er fühlte ſich in den letzten Tagen nicht ganz wohl. Sie wiſſen ja ſelbſt, lieber Carén . . ."

Ich wußte das allerdings, hatte es aber längſt wieder vergeſſen. „Schlimm?" frage ich.

„Nein, nein!" beruhigt Madame. „Bei Leuten mit Herzgeſchichten ſieht's nur ſo aus . . . Aſta ängſtigt ſich wieder mal unnötig."

Der Bräutigam ſieht mich darauf an, als wenn er ſagen wollte: Iſt ſo was überhaupt ein Hochzeitsfrühſtück?

Nach zwei Minuten kommt Aſta vom Telephon zurück, haſtig, noch blaſſer. „Ich muß gleich fort. Verzeih, arme, kleine Ethel! . . . Ihr fahrt um ſechs Uhr von der Friedrichſtraße? Wenn ich nicht hierher zurückkommen kann, bin ich jedenfalls zum Zuge da." Wie der Kellner Aſta den Mantel umgiebt, ſtreift ſie in nervöſer Bewegung ein halb-

geleertes Burgunderglas. Das Glas ſchwankt, fällt, zerbricht mit ſtumpfem Klange auf dem Teppich, der weiße Damaſt der Tiſchdecke ſaugt die rote Flut gierig ein; es ſieht aus wie ein großer Blutfleck. Der Kellner bückt ſich, die Scherben aufzuleſen, ich bücke mich auch nach einer. Dabei ritzt die ſcharfe Glaskante mir den Finger — ein lächerlicher Ritz, aus dem ein winziger Tropfen echten Blutes ſickert. Madame beißt die Zähne zuſammen und zittert. „Thun Sie den Finger weg, Graf, ich kann's nicht ſehen!"

Jetzt erſt merke ich, wie furchtbar nervös Madame iſt — der ganze Körper bebt. Herr Le Fort lächelt. Um einen Blutstropfen dieſes Zittern — es iſt wahrhaft komiſch.

„Wollen wir nicht etwas früher gehen, Fritz?"

„Ja, wenn du willſt, wenn alle wollen . . ."

„Ach ja, wir wollen alle gehen!" pflichtet die Gnädige bei.

„Was iſt Ihnen, gnädige Frau?" frage ich. Die glatte Linie ſchien mir nie ſo krank.

„Nichts, gar nichts, lieber Carén . . . Ich möchte noch eine Stunde ruhen . . . ja, ruhen : . ."

Mein Schwiegervater wirft die blauen Lappen auf den Tiſch, ohne überhaupt hinzuſehen. „Well, well!" Der Kellner verbeugt ſich tief. Das Trinkgeld war fürſtlich. Draußen pfeift der Piccolo nach einer Droſchke. Wir wollen uns alle noch an der Bahn treffen, unbedingt treffen. Ich aber bin überzeugt, daß die Eltern nicht kommen werden.

Das Brautpaar und ich ſtehen faſt unſchlüſſig auf der Straße. Es iſt ein klarer, heller Oktobertag. Ethel ſieht mich wehmütig-ſchalkhaft an. „So heiratet man bei Le Forts!"

Jaromir räuſpert ſich. „Sollten wir nicht noch einen Tag bleiben, Ethel? Bei euch zu Hauſe iſt

doch was vorgefallen, oder es fällt noch was vor. Das merkt jedes Kind!“

Doch Ethel ſchüttelt entſchloſſen den Kopf. „Nein, wir fahren! Und wenn uns niemand das Geleit giebt, wir fahren doch! ... Geh ein paar Schritte voraus, ich habe Carén noch etwas zu ſagen.“ Als Jaromir aus der Hörweite iſt, nimmt ſie meinen Arm. „Haben Sie Aſta wirklich lieb?“

„Aber, liebe Ethel ...“

„Sehen Sie mich doch mal an! ... Ja, Sie haben ſie lieb, das ſehe ich, und Sie müſſen ſie auch lieb haben, ſehr lieb!“

„Hegen Sie irgend eine Befürchtung?“

„Ja. Ich habe meine Eltern noch nie ſo geſehen, meine Mutter ganz gewiß nicht! Seien wir alſo auf das Schlimmſte gefaßt.“

„Das wäre?“

„Die Armut.“

„Die ſchreckt mich weniger.“

„Das iſt gut. Uns ſchreckt ſie ja ſchon lange nicht mehr ... Wollen wir nicht noch einmal zum Abgewöhnen etwas durch die Straßen bummeln? Der Abſchied von Berlin wird mir doch ſchwer, wenn ich es auch nicht wahr haben will.“

Und wir bummeln. Berlin hat wieder das ſtarre, gewaltige Geſicht, das einen doch ſchrecken kann. Als wir nach dem Bahnhof gehen, hält mir vor der Pepiniere ein Blumenmädchen ſeinen Roſenkorb entgegen. „Herr Graf — eine Roſe!“ Es iſt das Mädchen, das uns nach der Le Fortſchen Geſellſchaft Unter den Linden anbettelte. Ich habe ſie ſeitdem oft geſehen, das Geſchäft geht gut. Ich zögere einen Moment. Eine Roſe von der da, meiner Schwägerin zum Abſchiede? ... Dann wähle ich doch zwei blutrote Knoſpen.

„Einen Gruß von Berlin, vom echten Berlin, Frau von Jaromir!“

Ethel zieht langsam den Wohlgeruch ein. „Ein blutiger Gruß, wenn Sie wollen . . .“

Dann steigen wir die Treppen zum Fernperron empor. Dort beginnt schon das internationale Gewimmel — die Kurierzüge dröhnen. Der Kölner Durchgangszug wird gerade aufgezogen. Jaromir sieht nach der Uhr und sagt finster: „Noch ist niemand da; es dürfte auch wohl niemand kommen.“

„Asta kommt unbedingt!“ erklärt Ethel eifrig.

Wir warten. Der Minutenzeiger an der elektrischen Uhr springt so unheimlich schnell.

„Zurücktreten!“ Die Bahnbeamten laufen den Bahnsteig ab. Da späht Ethel noch einmal scharf nach der Eingangstreppe, wo sich Verspätete an dem Billetknipser vorbeidrängen. Astas hohe Gestalt ragt aber nirgends über dem Volke. Sie hätte doch kommen können! Ein fremder Mann, der einzige bei solchem Abschied, — das ist nicht hübsch.

Jaromir fragt noch einmal zögernd: „Wenn wir doch blieben, Ethel?“

Die junge Frau wirft einen letzten scharfen Blick zurück nach dem Eingang. Niemand kommt. Eine helle Röte steigt ihr den Nacken herauf. „Wir fahren, Fritz! . . . Daß die andern nicht da sind, meinetwegen . . . es wäre ja doch nur eine Farce. Aber meine Schwester . . . Freiwillig war sie nicht unpünktlich, das weiß ich. Es könnte mit dem Onkel schlecht stehen . . . Dennoch . . .“

„Die Herrschaften einsteigen!“ mahnt der Schaffner. Die Coupéthür klappt.

Ethel lehnt sich aus dem Fenster, meine roten Rosen in der Hand.

„Leben Sie wohl, leben Sie wohl!“ Eine große Thräne tritt ihr ins blaue Auge. Jaromir steht

hinter seiner Frau — auch sein Auge glänzt feucht. „Grüßen Sie mir auch den Stammtisch! Ich habe mich von den Herren nicht verabschieden können.“

Die Wagenfedern beginnen zu schwanken, der Zug dampft langsam aus der Halle. „Viel Glück, viel Glück!“ Noch ein grauer Reisehut, ein hastig wehendes Taschentuch, ganz zuletzt sehe ich noch einmal scharf die roten Rosen.

Ob wir uns je wiedersehen? In vierzehn Tagen müssen sie ja noch mal Berlin passieren. Wozu eigentlich der wehmütige Abschied, wenn man sich so bald wiedersieht? — Ich sehe sie doch nicht wieder . . .

Ich wandle noch eine Viertelstunde nachdenklich den Perron auf und ab. Es ist gerade eine Pause im Fernverkehr. Dann will ich auch gehen, es kommt ja keiner mehr. Auf der Treppe ruft mir der Stationsvorsteher nach: „Sind Sie vielleicht der Herr Graf Carón?“

„Ja, warum?“

„Es ist ein dringendes Telegramm für Sie hier.“

Ich reiße den Wisch auf. Es ist eine Depesche von meiner Schwiegermutter: „Mit meinem Bruder geht es einigermaßen. Kommen Sie aber nicht etwa nach der Villa. Ihr Besuch könnte ihn aufregen.

Claire.“

Wozu eigentlich dieses Telegramm? Ich bin doch wahrhaftig nicht aufdringlich! Das sind die kleinen Taktlosigkeiten, über die man sich mehr ärgert als über die großen. Es ist übrigens ein angebrochener Tag . . . ich könnte an den Stammtisch gehen und die Grüße ausrichten. Vielleicht sind auch die Kohlenstaubbrenner da, und ich erfahre, wie es mit Le Fort steht.

Solch einen Hochzeitstag hätte ich nicht für möglich gehalten.

Das Bierlokal iſt mäßig bevölkert; nur in der Niſche des Stammtiſches drängen ſie ſich. Die Boxer, die Kohlenſtaubbrenner, die verabſchiedeten alten Militärs, innig gemiſcht. Es wird erregt verhandelt. Als ich näherkomme, ſtockt das Geſpräch. Auf einzelnen Geſichtern ſcheint mir eine gewiſſe angſtvolle Feierlichkeit zu ruhen.

„Meine Herren, ich habe Ihnen Grüße von Herrn von Jaromir zu bringen, der ſoeben mit ſeiner jungen Frau abgereiſt iſt.“

„Danke ſehr — danke ſehr — äußerſt liebenswürdig.“ Aber kein etwas leichtfertiger Witz, wie's in ſolchen Fällen üblich, ſondern ſofort wieder Schweigen. Dies Schweigen bedrückt mich.

„Was haben Sie eigentlich, meine Herren? In der großen Politik was paſſiert?“

Die Boxer lächeln diskret, die Kohlenſtaubbrenner zucken die Achſeln. Der Doppeldoktor, der, die Hand am Glashenkel, daſitzt, ſagt, ohne aufzuſehen, tonlos: „Wir erwarten Herrn Bomulunder.“

„Und wenn er nun nicht kommt?“

„Verlaſſen Sie ſich drauf, Graf, — er kommt!“

Auf eine Erklärung läßt ſich niemand ein. Die Kohlenſtaubbrenner ſtieren in ihre Rauchringe, einige verzagt, andre trotzig. An den Niſchenpfoſten ſteht der aufgeblaſene Wirt in der weißen Weſte und nickt feierlich. Dieſe Niſche in ihrer ſchweren Ruhe wirkt geradezu lähmend. Zuweilen hebt einer ſein Bierglas. „Proſit!“ — „Proſit!“ Aber das fade Getränk rutſcht heute keinem vom Geſchäft. Nur der Hannoveraner lächelt auf einmal pfiffig und ſucht nach ſeinem „Zehntauſendmarkſchirm“. „Vor jeder Geldanlage beſehe ich mir dieſen . . .“

„Seien Sie ruhig!“ knurrt der Doppeldoktor. „Zu albernen Späßen ſind wir heute nicht hier.“

„Na, lieber Leßmann . . .“

„Soll ich's Ihnen noch deutlicher ſagen?“

Der hagere Kaufmann mit den Balletterfahrungen zieht die Uhr: „Wann wollte doch Bomulunder kommen?“

„Wenn er da iſt!“

Es ſcheint, die vom Geſchäft ſitzen alle auf einem Vulkane, der ihnen die Füße heiß macht und nervös. Mir werden die Füße auch heiß und nervös, und eigentlich bin ich doch an der Kohlenſtaubverbrennung gar nicht beteiligt.

„Wie iſt 's Wetter draußen, Graf?“

„Schön!“

„Davon merkt man hier drin allerdings nichts.“ Der Chor wiederholt die letzten Worte murmelnd. Jetzt ſieht der Doppeldoktor nach der Uhr: „In fünf Minuten werden wir um eine Erfahrung reicher ſein — oder auch nicht, Graf Carén.“

„In fünf Minuten? Wiſſen Sie das ſo genau?“ fragen belegte Stimmen.

„Ja, meine Herren, in fünf Minuten; ich ſprach doch deutlich genug!“

Kopfſchüttelndes Schweigen. Mir iſt, als wenn ſich all die Leute immer anſehen und doch nicht ſehen könnten. Als wenn dieſer Schnapsbaron Tod und Leben mit ſeinem Kommen in der Hand hielte, ſo ſchwer kommt jede Minute, ſo ſchwer fließt ſie. Der alte Major mit ſeinem Zigarrenſpitzenwahnſinn ſucht den Kneiptiſch ab, ein ſtumpfes, graubärtiges Geſicht, das in ſeiner blöden Manie nichts von der ſchweren Entſcheidung wittert, die allen in der Luft liegt. Der alte Kerl iſt mir gräßlich ... Wenn doch das Geſpenſt, der Bomulunder, erſt käme!

Und er kommt!

Ich ſitze mit dem Rücken dem Niſcheneingang zu. Ich ſehe Herrn Bomulunder nicht, ich ſehe nur die andern. Jetzt ſteht er hinter mir. Der Lack-

ſchuh knarrt, die aufdringliche Neuheit duftet. Es iſt ein Augenblick von einer Schwüle, einer Laſt! . . . Ich möchte in den Geſichtern der andern das Le Fortſche Schickſal, mein eignes Schickſal leſen. Aber dieſe Geſichter mit dem ſchielenden, trotzigen, ängſtlichen, dummen Ausdruck verſchwimmen, nur der alte Kerl mit ſeinem Stumpfſinn, wie er murmelnd nach Zigarrenſpitzen ſucht, hebt ſich ſcharf wie eine Silhouette aus dem Kneipendunſt.

„Kellner, ich will ein Chateaubriand mit pommes frites, engliſch, nicht zu ſcharf gebratenes Zeug!“ Es iſt mir wie eine Erlöſung, daß Bomulunder endlich ein Wort ſagt mit der näſelnden Stimme eines Pſeudo-Elegants.

Auch die Kohlenſtaubbrenner erwachen mählich aus ihrer Erſtarrung. „Na, wie ſtehen die Sachen, Bomulunder?“ Die „Rs“ rollen dem Doppeldoktor voller als je von den Lippen.

„Wie befahlen Sie, Herr Doktor Leßmann?“ Der Spinathuſar iſt ganz Form, ganz Sicherheit.

„Na, wie es mit Le Fort geht? Leſen Sie es nur laut vor, was Ihnen auf dem Geſicht geſchrieben ſteht, Sie Gemütsathlet, Sie!“ Der Doppeldoktor ſagt's faſt brutal.

„Wie's Herrn Le Fort geht?“ Ich ſehe das Achſelzucken des Schnapsbarons nicht, ich fühle es. „Herr Le Fort iſt pleite.“

„Pleite?“ Der ganze Tiſch giebt dies Echo von dumpfem, heißem Klang zurück.

„Ja, pleite!“ wiederholt Bomulunder ruhig, aber mit Genuß.

Die Kohlenſtaubbrenner möchten ſich am liebſten auf den Unglücksboten ſtürzen, ihn mit den Fäuſten bearbeiten, vielleicht auch mit dem Abſatz, aber wir ſind im Grunde alle keine antiken Charaktere an dieſem Stammtiſch.

„Der Schuft!“

„Hund . . .“

„Das war ja von Anfang an klar.“

„Natürlich, dieſe Engländer — Obergauner!“

Die Woge der Empörung brandet mächtig auf, zerſchellt matt. Zum Schimpfen langt's und zum Knurren, aber weiter nicht.

Ich ſehe mich halb nach dem Schnapsbaron um. Er hebt gerade die mißvergnügte Naſe ſchnüffelnd, als wenn er mich erſt jetzt witterte. „Verzeihung — Bomulunder.“

„Graf Carén.“

Das iſt ſo unſre Art von Feindſchaft. Ich erhebe mich ſehr gelaſſen; in dieſer Geſellſchaft bin ich wirklich überflüſſig. Den Kerl, den Bomulunder, traf nicht einmal mehr mein Blick; die Hand könnte mir locker werden oder die Zunge ſpitz. Ich möchte das nicht . . . Als ich vor dem Spiegel am Büffett den Ueberzieher anziehe, ſo umſtändlich, als intereſſierte mich nur der Toilettenkram, muß ich über mich ſelbſt lächeln. Der Johanniter baumelt mir noch zum Halſe 'raus, ich legte ihn Jaromir zu Ehren an; einer von dem halben Dutzend Frühſtücksorden, die ich ohne mein Zuthun, bloß für mein dreſſiertes Geſicht erhielt, verheddert ſich in dem ſeidenen Futter. In dem Lokal, an dem Tage der Trödel! Ich hatte wahrhaftig die Maskerade in den Tod vergeſſen, und der Spiegel muß mich erſt darüber aufklären, daß ich noch aller Welt der Narr bin, der ich nicht mehr bin.

„Viel Vergnügen, Herr Graf!“

„Danke, gleichfalls viel Vergnügen.“

Ich ſchlendere hinaus. Wohin, weiß ich wirklich nicht. Unter der Stadtbahnüberführung ſehe ich mir die bunten Reklamebilder an, da ſchiebt ſich ein Arm unter den meinen. „Wir wollen zu

Le Fort gehen, Herr Graf!“ Es iſt der Doppeldoktor.

„Muß das gleich ſein?“

„Ja, gleich! Ich kann die Kerls da drinnen nicht mehr ertragen, eine gemeine Luft!“

„In der Händelſtraße wird ſie noch ſtickiger ſein.“

„Und wenn ... Wiſſen Sie, ich habe an den Mann wirklich geglaubt ... Nun iſt er doch futſch! Da möchte ich ihm wenigſtens beruhigend auf die Schulter klopfen und ſagen: ‚Alter Herr, Kopf hoch! Sie werden ſchon wieder auf die Beine kommen ... Ich liege ja auch bis über die Ohren drin, durch die Canaille von Bomulunder.‘“

Ich bin bereit. Ich möchte aber gern die Friedrichſtraße lang gehen, die Linden ’rauf und durch den Tiergarten. Das iſt ſo eine Stimmung, wo man Menſchen ſucht, gleichgültige Menſchen und Flitter, durchſichtigen Flitter. Doch der Doppelte liebt große Menſchenſtröme nicht, ſo wenig wie bekannte Verkehrsſtraßen; er ſieht dann immer die Geſpenſter der Manichäer, die den Offenbarungseid heiſchen, und die Geſtalten von Bekannten, die durch rollende „Rs“ nicht mehr einzuſchüchtern ſind. Im aufgeklappten Taxameter geht darum die träge Fahrt.

In der Händelſtraße ahnt noch niemand etwas. Der Portier lehnt an dem Gitter des Vorgartens und döſt. Der Doppeldoktor klopft ihm kräftig auf die Schulter. „Herr Le Fort zu Hauſe?“

„Herr Jott, wie ick mir aber erſchrocken habe! ... Ach, Sie ſind’s, Herr Doktor? Ick halte heute alle Leute für Telejraphenboten. Seit heute morjen ein ewijes Jeklingle. Wat doch ſo an enen enzijen Menſchen telejraphiert wird! Denken Sie doch mal, alleene det Jeld, wat det koſtet, alles von England direkt ... Det muß doch een koloſſal reicher Herr ſind, der Herr Le Fort! Zu Hauſe iſt er übrijens.

Ihnen wird er ſchon annehmen, Herr Iraf, aber Ihnen, Herr Doktor ... Der Schwarze von oben meint, der Olle hätte 'ne Pike uf Ihnen ... Die Damens, Herr Iraf, ſind aber nich zu Hauſe. Erſt is Fräulein Aſta weg, Droſchke; denn die Inädige, ooch Droſchke. Et ſoll mit den ollen Doktor in Treptow nich zum beſten ſind."

Wie der Mann ſo gemütlich Berlineriſch redet, bekomme ich faſt wieder Hoffnung. Auch das vornehme Treppenhaus mit ſeinem ſummenden Gaslicht und ſeinen verſchwiegenen Plüſchläufern hat nicht das verwüſtete Bankerottgeſicht. Wenn ſich Bomulunder doch getäuſcht hätte.

Der Doppeldoktor, der meine Gedanken zu erraten ſcheint, zuckt die Achſeln. Der täuſcht ſich ganz gewiß nicht!

Die Glocke ſchrillt. Der wahrſcheinlich angewieſene Diener erkundigt ſich noch einmal, wen er melden dürfe. Nach einer ziemlichen Pauſe kommt er etwas betreten zurück. „Herr Le Fort laſſen den Herrn Grafen bitten, — der Herr Doktor Leßmann möchte die Güte haben, morgen wiederzukommen."

Der Doppeldoktor pfeift durch die Zähne. „Das ſieht dem guten Mann allerdings ähnlich. Hübſch iſt's nicht gerade ... aber ich nehm's ihm auch nicht beſonders krumm. Zwei Leute, die Beileid jammern kommen, ſind immer etwas läſtig, einer genügt, zumal, wenn es ein Graf iſt. Sehen Sie niemals trübe in die Zukunft, Herr Graf! Wenn Standesunterſchiede ſelbſt ſolche Kriſen beſtehen ... Und mit meinem Beileid bin ich doch eigentlich noch nobler als Sie, der Sie ja nichts verloren haben ... Sieht man Sie wohl noch mal im Leben?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht."

„Na, dann laſſen Sie es ſich gut gehen! Auf

einer Treppe ſich fürs Leben zu trennen — es liegt doch was drin.“ Und er ſteigt, die Fäuſte in den Ueberziehertaſchen vergraben, die Stufen hinab, ohne ſich noch einmal umzuſehen.

Nun zu Herrn Le Fort!

Herr Le Fort ſitzt an ſeinem Rieſenſchreibtiſch, die Schiebfächer ſind geöffnet, Papierberge türmen ſich auf dem grünen Tuch, ein einziges Licht flackert daneben. Er ſieht ſich bloß mit einer halben Kopfwendung nach mir um. „Darf ich ſitzen bleiben, Herr Graf?“

„Aber ſelbſtverſtändlich!“

„Haben Sie einen dringenden Wunſch?“ Er nimmt nicht einmal die dampfende Schifferpfeife aus den Zähnen.

„Ich wollte mich nur erkundigen, wie es Ihnen ginge ... Die Herrſchaften ſind ſo früh aufgebrochen.“

„Danke. Es iſt ja noch alles da.“

„Ich komme auch ...“

„Ach ſo! ... hm ... Wollen wir nicht gleich deutſch ſprechen! ... Sie kommen, um mir auf Umwegen zu ſagen, daß Sie auf die Ehre verzichten, mein Schwiegerſohn zu werden.“

„Herr Le Fort? ... ich weiß zwar alles ...“

„Das ſehe ich ... Was haben Sie ſonſt auf dem Gewiſſen?“

„Ich komme, Ihnen zu ſagen, daß es mir herzlich leid thut und daß, ſo Gott es will, das Unglück an unſern Beziehungen nichts ändert.“

„Hm ... ich bin aber thatſächlich bankerott — hm ... Ich verſtehe Sie nicht, ich verſtehe Sie wahrhaftig nicht ... Iſt's Ihnen wirklich Ernſt mit dem, was Sie ſagen? Ein Graf, der nichts hat, und eine Frau dazu, die nichts hat: das iſt ein ſchlechtes Rechenexempel. Wie Sie es auch anfaſſen, es kommt immer Minus heraus ... Iſt übrigens Ihre Sache,

Familienangelegenheiten . . . miſche mich grundſätzlich nicht 'rein. Was heißt überhaupt Familie? Ich habe wohl nicht das richtige Verſtändnis dafür. Die Ethel heiratet einen Habenichts — Paſſion. Sie machen es nicht beſſer, Graf. Sie verſtehen nichts von Geld, auch nicht von Arbeit. Sie haben nie das Gefühl gekannt, mit knurrendem Magen aufzuſtehen, mit knurrendem Magen zu Bett zu gehen, aber dabei zu arbeiten, ſcharf zu arbeiten, wochen- und monatelang. Verſuchen Sie das erſt mal, und dann kommen Sie wieder . . . Das Hungern führt nämlich zu nichts . . . Ich war freilich nicht immer ſo dick, aber mager war ich auch nicht. Wenn ich jemand mit einer Idee kam, ſah er mich immer erſt mißtrauiſch an. Darauf ſagte er ſich meiſtens: ‚Die Ideen ſcheinen bei dem ja gut anzuſchlagen.‘ . . . Bei Ihnen iſt es mir ſehr fraglich, ob Sie dieſe Zeit ſo durchhalten könnten. Bei mir iſt's übrigens mit dem Hunger auch lange her, werde es wieder lernen oder auch nicht lernen . . . Ich habe für Sie kein beſonderes Intereſſe, Herr Graf, aber es war nett, daß Sie kamen. Darum geben Sie die Sache auf! Zu zweien hungert's ſich noch ſchlechter.“

Ich ſchüttle als Antwort nur ganz leicht den Kopf. Dem Mann werde ich doch nie klar machen, daß ich mit der Frau, die ich liebe, auch hungern kann.

Herr Le Fort qualmt weiter. „Jeder ſchläft, wie er ſich bettet. Wollen Sie ſich mal anſehen, wie ich ſchlafen könnte und wie ich ſchlafen werde?“ Dabei wühlt er zwiſchen den Papieren. „Alles große Geſchäfte, aber man muß Glück haben. Die Idee und das Glück! Jedes weitere Wort iſt Unſinn . . . Die in ihrer Gründerperiode rechtzeitig verkauften, ſind jetzt ſchwer reich, die andern, die noch klüger ſein wollten, haben die ſchön geſtochenen

Aktien jetzt als Andenken. Glück ... Glück! Die andern hätten ebensogut das Glück haben können ... Früher hatte ich das Glück unmäßig, und die Ideen waren nicht halb so gut; jetzt habe ich gar keins, aber die Ideen sind besser. Es war eine Dummheit mit der Kohlenstaubverbrennung. Die Sache sah nach viel aus und ging vom ersten Augenblick an nicht; hätte die paar Hunderttausend schießen lassen sollen, hätte mir gar nichts geschadet! Alte Erfahrung — Geschäfte, die nicht gleich ziehen: weg damit! Hätte die andern 'reinfallen lassen sollen ... Nach der ersten Pleite werden solche Sachen erst recht gut. Hätte gewonnenes Spiel gehabt, jetzt hat's der Bomulunder ... Man hat eben seinen Ehrgeiz, Herr Graf! Was man anfaßt, muß Gold werden. Und wir, die wir in London und Paris unsre Coups machten, wir müssen's ja natürlich besser wissen, wie's gemacht wird, als ihr hier in Berlin! Dabei seid ihr genau ebenso schlau ... Ich habe mich eben vertaxiert, namentlich in dem Bomulunder. Ganz heller Kopf! Wußte, daß ich gerade 'n bißchen viel im Gange hatte, alles große Sachen, bei denen man steinreich werden kann und auch bettelarm, je nachdem. Das sind nun einmal meine Geschäfte. Das andre, die kleinen Sachen, das lohnt sich ja gar nicht! Was war die Kohlenstaubverbrennung für mich? Bagatelle! Und gerade über diese Bagatelle bin ich gestürzt ... Der Bomulunder wartete ganz ruhig ab, bis ich an der Börse etwas kurz wurde — hätte es genau ebenso gemacht —, dann zog er mir die Krawatte zu. Vor einem Jahr hätte ich die Million mit Leichtigkeit einzahlen können ... wollte nicht — in so ein Lumpengeschäft! Diesmal mußte ich und wollte ich — und konnte nicht, da kam er nämlich erst mit seinem Zusatzpatent. Entweder zahl, oder 'raus! Jetzt bin ich draußen, ganz

draußen. Es iſt eben dies Jahr nichts gegangen. Bei den Bergwerken die Schachte verſoffen, oder die Aktionäre biſſen nicht an. In der Differenz ganz verrechnet. Solche Schläge hält der Teufel aus! Sehen Sie hier . . .“ Er zieht einige Papiere aus dem Berg und hält ſie mir hin.

Ich verſtehe von Finanzfragen nichts, aber bei den Summen, die in Frage kommen, ſchwindelt mir allein ſchon. Ueberall der große Zug, der gewaltige Vorſtoß. Alles oder nichts! . . . Es gehören Nerven wie Taue dazu, um ſolche Aufregungen dauernd zu ertragen. Selbſt das Gewinnen würde mich wie ein elektriſcher Schlag berühren. Und nun gar erſt das Verlieren . . . Herr Le Fort muß in der That vorzügliche Nerven beſitzen. Jetzt, wo alles vorüber iſt, kann ich den Koloß faſt bewundern. Kein Stöhnen, keine Verwünſchung, nur die kalte Ruhe des großen Geſchäftsmannes. Wie er ſein Schickſal trägt — es liegt was drin! Freilich, er denkt auch nur an ſich und mit keiner Silbe an die andern, die er mit in den Schlund riß. Denn, was da mit ihm zuſammenkracht, mit Wechſeln, Darlehensſcheinen, unerfüllbaren Verpflichtungen ſitzen ſie bis an den Schopf drin, die Schakale der Kohlenſtaubverbrennung. Sie hatten alle wenig oder nichts, ſie ſollten ja auch nur Leben in die Bude bringen, und dabei ſtecken ſie überall drin — bei den Bergwerken, den Differenzen, den Häuſerſpekulationen, in all den großen Le Fortſchen Unternehmungen, die ihnen wenigſtens den Fetzen gebracht hätten, während das Millionenraubtier die blutigen Rieſenſtücke verſchlang. Jetzt verſchlingt der große Krach ſie genau ſo mit, wie er ihn verſchlingt.

Mein Schwiegervater gönnt ihnen auch nicht ein Quentchen Mitleid. „Sie wollten durchaus gewinnen und begriffen nicht, daß man dabei auch

durchaus verlieren kann. Den Mund geſtopft habe ich ihnen wahrhaftig! Darüber kann wohl keiner klagen. Noch die letzten hunderttauſend Mark — es war nicht mal nötig! Die Leute wollten eben reich werden. Und beim Eſſen kam ihnen der Appetit immer mehr ... Die Narren! So was gebraucht man und ſchmeißt's weg. Und wenn ſie ſich vielleicht einbilden, ſie hätten auch nur einen Augenblick eine Ahnung von dem wirklichen Geſchäft gehabt? Mir lag es doch wohl am Stimmungmachen, an den Kapitaliſten, die ſie mir verſchaffen ſollten und nachher nicht verſchafften. Zum Beiſpiel der Doktor Leßmann! Er hat die ganze feine Naſe für das Geſchäft, aber zu faul, zu verbummelt. Sobald er einen Anteilſchein in der Hand hatte, ſofort verkümmelt. Wenn er einen Brief ſchreiben mußte, ſchrieb er eine Poſtkarte. Wenn er depeſchieren mußte, ſchwieg er lieber ganz. Damit ſind heute keine Geſchäfte zu machen. Vielleicht ſehe ich ihn auch noch mal als Millionär, vielleicht aber auch als ganz was andres. Beides würde mich nicht beſonders aufregen. Aber er iſt der einzige, an dem was dran iſt, das will ich ihm laſſen. Er hat nämlich Mut, perſönlichen Mut, das iſt nicht zu bezahlen, und dabei wieder ſo eine Art Idealismus. Ich bitte Sie: Idealismus! ... Wie all die andern ſchon feige wurden, da wankte und wich er nicht. Noch vor zehn Tagen. Ich ſage: ‚Herr Leßmann, wir wollen abrechnen; bei mir iſt nichts mehr zu verdienen, höchſtens noch zu verlieren. Machen Sie, daß Sie wegkommen!‘ — Darauf die Antwort: ‚Ich ſtehe und falle mit Ihnen, Herr Le Fort!‘ ... Was heißt ſo etwas? Das imponiert mir gar nicht. Zur Unzeit den Corpsſtudenten hervorholen, das wird nie ein Geſchäftsmann. Da iſt mir Bomulunder tauſendmal lieber. Der biß den Reſerve-

lieutenant nicht heraus, als er den Kaufmann brauchte. Solche wie der ſind freilich nicht die Leute, die ich brauchen kann, aber ſie brauchen mich auch nicht. Ich habe eine große Achtung vor ſolchen Leuten."

Er erzählt das alles in fließendem Deutſch. Für ihn iſt die Affaire jetzt abgethan und der Kopf wieder klar. Dann erhebt er ſich ſchwerfällig aus ſeinem Lutherſtuhl und verbrennt einige Papiere. „Vor einem Konkurs verbrennt man immer einige Papiere, lieber Graf! ... Ja, Glück, Glück! ... Die Ideen habe ich noch heute ... So, nun iſt genug geredet. Kommen Sie, wir wollen in allen Zimmern das Gas anſtecken laſſen, möchte noch mal den reichen Mann ſpielen!"

Wir wandeln auch wirklich durch die lange, vornehme Flucht, die in hellſtem Licht glänzt. Herr Le Fort tippt hier und da an eine echte Vaſe, ſtreichelt eine Antiquität. Durch Aſtas Zimmer gehen wir auch. Er nimmt den Elfenbeinyatagan von der Wand und beſieht die zierlich geſchnitzten Figuren. „Spielerei! — das iſt erſt ein Idealiſt, mein Schwager! Es muß auch ſolche geben ..."

Im gotiſchen Eßzimmer iſt der Tiſch gedeckt, der goldene Kopf einer Pommery ſchimmert aus ſchwerem Eiskübel. „Wir wollen zu Abend eſſen, Herr Graf! Noch einmal das Beſte vom Jahr. Morgen iſt alle Herrlichkeit futſch. Schmecken ſoll es mir darum doch!"

Ich thue mit, obgleich ich bei jedem Biſſen würgen muß, ſo trocken iſt meine Kehle. Herr Le Fort bricht mit Gleichmut die Hummerſcheren. Plötzlich hält er inne. „Hm! Dummheit! ... Denken Sie, ich habe an dem ganzen Reichtum etwas? Der Luxus gehört zum Geſchäft und die elegante Geſellſchaft auch, aber ich bin doch am liebſten allein mit meiner Schifferpfeife und meinen Ideen. Hum-

mern? Hummern? Was heißt Hummern? Man wird ſich die ebenſo leicht abgewöhnen, wie man ſie ſich angewöhnt hat! Ueber den wirklichen Wert der Dinge täuſche ich mich nie. Dies Souper iſt ſelbſtverſtändlich Galgenhumor ... Dabei bin ich nicht etwa ſehr niedergeſchlagen. Fort iſt fort, hin iſt hin ... Heute, bei Hiller, als ich die Depeſche bekam — es war mein Todesurteil —, da fürchtete ich einen Schlaganfall. Jetzt fürchte ich ihn nicht mehr, aber ich fürchte mich jetzt vor dem Wiederanfangen. Unſereiner, der gewöhnt iſt, mit einem Druck auf den elektriſchen Knopf alles zu regieren, der ſoll auf einmal wieder Commis ſpielen. Zum kleinen Kaufmann fehlt mir nicht mehr als alles. Unſereiner braucht die großen Aufregungen, ich habe ſie immer gebraucht. Ich könnte ein ſchwerreicher ruhiger Mann ſein ... wer das ruhig ſein kann! ... Ich muß eben mit Millionen ſpielen können, und wenn ich mit ihnen nicht ſpielen kann, haben ſie für mich auch gar keinen Wert. Die Aufregungen, die großen Aufregungen! Ja, das werde ich wirklich vermiſſen, aber nichts andres ... Iſt die Flaſche leer? Trinken wir noch ein Glas? Der Pommery iſt wirklich gut ... Alſo: Die Zukunft!"

„Die Zukunft!"

Dann verfallen wir beide in ein brütendes Schweigen. Ich fühle, daß meine Geſellſchaft läſtig wird. Es iſt halb elf Uhr. Ich fühle mich auch ſo ſehr als Fremder in dieſem Hauſe ... „Wann kommt eigentlich Aſta?"

„Früh genug, lieber Graf. Sie könnten allerdings ſchon da ſein."

„Weiß Frau Le Fort, was ihr bevorſteht?"

„Die? ... hm! ... wußte es eher als ich ... Vor drei Tagen haben wir uns noch über Sie geſtritten. Ich habe geſagt: Bin ich bankerott, ſo

wird aus der Grafenehe beſtimmt nichts. Meine Frau aber war klüger und ſagte das Gegenteil. Kommt's mir eigentlich nur ſo vor, oder iſt ſie wirklich alt geworden in den letzten Tagen? Sie hat was vor. Daß man ſo furchtbar ſchnell altern kann! . . . Hm . . . Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, lieber Graf: Ich laſſe die Rappen an den Jagdwagen ſpannen, und Sie fahren ſelbſt nach der Oberſpree-villa. Heute kann ich Sie noch zu dem Vergnügen einladen, morgen nicht mehr."

Als wir uns zum Abſchied die Hand drücken, zittert ſeine Pranke doch etwas, auch in dem Auge flimmert ein unſicherer Ausdruck. Es geht ihm wohl näher, als er zugiebt. „Sie ſind ein komiſcher Kauz, lieber Graf! Aber bleiben Sie es! Bei dem andern kommt auch nichts Beſſeres 'raus."

Unſre Blicke ſtreifen ſich bei dem letzten Wort noch einmal flüchtig. Es ſind zwei abſolut Fremde, die ſich trennen. Er begleitet mich auch nicht mal bis zur Korridorthür. Während ich mit dem Bedienten durch die hell erleuchteten Zimmer gehe, kommt mir die kleine Ethel in den Sinn und die ſchreckliche Unterredung mit der Mutter, die ich belauſchte. Sie ſcheint recht zu behalten, die Blonde. Heute höre ich den Wurm nicht mehr im Holze picken, ſein Werk iſt ja vollendet.

Draußen ſteht der Wagen. Die geſchliffenen Laternengläſer werfen ihre grellen Reflexe auf die weiße Straße, trockenes Laub wälzt ſich.

„Wollen der Herr Graf ſelbſt kutſchieren?" Ich nehme dem Kutſcher, der ſteif daſteht, die Leine aus der Hand. Der Portier iſt vor die Thür gekrochen und ſieht uns neugierig nach.

‚Es müſſen doch koloſſal reiche Herrſchaften ſind, die da oben,' mag er denken. Ich glaube, viele Portiers Berlins denken ſo, und viele irren ſich.

Die Trakehner traben gut. Welch Genuß, mal wieder auf dem Bock zu ſitzen, die Hände ganz voll! Was man in der Jugend übte, das verlernt man doch nie. Die reine, ſcharfe Luft thut mir wohl nach ſo viel ſtickiger Atmoſphäre heute. Berlin fliegt vorüber — ein glänzender Schemen. Solang das Wagen- und Menſchengewirr der Straßen die Kunſt des Fahrers verlangte, war ich ruhig. Jetzt liegt das Rieſennetz hinter mir. Die Waldlinie des Oſtens zeigt ſich dunkel und eintönig. Ich werde unruhig. Die Hand mit den Leinen zuckt. Schneller! Die Rappen ſchnauben und legen ſich aus — es iſt wohl ihr beſter Trab. Meine Nerven verlangen aber mehr. Schneller! Die Peitſche ſchwirrt, wechſelnder Hufſchlag. Sie ſtrecken ſich zum Galopp. Carriere wäre mir lieber. Doch da lägen ſie nicht ſo feſt in der Hand, und ich bin ein verſtändiger Mann. Wir ſind im Wald. In den Bäumen brauſt der Wind, ein Stück blutroter Mond ſchaut aus dem dunkeln Gewölk. Daß ich heute alles blutrot ſehe! Es iſt eine kurze Fahrt durch die Forſt, aber geſpenſtiſch. Jeder Kiefernſchatten hat das ſtumm Drohende, die Kilometerſteine leuchten fahl. Auch die Pferde ſtutzen und ſchnauben; als an der Spree Lichter aufblinken, zerbricht mir das Leinenpferd, ſcheuend, faſt die Deichſel. Sieht es ſchon jetzt Geſpenſter?

Weit von der Villa ſteige ich ab. Die Läden ſind alle geſchloſſen, aber durch die Ritzen bricht dämmerige Helle. Tiny, der ſchwarze Unhold, ſtreicht in den Gartenbüſchen umher und heult dabei den Mond an. Auf der Terraſſe eine unbewegliche Geſtalt, ohne Tuch, ohne Hut; ſie ſtarrt in die tiefe, ſtumme Spree. Es iſt Madame. Die ſuche ich nicht. Als ich behutſam die Hausthür aufklinke, leckt mir der Hund ſtill wedelnd die Hand. Die

angebundene Glocke ſchlägt gedämpft an — es iſt ja ein Kranker im Hauſe. Herrn Liſters behäbige Wirtin, die neugierig aus der Küche guckt, macht eine Bewegung mit der Hand. „Ich glaube, er iſt wieder bei Beſinnung, Herr Graf. Das Fräulein iſt allein drin," erklärt ſie leiſe. „Gehen Sie nur hinein, ohne anzuklopfen. Ich glaube, er erwartet Ihnen ſchon lange."

Ich trete leiſe ein. Aſta, die am Bett ſitzt, lächelt ein wenig. Das Schlafzimmer des Arztes iſt einfach, faſt ärmlich. An der hellen Tapete das Feldbett, in den Ecken ein paar Stühle, dann ein Waſchtiſch. Die gewiſſe Krankenatmoſphäre liegt über dem Raum, die herabgeſchraubte Lampe verſtärkt ſie. Als ich auf Fußſpitzen näher will ans Bett, knarrt eine Diele. Der Kranke rührt ſich. „Iſt's deine Mutter, Aſta?"

„Nein, Onkel, mein Bräutigam."

„Siehſt du, daß er doch kommt!" Herr Liſter ſtreckt mir ſeine Hand entgegen — eine kühle, matte Hand ohne Fieber. Aus den ſchneeweißen, etwas zerwühlten Kiſſen ſchaut das geſchärfte Profil, die Augen ſind etwas müde. Weiße Bartſtoppeln beginnen durch die grünliche Haut zu ſtechen. Er iſt wohl ſehr krank, und das gütige Lächeln macht ihn in meinen Augen noch kränker. Von der Tragik bei Le Forts weiß er nichts, auch Aſta weiß nichts.

„Geht es Ihnen einigermaßen, Herr Liſter?"

„Augenblicklich, ja, wenn's nicht eine Pauſe iſt. Der verwünſchte, leere Kopf! Ich werde nicht recht draus klug, was es iſt. Es kann mit dem Herzen zuſammenhängen. Ja, ja, immer die eine Zigarre zu viel gegen Ethels Rat! Uebrigens, jetzt, wo ich Sie ſehe, fällt mir noch etwas andres ein, ich muß an Ihre verſtorbene Tante denken und an unſre Unterhaltung neulich. Hüten Sie ſich, je einem Arzt

unbedingt zu glauben — ich bin doch ſelbſt einer, habe mir auch die Diagnoſe zu ſtellen geſucht, den Spiegel vor dem Geſicht, das Thermometer in der Achſelhöhle. Ich war wieder in der Verſuchung wie damals, zu ſagen: Akute Morphiumvergiftung! Es ſieht auf ein Haar ſo aus. Doch wer ſollte ein Intereſſe daran haben, gerade mich zu vergiften? Morphiniſt, wie berühmte Kollegen, war ich auch nie."

„Herr Liſter, Sie grübeln zu viel!" beruhige ich, doch ich ſelbſt empfinde plötzlich ein vages Angſtgefühl. Wenn ich den Kranken ſcharf anſehe, — eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen ihm und meiner Tante auf dem Totenbett iſt vorhanden; aber dort das egoiſtiſche, fette Geſicht, hier dieſes ſchmale, gute . . . Nein, ich irre mich unbedingt.

Wir ſprechen von dieſem und jenem, bis mir Aſta mit den Augen winkt. Die Gedanken fangen an, unklar zu werden, die Rede ſtockt. „Es iſt nicht ſo ſchlimm." Das ſagt er noch abgebrochen zum Troſt, aber wie ich ihm die Hand drücken will, merke ich, daß meine Gegenwart dem Kranken ſchon zu verblaſſen anfängt.

Ich küſſe Aſta auf die Stirn und flüſtere ihr dann in das Ohr: „Holt doch einen Arzt!"

„Ich ſoll nicht. Mama will es auch nicht."

„Dann hol' ich ihn."

„Ja."

Während ich im Korridor den Ueberzieher anziehe, kommt Madame aus dem Garten. Sie erſchrickt leicht. „Ich hatte Ihnen doch telegraphiert?"

„Jawohl — aber nach dem, was vorgefallen iſt —"

„Kommen Sie ins Wohnzimmer, lieber Carén."

Dort brennt die Hängelampe hell, eine Uhr tickt. Draußen wühlt der Wind in entblätterten Sträuchern.

Kaltes Abendbrot ſteht auf dem Tiſch. Jemand hat zu eſſen verſucht und es bald aufgegeben.

„Ich will einen Arzt holen, gnädige Frau.“

„Iſt das nötig?“ Sie ſieht mich dabei nicht an. „Ich kenne ſeine Natur, und Sie kennen ſie nicht.“

„Dennoch werde ich es thun.“ Da treffen mich die blaſſen Augen ſcharf, faſt drohend. Eine ganz leiſe Stimme ſagt: „Sie werden keinen Arzt holen!“

„Wenn Sie meinen.“

Es iſt nicht der überlegene Wille allein, der mich bannt, es iſt noch etwas andres, etwas ganz andres! Ich hätte dennoch gehen ſollen, gehen müſſen.

Jetzt, während ich ſchreibe, was ich in der Nacht erlebte ... Ich muß ja ſchweigen ...

Ich will die Augen ſchließen und mit zuſammengebiſſenen Zähnen immer wieder murmeln: „Louis, du biſt wahnſinnig!“ Leider bin ich's nicht.

Ich habe ihn noch einmal geſehen, noch einmal geſprochen — es war viele Stunden ſpäter. Aſta ſitzt am Bett ... Ich muß es mir noch einmal wiederholen, das großherzige: Tout savoir, c'est tout pardonner, das ſein Leben ausmachte. O mein Gott! Der eiſige Schweiß ſteht mir auf der Stirn. Ich ahne, ich weiß. Jetzt käme der Arzt zu ſpät. Ich habe eine Hand in meiner Hand und fühle den elenden Puls eines Sterbenden. Dieſe Augen — das ſind ja dieſelben Augen, die ich an einem andern Totenbette ſah. Das ſind die zuſammengezogenen Pupillen, dieſe gleißenden Stecknadelköpfe. Herr Gott, erbarme dich meiner! Das iſt ja das Schickſal — das iſt ja der Tod — das iſt ja der Mord! Ich könnte vor Grauen ſchreien wie ein Kind, das die Geſpenſterfurcht jagt. Dieſes ſchreckliche, kahle Zimmer, dies gedämpfte Totenlicht, dieſer gelbgrün-

liche Sterbende in ſeinem Lazarettbett. Ob der großherzige Narr doch noch etwas geahnt hat? Mir kam die Wahrheit wie ein Blitz, der die Glieder lähmt, den Geiſt nicht tötet.

Die Natur iſt ſo grauſam! Und ich muß ſchweigen, ich muß dabei ſitzen, die Lippen feſt aufeinander gebiſſen, bis mir das Blut das Kinn herunterläuft. Sie darf ja nichts ahnen — niemals! Und ſie ſitzt da, ſtumm, ſtarr, eine Statue, die grünen Augen tot. Und dann beginnt das Röcheln des Todes. Die Thür wird leiſe geöffnet — ich will mich nicht umdrehen, und ich dreh' mich doch um. Ich möchte 'rausſtürzen und kann's nicht. Und unſre Augen bohren ſich ineinander — Madames und meine. Dies Geſicht ſah ich ja noch niemals, dieſe tödliche Leere des Geſichts auch noch niemals. Die glatte Linie iſt zur dämoniſchen geſchliffen. Iſt das Weib wahnſinnig, oder bin ich es? Auf einmal kann ich aufſtehen, ich gehe auf ſie zu, die Hand krallt ſich, weil ich dies Weib erdroſſeln möchte. Da kommt der Duft von Peau d'Eſpagne gezogen, dieſer ſchwere, ſüße, ſcheußliche Geruch, den ich erſt jetzt verſtehe. Ich witterte ihn immer, wo es Verbrechen gab, Todſünde. Peau d'Eſpagne! Die Hand ſinkt mir. Ich mordete ja auch!

Ich gehe. Ich kann das Ende nicht abwarten, und ich darf's auch nicht. Mir iſt, als wenn ich ſelbſt neben mir wandelte, mein eigen Geſpenſt. Die Gartenthür knarrt. Drinnen im Zimmer heult der Hund auf einmal langgezogen auf, dann ein ſchrecklicher Schrei aus Frauenmund. Aſta ſtieß ihn aus. Aber ich fliehe. Und wenn ſie ſelbſt ſterben würde in dieſem Schrei, ich könnte doch nicht mehr zurück in das Haus.

Ich gehe weiter, immer mein Geſpenſt neben mir. Ich ſehe mich durch den Wald wandeln und wie der

Staub der Landstraße meinen Lackschuh blind macht. Ich gehe ganz aufrecht. Ich pfeife durch die Zähne. Die wenigen Menschen, die mir begegnen, bleiben stehen und sehen mir nach. Auch Nachtgestalten sind dabei, die Freibeuter aus der Wuhlheide und dem schlesischen Busch. Es wagt sich aber keiner an den Mann, der ohne Ueberzieher, den Cylinder tief im Gesicht, seines Weges geht. Ich bin noch im Hochzeitsfrack, der Johanniter baumelt; die Frühstücksorden klirren leise. Wenn mich die Menschen auch für einen Wahnsinnigen halten, was thut's? — So weit davon war ich nicht!

Und dabei bin ich ganz ruhig, klar, meine Sinne sind geschärft.

Ich bin längst wieder in Berlin, an meiner Wohnung vorüber, immer dem Westen zu. Ich muß gehen! Es dämmert. Die Laternen in der Leipzigerstraße sehen fahl aus und übernächtig.

An den Wachthäusern des Potsdamerplatzes reißen sie den Asphalt auf. Der Hammerschlag dröhnt, der rote Wiederschein der Fackeln fällt auf die Pferdebahnschienen. Die halbnackten Arbeitergestalten haben etwas Wildes, die braunen Gesichter zeichnen sich düster und unheimlich in der Glut. Das ist Berlin. Ich möchte über mich selbst lachen. Das Berlin schreckt mich nicht — aber das andre, das andre . . .

Auf dem Potsdamerplatz mache ich Halt. An den Kandelaber in der Mitte gelehnt, stehe ich lange und schaue zurück auf Berlin. Ich bin nicht müde und kann doch nicht weiter. Die Nacht flieht. Ueber dem Spittelmarkt zieht der Morgen auf. In tiefblauer Dämmerung liegt das Häusermeer. Die Straßenlinie drückt noch das nächtliche Dunkel. Die gelben Laternenreihen schauen schläfrig umflort, das grüne Licht eines Nachtomnibus schwankt hin und her. Aber in der Höhe wölbt sich eine so

wunderbar tiefe, myſtiſche Dämmerung, durch die es zuweilen violett zuckt. Dann bekommen die Häuſer am Leipzigerplatz ein weißes, ungeſundes Geſicht — wie von einer Leiche. Die Fenſterläden ſind alle geſchloſſen, die Etagen tot, die Dächerlinien zeichnen ſich ſcharf. Ueber einem Kirchturm im Oſten gleißt der erſte zitternde Reflex der Morgenſonne. Die Sonne, ja, die Sonne!

Und jetzt gebe ich mir noch einmal Rechenſchaft über den Tag. Wenn ich alles für einen böſen Traum hielte, meine Verlobung auch? Niemand könnte es mir verdenken. Aber nein, nein! Der letzte Schwertſtreich des Schickſals war ſchwer, doch traf er keinen Schuldloſen. Im Morgengrauen hat man immer ſo ſimple Gefühle, die der leuchtende Tag dann verlacht. Meine wird der Tag nicht verlachen. Jetzt, wo alles um uns zuſammengebrochen iſt, fühle ich erſt ganz, wie echt meine Liebe zu ihr iſt!

Zehntes Kapitel.

Die Vergangenheit ist tot.

Wir sind verheiratet und wohnen seit Monaten am Lago Maggiore. Diesmal war mir die Luft meines Vaterlandes zu schwer. Es ist eine kleine, weiße Villa nicht weit von Pallanza. An den Rebenhügeln des Monte Rosso klimmt der Garten empor. Immergrüne Eichen, zum Laubgang geschnitten, das graugrüne Riesenblatt der stachlichten Agave, am Bambushain eine schöne afrikanische Palme — etwas Paradies ist's. Auf der weißen, staubigen Landstraße klingeln die Maultierfuhrwerke vorüber, trotten die abgehungerten italienischen Pferde. Wenige Fuß tiefer der See. Ich bin oft am Strande, der mit Granitplatten übersät ist. Das helle, eintönige Klixklax der Steinmeißel und Hämmer klingt von allen Seiten. Der Seearm hier liegt ruhig, blau; nur wenn die Dampfer von Baveno die Wasser furchen, kommen die Wellen schwapp, schwapp, und weißes Schaumband säumt den sandigen Strand. Drüben hebt der Monte Motterone sein Felshaupt, und die riesigen Bergschatten reichen bei Sonnenuntergang bis zu unserm Ufer. Wie ein schwermütiger Traum liegt die Isolo Madre mit ihren dunkeln Hainen mitten im See. Die Grafen Boromei

betreten nur zur Faſanenjagd das wunderbare Eiland. Links ſpringt Pallanza vor — eine graue, alte Kirche, deren Glocke ewig bimmelt, hohe, enge, italieniſche Steinhäuſer; dazwiſchen leuchtet das Zuchthaus hervor, rot, neu; zuweilen ſehe ich das Bajonett eines italieniſchen Infanteriſten auf der Umfaſſungsmauer blitzen; weiterhin am grünen Hügel der Caſtagniola zwei geſchmackloſe Paläſte; es ſind die großen Hotels. Der See zieht ſich weit, blau, ſtumm, Felsſpitzen zeichnen ſich ſcharf in der klaren Luft, bis Waſſer und Hügel allmählich im lombardiſchen Flachlande verſchwinden. Zur Rechten iſt's großartiger. Die ſtarre Majeſtät des Hochgebirges ſchaut in die Waſſerſenke; in zackigen, wilden Linien die Höhen des Simplon, vom weißen Firnſchnee leuchtend; auch ein Horn der Michaelkette reckt ſich daneben. Die große Alpenwelt ſcheint nahe, aber der Schneeglanz täuſcht.

Es war ſchön damals, und wir waren ſehr glücklich, Aſta und ich, als wir das Haus von einer deutſchen Familie mieteten. Einſame Roſen blühten noch an der Gartenmauer, die Sonne ſtrahlte hell, und wir tranken den erſten Nachmittagskaffee auf der Terraſſe.

Jetzt gießt der Regen, die Glocken der Maultiere klingen traurig. In Nebel gehüllt ruht der See; wo das Dunſtgewand zerreißt, blinkt's bleifarben, mürriſch. Den Zaubergarten der Iſola Madre ſehe ich nur als ſchwarzen, unbeweglichen Punkt. Es könnte Deutſchland ſein und Herbſt.

Wir ſitzen abends am Kamin und verſchwenden das teure Holz. Wir ſprechen wenig und träumen viel. Wenn man ſo vieles hinter ſich hat, das man ohne Wehgefühl nicht berühren darf! Aſta iſt ſehr zärtlich — eigentlich zärtlicher als ich. Ich habe ja ein ſchweres Geheimnis zu bewahren, ſie nicht. Wenn wir ſo abends beiſammen ſind — die Kaminflamme ſpielt auf den bunten Cretonnemöbeln des

Salons, und die einzige Koſtbarkeit des Raumes, ein großes Oelbild, das den Dogen Falieri darſtellt im roſtfarbenen Seidenwams, die Linke um den Schwertknauf gekrampft, in der Rechten eine Pergamentrolle, bekommt Leben unter der roten Glut, ſo daß der graue Kopf mit der Sturmhaube ſich bewegt und die unheimlichen Augen des Alten, der die habſüchtige Signoria der Lagunenſtadt in finſterer Gewaltthat zu bezwingen gedachte, indes ihn die Lagunenſtadt in noch finſterere zwang, blitzen —, dann lehne ich mich zurück im knarrenden Stuhl. Die Bilder der Vergangenheit werden übermächtig.

Ich ſehe mich nach Petersburg fahren zu meinem Vetter Laſis, noch halberſtarrt von dem Schrecklichen, das ich erlebte, und dennoch feſt entſchloſſen. Wie freundſchaftlich mich der gute Kerl empfing! „Geld? Aber Menſch, was du haben willſt!“ Und wie er mich dann ungläubig anſah — „bürgerlich? mach keine Faxen! Das thut kein Carén.“ Und als er endlich begriff, langſam begriff, weil ſein öſterreichiſches Hochadelsgefühl unter dieſer Möglichkeit zuckte, fand er ſich dennoch. „Gott, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich! Ich hatte auch mal 'ne Liaiſon, von der ich nimmer meinte loszukommen! Bei dir, Louis, iſt's natürlich was andres. Und Geld brauchſt dazu erſt recht, alter Kerl!“ Er gab mehr, als er vielleicht einem Bruder gegeben hätte. Als ich nach Berlin zurückkam, erwartete mich Aſta ſchon in meinem Zimmer. Es war faſt Mitternacht.

„Aſta, was iſt geſchehen?“

Da ſtürzt ſie in meine Arme, ohne Aufſchrei, in jenem ſtummen Schluchzen, unter dem jede Fiber bebt.

„Ach, endlich! Ich bin ſchon ſeit Mittag hier.“

„Beruhige dich nur um Gottes willen, mein Schatz! Laſis garantiert für alles. Wir können ganz ruhig in die Zukunft ſehen.“

„Wenn ich davor Angſt hätte!“ Dabei macht ſie ſich los und tritt einen Schritt zurück. „Ich möchte aber doch, Louis, daß du mir mein Wort zurückgiebſt.“

„Schatz, jetzt? Wo es euch ſchlecht geht? Liebes Kind, deine Beweggründe ehre ich, aber ſie thun mir weh! Wenn ich dich je geliebt habe, ſo liebe ich dich jetzt, gerade, weil es euch ſchlecht geht. Wenn man ſich nicht wenigſtens den Fetzen ariſtokratiſchen Empfindens hinübergerettet haben ſollte! Aber wie du willſt.“

„Louis, quäl mich nicht!“

„Und was gedenkſt du zu thun?“

Sie ſtöhnt dumpf auf. „Ich möchte irgendwo verkommen.“

Sie ahnt alſo doch etwas — das wäre der Tod. Und ruhig frage ich weiter: „Warum das, Aſta?“

„Weil ich dein Fluch wäre!“

„Du mein Fluch? Lieber Gott!“ Und ich nehme ſie auf meine Arme und trage ſie zu einem Stuhl und ſpreche verſtändig mit ihr, daß ſie mir ja alles ſei, alles ſein müſſe. Langſam erkennt ſie die Wahrheit, und das ſtumme Schluchzen löſt ſich in einem Thränenſtrom. Sie ahnt, Gott ſei es gedankt, doch nichts. Es iſt nur das ſchwere Blut, das immer die Schatten ſieht.

„Alſo gut, gut, Louis, ich will! Aber heirate mich bald, gleich. Geh mit mir weg in dieſer Stunde noch oder behalte mich bei dir. Es iſt Nacht; kein anſtändiges Mädchen kommt zu einem Mann um dieſe Zeit. Mir iſt das alles ſo gleichgültig! Oder ſchicke mich doch lieber weg, es iſt beſſer, ich beſchwöre dich, es iſt beſſer, daß ich verkomme. Wenn ich dich nur nicht ſo lieb hätte! Warum haſt du mich eigentlich auch ſo lieb?“

Das war ein ſeltſames Wiederſehen. Doch meine Liebe überſteht jeden Sturm. Denn erſt das Schwerſte weckt in mir ganz den Mann. Es iſt ein Wirrſal

freilich, in dem ich tappe. Und es kam noch eine Zeit. Wenn ich die sechs Wochen noch einmal erleben müßte, Madame sehen, schweigen und doch jeder Blick von uns beiden ein Dolchstoß, der mir das Herz zerfetzte und ihr auch, ihr, die der Tochter alles opferte, zuletzt sich selbst. Denn ein Wiedersehen giebt's nach der Verheiratung nie mehr! Das ist stillschweigende Uebereinkunft. Mag sie verbluten, einsam an ihren Sünden; mag sie verenden auf faulendem Stroh, aber meine Frau darf nie wieder in diesen Kreis, was auch geschehen möge. Auch diese Zeit ging vorüber. Ich sehe noch, wie auf dem Anhalter Bahnhof die beiden den letzten Kuß tauschten, der nur ein Hauch war, so schnell rissen sie sich los. Asta sprach auf der ganzen Tour bis München kaum ein Wort, nur von Zeit zu Zeit fuhr sie zusammen und drückte den Kopf gegen die Coupéfenster, während der Winterwind seine großen Flocken trieb. Mutter und Tochter haben sich doch sehr lieb. Nein, sie ahnt nichts, das merkte man an dem Kuß.

Seitdem wird der Name Frau Le Forts nicht mehr genannt. Er geht mir nicht über die Lippen. Und Asta, die genau weiß, daß Madame und ich uns nie liebten, verlangt seltsamerweise auch keine Rücksicht in dem Punkte. Ich weiß nicht mal, ob sich die beiden schreiben. Unter den Briefen entdecke ich nicht die verhaßte Handschrift. Das müßte mir zu denken geben, wenn der Kuß nicht wäre! Die Frau, die so schrecklich mit dem Leben andrer spielte, hätte Asta nie wissend geküßt! Eine Vergangenheit giebt's eben auch ihr nicht. Darin sind sich die Schwestern ähnlich. Im neuen Nest vergessen sie das alte. Es ist auch viel besser so, dennoch befremdet's mich gerade bei Asta.

Das sind die düsteren Bilder der Vergangenheit, wenn der Regen strömt und der Magnolienbaum

ſeine dicken, glänzenden Blätter neugierig gegen die Scheiben preßt. Der alte Falieri, dem ſie das Haupt zu Füßen legten, angeſichts der leuchtenden Herrlichkeit von San Marco, iſt eigentlich der Hauptſchuldige. Wen das Schickſal ſo hoch hob und ſo tief ſtürzte, deſſen Anblick giebt zu denken. Ach, es giebt auch ſo viel ſchöne Erinnerungen bei uns — die Hochzeitsreiſe, auf der man die großen Thorheiten ſtammelt, dies verborgene Liebesneſt ſelbſt, wo jeder Händedruck, jeder Blick innerliches Verſtehen heißt. Was liegt mir im Grunde daran, ob der ungeſchickte Griffel meine Frau verzeichnet. Was zwei innerlich miteinander erleben, das giebt man doch nie preis. Die Wärme, die mich jetzt umgiebt, kann ich die ſchildern? Oder all das Köſtliche, das nur die Fingerſpitze fühlt? Ein Dritter kann das belächeln, und für dieſen Dritten ſchreibt man doch eigentlich das Tagebuch.

Man ſollte im Glücke niemals zurückſchauen. Der Augenblick iſt ſchön, und der kommende noch ſchöner. So genießen die Kinder, und ſie genießen doch allein. Je tiefer man in die Abgründe des Lebens ſchaut, je mehr wird man Fataliſt in allem.

Darum laſſe ich auch meine Prozeßgeſchichte gehen, wie ſie will. Die milde Stiftung telegraphierte mir neulich, ob ich nicht Halbpart machen wollte. Eine Million, das iſt mehr als genug. Aber mein Rechtsfreund, der Mollah, will durchaus nicht. Er ſetzte mir das brieflich ganz verſtändig auseinander. „Was Ihnen von Rechts wegen zukommt, Herr Graf, werden Sie doch nicht auf dem Wege des Vergleichs und arg beſchnitten annehmen. Solch unbedachtes Zugreifen ſähe ja wie Angſt aus, beinahe als wenn Sie die Alte mit Morphium langſam vergiftet hätten! Es giebt Leute, die das ſofort behaupten würden. Exhumiert wird nicht, wenn das Ihr Zartgefühl beruhigt. Ich habe den Medizinalrat jetzt ſo zahm,

daß er aus der Hand frißt. Ende März ist Schlußtermin. Da wird sich's zeigen, daß ich recht habe."

Wir sind jetzt Anfang März. Der Frühling ist da. Die unerbittliche italienische Sonne lacht. Im Garten blühen die Tulpen, und die smaragdgrünen Eidechsen huschen aus jedem Mauerritz. Die weiße Landstraße stäubt bis zu unserm Kaffeetisch auf der Terrasse. Ueberall die Treibhausdüfte des italienischen Lenzes, ein wenig zu viel Parfüm, zu viel helles Licht. Der deutsche Lenz ist doch schöner. Ich vermisse den Geruch der frischen Scholle, das zarte Hellgrün auf Wiese und Moor und den scharfen Frühlingswind, unter dem das glitzernde Gras sich duckt. Hier kommt der Lenz wie eine Woge, die Büsche sind ein Blütenmeer, die blauen Glycinen kriechen wie Unkraut am Haus empor; nur das leise Vogelgezwitscher, mit dem unser Frühling erwacht, dringt nicht an mein Ohr.

Heute ist es besonders schön. Wir sitzen auf der Terrasse in der Mittagssonne. Auf der Landstraße marschieren die Touristen. Mancher sieht neidisch zu unserm Kaffeetisch herauf. Sie kommen in letzter Zeit wie die Mückenschwärme, die der erste Sonnenstrahl lebendig macht, und die der erste Frühlingsregen ebenso schnell verjagen wird. Ich mokiere mich über das Volk unter uns. Es sind viele Deutsche dabei, namentlich Naturmenschen mit einer Hühnerbrust, im Jägerkostüm, und Protzen mit dem breitspurigen Tritt und dem unverschämten Blick, der immer fragt: ‚Was kostet denn das ganze lumpige Italien?' Ich liebe Touristen überhaupt nicht, und einer grüßt auch sogar zu uns herauf, ein Bergfex aus den „Fliegenden Blättern", Herr Bomulunder. Die Gattin an seiner Seite gab ihm einen gelinden Stoß. Es ist die veritable Gräfin von der Le Fort-Gesellschaft damals — nicht gerade jünger, nicht

reizvoller. Ich gönne den beiden ſehr ihr Eheglück. Aſta verzieht beim Gegengruß etwas den Mund.

„Er iſt unter die Rittergutsbeſitzer gegangen, der Bomulunder, weißt du?“ ſage ich.

„Ich las ſeine Verlobung in der ‚Kreuzzeitung‘. Warum ſollten ſie auch nicht?“

„Allerdings, ich werde ja auch wieder unter die Landjunker gehen. Paß mal auf, Aſta! In vierzehn Tagen wird dir ein Telegramm präſentiert werden, und du wirſt deinem Manne um den Hals fallen und wirſt dann ſehr lange überlegen, ob es jenſeits der Weichſel ein Gut giebt, das ſchön genug iſt für die gräflich Carénſche Dynaſtie.“

Darauf wird ſie warm. „O ja, Louis, du haſt mir ſo viel von dem Oſten erzählt, und wie dir die Landwirtſchaft Vergnügen machen wird. Die Flitterwochen müſſen doch mal aufhören, und du ſehnſt dich nach irgend einer Bethätigung, ich ſeh's dir an.“

„Lieber, lieber Schatz, ich müßte dir vor allem ein wirkliches Heim geben. Auch andre Leute als die Schiffer vom See ſollen hinter dir ſtehen bleiben und ſagen: ‚La Bella Marchesa‘. Und weißt du, zu welchem Zweck man ſonſt heiratet?“

„Louis, du ſollſt nicht!“

„Schatz, Schatz, warum ſoll ich eigentlich nicht?“

Sie kann mich beinah ärgerlich machen, wenn ſie die Möglichkeit eines Grafen oder einer Gräfin Carén neueren Datums ſo ſehr beſtreitet. Sie hat gar kein Recht zu dieſem Streit, gar keins, wie ich genau weiß. Aber ſie will und will das einmal nun nicht wahr haben, wonach ich mich ſo ſehne, und das ganz ſicher die Welt mit wenig gräflichem Geſchrei begrüßen wird.

An der Gartenthür klingelt's. Ein Betteljunge, der in den kläglichſten Tönen um Almoſen winſelt. Morgen iſt Markt in Intra, und italieniſche Vaga-

bunden grasen heute vorschriftsmäßig die umliegenden Nester ab. Ich will dem Bengel einen Soldo in den Hut werfen, da seh' ich, daß er irgend etwas Lebendiges in der Hand hält. Ich winke ihm — ein schmutzstarrender Piemontesenbengel mit den Madonnenaugen, an die kein Mensch in Italien glaubt, taucht neben der italienischen Palme auf.

„Was hast du in der Hand?"

Er hält uns darauf einen Vogel hin, der wehmütig piept, die braune Faust faßt ihn unbarmherzig.

„Ich werde dir das Vogelfangen abgewöhnen, mein Sohn!" sage ich empört, im denkwürdigsten Italienisch.

„O, Signore, das ist nichts Böses! Ein Vogel ist kein Christ."

Das ist die reizende südliche Moral, mit der das unwissende Volk vom Aetna bis zu den Alpen die scheußlichsten Tierquälereien liebenswürdig lächelnd abthut.

„Brutto Scorpione!" herrsche ich den Bengel an, „laß den Vogel fliegen!" Ich verstehe jetzt in der Fingersprache ausgezeichnet zu sagen, wo das Italienische mich im Stich läßt.

„O, Signore, date mi due Soldi — due Soldi!" bettelt unentwegt der kleine Brigant und preßt den Vogelbalg fester.

Ich werfe ihm das Geld hin. Der Vogel flattert matt nach einem Gebüsch. Mir ist der Bengel mit den Madonnenaugen so widerwärtig wie möglich. „Scher dich weg!"

Asta schüttelt den Kopf. „Versuch's doch, ihm klar zu machen, daß er etwas Häßliches gethan hat. Vögel fangen sie ja hier alle!"

„Ich, dem infamen Bengel?"

„Er ist ein Kind . . ."

„Kind hin, Kind her, die Tierquälerei liegt dem

italieniſchen Geſindel im Blute. Sie mögen nun einmal nichts Lebendiges leiden, ſo wenig wie ein Sibirier einen Baum.“

„Er iſt aber doch nur ein Kind,“ wiederholt ſie.

Der Spitzbube hat ſich unterdeſſen getrollt. Er ahnt, daß ich bei dem Streite die Oberhand behalten werde. Aber ich ſehe ſeine Madonnenaugen noch eine Stunde ſpäter hinter der Gartenmauer leuchten, wo er wieder Vögel belauert.

Als er weg iſt, bedaure ich die Aufwallung. Ich weiß ja, daß Aſta Tiere lieb hat, ſonſt hätten wir den ſchwarzen Tiny nicht bis hierher geſchleppt, obgleich ſich auf der ganzen Reiſe die Leute über ſein wildes Geheul im Hundecoupé beſchwerten und jetzt keine Mauer ſeinen Katzenhaß bändigt.

Auch Kinder liebt ſie, aber immer fremde Kinder, ſo wie ſie heute dieſen Unhold von der Straße in Schutz nahm. Und da ſind wir wieder an dem Punkte, der uns einmal entzweien könnte, wenn die Leidenſchaft ausgeglüht hat. Ich habe heute ſo hauskaterliche Gefühle, daß ich wie ein Pfarrer geſetzt und liebevoll rede.

„Schatz, was willſt du nun eigentlich? Erkläre mir doch, warum das, was du mit aller egoiſtiſchen Mutterliebe ſchon jetzt lieben ſollteſt, dir nur eine Quelle der Angſt iſt? Haſt du wirklich Angſt?“

„Nein.“

„Sieh mal, Aſta, das iſt wieder ſo was Rätſelhaftes in deinem Weſen, was mich ganz irre macht. Ich ſehne mich nach dem Kind, ob Junge oder Mädel, weil es nun einmal zum Leben gehört. Damit hat man überhaupt erſt ein Lebensziel. Man will es doch beſſer erziehen, als man ſelbſt erzogen iſt; man will das Gute, das man ihm mitgiebt, ſtärken, das Böſe, das man ihm mitgiebt, aberziehen, Das kann gar nicht ſo ſchwer ſein. Sieh von mir

ab! Ein Vater ist im allgemeinen kein Engel, aber auch kein Bösewicht, und vor allem will er etwas andres züchten, als er selbst war. Mir wird das schwer werden. Aber du, liebe Asta, die du deinem Kinde mitgiebst, innerlich und äußerlich, was einem Kinde überhaupt mitgegeben werden kann? Dennoch willst du nicht. Es ist Laune."

„Weißt du das so genau, Louis?"

„Ja, das weiß ich allerdings, Schatz!" Ich will ihr darauf die Hand küssen, was ich nicht aus Komödie thue, sondern weil mir diese Hand wirklich alles gab.

Aber Asta zieht die Hand zurück. „Thu's lieber nicht! Ich kann dir nur sagen, mir bangt vor dieser Möglichkeit, die ich nicht aussprechen kann."

„Ja, das wirst du eben überwinden müssen, meine liebe Asta."

*

Nachmittags fahren wir nach San Catarina hinüber. Von unsrer Villa kann man den Fels noch gerade sehen, wo das Kloster eingesprengt ist. Vor vielen Jahrhunderten hauste dort Beato Alberto in einer Felsennische als Klausner. Ein Wallfahrtsort ward später daraus, als Felstrümmer von der Höhe stürzten und das Klosterdach durchschlugen. Da stockte der Fall, der tote Alberto erhob sich aus seinem Glassarge und wehrte dem Gestein. In der Schwebe hängen noch jetzt, von zwei Backsteinen gehalten, die gewaltigen Blöcke, — es erscheint wahrlich wie ein Wunder. Seitdem pilgern die Gläubigen zu der Stelle.

Wir benutzen unser eignes schmales Boot. Asta sitzt am Steuer, ich rühre die Riemen kräftig. Sie liegen mir gut in der Hand, und der Nachen fliegt. Jetzt heben sich die Häuser von Pallanza aus dem Blütenflor in weißem, grellem Lichte, hoch darüber

ſtarren die Schneeberge, unten blaut der See tief. An der Landungsbrücke wiegt ſich eine elegante Barkaſſe unter Dampf, eine etwas exotiſche Flagge weht. Die Nichtsthuer von Pallanza drängen ſich am Strand, die braunen Schiffer, die Bengels, alle in zerriſſenem Anzug, die bunten Tücher ausgefahlt; nur der Italiener trägt mit Grazie das Bettlergewand. Ich tauche die Riemen tiefer, ich möchte nicht den Pfad der exotiſchen Majeſtät kreuzen, die ſeit Wochen am Lago weilt und mich einſt zur Mazurka befahl; übrigens iſt's eine deutſche Prinzeſſin. Die Fiſcherbarken mitten auf dem See liegen unbeweglich, ein geflicktes Segel leuchtet gelb. Lange, ölige Linien ziehen ſich übers Waſſer; ſie ſollen Sturm melden. Der lachende Himmel weiß nichts von Sturm. Die Kielwelle rauſcht leiſe. Dann ſchickt uns ein großer Dampfer zwei ſchwere Wogen, auf denen der Nachen tanzt. Der See iſt ſo tief und ſo klar, und wir gleiten luſtig über eine faſt bodenloſe Tiefe. Dann öffnet ſich zur Linken die ganze Länge des Sees. Braune, dunſtige Felshöhen, der Strand mit weißen Häuſern überſät, in der Ferne ragen die Schneeberge von Locarno. Die pralle Sonne geniert mich bei dem Nackenſchleier nicht, und die Flut ſpendet wohlige Kühle: wenn ein Tropfen von unſern Rudern auf die Hand ſpritzt, iſt es ein eiſiger Tropfen, Gletſcherwaſſer nähren ja den See.

Santa Catarina! Ich laſſe die Ruder ruhen und ſehe mich um. Der ſteile Fels ſteigt aus der blauen Flut, blühendes Gebüſch wuchert in den Ritzen. Auf halber Höhe das Kloſter, ernſt, feierlich. Ich voltigiere an Klippen vorbei, über denen das Waſſer grünlich ſchillert; daneben die blaue, verſchwimmende Tiefe. Fiſche ſpielen behende im Licht. Ein gewundener Pfad führt empor. An der

Bruſtwehr oben lehnt der alte Pfarrer in neuer Soutane. Wir grüßen ihn und treten in die kühle Kirche. Modrige Luft umfängt uns. In einer Niſche ſchläft Beato Alberto den ewigen Schlaf, lang ausgeſtreckt, das Gerippe in ein grellrotes Gewand geſtopft, mit ſilbernem Flitter verziert, darüber ragt geſpenſtiſch der braune Schädel mit den leeren Augenhöhlen. Das Volk liebt nun einmal ſolche geſchmackloſe Maskerade. Tiefer unten gähnt der Felſenſpalt, wo der Sänger büßte, hoch oben der hangende Steinſturz, das Wunder. Pilgerkränze hängen an den Wänden, ein weißer Teller, mit verſchimmelten Soldi und geflickten Lireſcheinen überhäuft, mahnt um Spende. Man thut mit. Aſta iſt's in der katholiſchen Atmoſphäre voll Moder und Weihrauch unbehaglich. Wir wollen nach oben auf den Berg zu dem Kloſter. Als wir durch die hallende Kirche zurückgehen, öffnet ſich weit das Portal, die exotiſche Majeſtät tritt ein, vom Pfarrer geführt, dann ihre Suite, ein alter Kammerherr und eine junge Hofdame. Meine Petersburger Erinnerungen erwachen, ohne daß ich es wünſche. Eine tiefe Courverbeugung, vor der Aſta hinter eine Säule flüchtet. Die hohe Frau ſtreift den Grüßenden mit ſcharfem, ſchnellem Blick und kommt dann auf mich zu.

„Graf . . . Graf . . ."

„Carén, Eure Majeſtät."

„Seine alten Bekannten erkennt man doch immer wieder."

„Es giebt auch wenige von ſo königlichem Gedächtnis als Eure Majeſtät."

„Gut geſchmeichelt. Und Sie ſind doch aus der diplomatiſchen Carriere heraus, wie ich höre. Warum eigentlich?"

„Majeſtät . . ."

„Ich ahne, mein Lieber. Ich hätte Sie gerne

ſpäter einmal als Geſandten an meinem Hofe geſehen. Sie tanzen gut . . ."

„Das war aber auch das einzige, Majeſtät."

„Na, na! Ich wurde noch neulich an Sie erinnert, mein lieber Graf, als ich gelangweilt im Gothaiſchen Kalender blätterte. Sie ſind der Letzte Ihres Namens. Wollen Sie das bleiben?"

„Hoffentlich nicht lange, Majeſtät."

Da mißt mich die hohe Frau von Kopf bis zu Fuß, am Trauring haftet der Blick. „Ach ſo! Sie ſind auf der Hochzeitsreiſe?"

„Ich wohne ſchon ſeit Monaten bei Pallanza, Eure Majeſtät."

„Ihre Frau?"

„Da!" Ich mache eine halbe Bewegung nach der Säule, an der Aſta lehnt, um das Altarbild beſſer zu ſehen.

Die hohe Frau nimmt das langgeſtielte Lorgnon vors Auge und klappt's gleich mit einem Ruck zuſammen. Sie reicht mir die Hand, die ich unterthänig mit tiefer Verbeugung küſſe. „Ich gratuliere Ihnen, mein lieber Graf. Nicht alle aus königlichem Blut können ſich ſolch königlichen Wuchſes rühmen."

„Eure Majeſtät machen Ihren unterthänigſten Diener glücklich."

„Ich bleibe noch einige Zeit in Pallanza, mein lieber Graf. Wenn es Ihnen Spaß macht, präſentieren Sie mir doch Ihre Frau. Jetzt verlangt erſt der Beato Alberto das Seinige, er wartet ſchon ſo viele hundert Jahre auf das Heiliggeſprochenwerden, der arme Mann!" Die hohe Frau grüßt mich noch einmal flüchtig mit den Augen, indes ich in Unterthänigkeit verſinke. Wäre ich allein geweſen, hätte mir vielleicht ein Platz in der königlichen Barkaſſe geblüht; jetzt ſcheut wohl die hohe Frau einen Ver-

gleich mit der andern. Wer von den beiden ſieht königlicher aus? Ich weiß es.

Aber die Sonne königlicher Huld thut doch ſehr wohl, und als ich mit Aſta den ſteinigen Pfad zur Höhe emporklimme, ſind wohl meine Bewegungen etwas abgemeſſen, höfiſch, denn meine Frau lächelt mokant. „Na, na, Louis, die alten Zeiten waren doch ſchöner?"

„Nein, ſie waren wahrhaftig nicht ſchöner! Aber du weißt ja, wie die Erinnerung alles Vergangene aufſchminkt."

Die vergangenen Zeiten waren wirklich nicht ſchöner, das fühle ich auf der Höhe. Ein einſames Gehöft liegt da, ein echter Bauerngarten mit Gemüſebeeten und ſchiefen Oliven. Der Frühling regt ſich hier erſt mit hellgrünen Trieben und beſcheidenen Wieſenblumen. Aus der Tiefe leuchtet der See, von den weißen Spitzen der Schneeberge gerahmt; das gleißt und glänzt alles in feſttäglichem Gewande. Solche Lebensfreude vor Augen, möchte einem auch das Herz hüpfen. Ja, das Daſein iſt doch ſchön! Wie Aſta ſo neben mir ſteht, traumverloren wie ich, den Blick auf die dunkeln Zaubergärten der Borromeiſchen Inſeln zu unſern Füßen geheftet, mitten drin in dem tollen Frühling des Südens, den der Eisglanz des Hochgebirges gürtet, und wie die Sonne auf der weißen Spitze des Monte Roſa glüht, der klein wie ein Zuckerhut hinter dem Motterone hervorlugt: da bitte ich dem Schickſal vieles ab, um das ich mit ihm zürne. Wenn wir beide erſt das Kind haben, es wird nicht ſein wie ich, ſondern wie ſie, dann werden wir auch unter dem laſtenden Himmel des Oſtens über all die italieniſche Herrlichkeit lächeln und ſagen: Bei uns iſt's doch noch ſchöner! Ich werde mich wiederfinden, und ſie wird ſich wiederfinden, und eine große Natur wird all die Wunden heilen, die das Leben ſchlug.

Dann gehen wir ſtumm weiter. Die höchſte Schönheit liebt das bewundernde Wort nicht, und das beſte Gefühl verſchließen wir auch lieber in uns ſelbſt.

In dem Gehöft treiben ſie Schafe über den Weg, etwas Schreckliches kriecht hinterher, ein Kretin mit blöden Augen und Stummeln ſtatt der Füße. Er ſtößt einen langgezogenen, tieriſchen Laut aus, als er uns erblickt, bei dem ich auch angeekelt zuſammenzucke. Es iſt nicht etwa ein Bettler, es iſt einer der Bauernſöhne vom Hofe, degeneriertes Blut, wie ſo oft in den Gebirgen. Das ewige Polentaeſſen und das ſtumpfe Ineinanderheiraten erzeugt in Piemont eine ſchreckliche Krankheit, unter der auch in der reinſten Luft die Geſchlechter dahinſiechen. Wenn man ſo etwas ſehen muß nach all der geſchauten Herrlichkeit, ja, das iſt eine üble Rückſeite der Medaille, das iſt die Entartung, vor der mein altes Blut immer fröſtelt. Ich ſehe Aſta an, ganz heimlich, ob ſie nicht dieſelben Gedanken hat wie ich. Aber ſie blickt nach der andern Seite, ſo daß ich nur den königlichen Nacken ſehe.

Dann ſteigen wir den ſteinigen Pfad wieder hinab zum Kloſter. Wir ſtraucheln jetzt beide oft, was uns beim Aufſtieg nicht paſſierte. Zur Erholung bleiben wir auf der Kloſterterraſſe bei fadem Aſti und ſehen die Bergſchatten über die Schneefelder ſich ſtrecken und die Tageskönigin verglühen. Die Fiſche ſpielen nicht mehr, aber die Sonne leuchtet warm und freundlich bei ihrem Niedergang. Es regt ſich kein Lüftchen. Ueber Arona ballt ſich jedoch eine Dunſtwand zuſammen. Ehe die Dunſtwand heranziehend den See deckt, müſſen wir zu Hauſe ſein. Ich rudere wohl ſcharf, aber es ſind anderthalb Stunden, die auch der flinkſte Schiffer des Lago Maggiore zur Ueberfahrt braucht. Die Dunſt-

wand kommt hinter uns hergezogen — ſtumm, grau, laſtend. Sie birgt ein Unwetter. Jetzt zuckt auch ein Blitz auf. Die violetten Reflexe gleiten über das Waſſer, ferner Donner rollt. Ein Windſtoß. Die ölige, dunkelgewordene Flut weicht nur widerwillig den Ruderſchlägen. Die Fiſcherboote verſchwinden, längs des Ufers bei Streſa zieht der Dampfer ſeine tiefe, ſchwere Rauchlinie. Wir ſind faſt allein mitten auf dem See.

„Haſt du Angſt, Aſta?“

„Keine Spur!“

Und ich lege mich geſchmeidiger aus, die Riemen biegen ſich. Aber die Dunſtwand hat es noch eiliger. Die Blitze zucken jetzt heimtückiſcher, die Flut gleißt düſter. Unſre Kielwelle raunt nur, dennoch klingt's drohend. Das Waſſer ſprudelt auf, dann glättet ſich wieder die Flut. Einmal, zweimal, es iſt, als wenn der Wind ſeine Kraft prüfte. Dann fühle ich, wie der Sturm die Backen voll nimmt. Die Dunſtwand hat uns eingehüllt. Die weißen Häuſer von Pallanza erkenne ich nicht mehr, ſie ſind in ein brodelndes Staubmeer gehüllt, nur einſame Lichter blinken auf ... Aber ich bin ſehr ruhig, ich habe ſo viel Kraft noch zu verſchwenden. Es iſt eine geſpenſtiſche Fahrt, aber eine ſchöne Fahrt. Der Himmel flammt, der Donner grollt tief. Nun der erſte praſſelnde Schlag! Die Berglinien zucken ſcharfumriſſen auf, fahl leuchtet der Firn. Um uns am Nachen ein Rauſchen und Wogen. Weiße Schaumköpfe heben ſich aus der ſchwarzgrünen Flut, drängen das Boot, zergiſchten, die dünnen Holzwände zittern.

„Haſt du Angſt, Aſta?“

„Keine Spur!“

Wie der Wiederſchein eines Rieſenblitzes die Spitzen des Simplon mit einem ſchwefligen Licht

übergießt, ſehe ich auch unſre weiße Villa deutlich. Und jetzt hat uns der Sturm gepackt, er bläſt von rechts, von links, vom Rücken, von der Seite, von vorn. Das Boot pariert nicht mehr. Mir wird doch etwas bänglich. Da — eine lange, violette Linie, die die ſteinbeſäten Ufer entlang fährt.

Wir ſind wenig Ruderſchläge von unſrer Bucht. Ich ziehe die Riemen durch, daß das Holz knackt. Auf einmal ein Ruck, der uns faſt aus dem Boote ſchleudert. Ich bin auf einen Felsblock gefahren. Aber jetzt iſt die Sache nicht mehr gefährlich. Der Regen klatſcht in großen Tropfen, als wir zum weißen Hauſe hinaufſteigen. Aſta wird das Steigen etwas ſchwer.

„Fühlſt du dich nicht wohl, mein Schatz?“

„Der Ruck ging mir durch und durch, Louis. Aber ängſtige dich nur nicht!“

Beim Thee iſt ſie dann etwas blaß. Ich zwinge ſie, ſofort ins Bett zu gehen.

*

Heute iſt der italieniſche Arzt aus Pallanza da. Er unterſuchte ſie umſtändlich. Nichts von Bedeutung. Es ſind die gewöhnlichen Unpäßlichkeiten in einer jungen Ehe. Wir radebrechen ein miſerables Italieniſch miteinander, der Arzt und ich.

*

Den andern Tag war der gute Mann aber ſchon wieder da. Die Lage bedeutend ernſter. Den Gedanken an das ſogenannte friſche Reis am gräflichen Stamme kann ich vorläufig aufgeben. Wir werden's ertragen ... Wenn ſie nur davonkommt!

*

Eine Autorität aus Pavia herübertelegraphiert. Ein ſehr verſierter Herr mit brillantem Franzöſiſch. Es handelt ſich um weit mehr als um das Kind, es handelt ſich um meine Frau. Aber Hoffnung iſt noch reichlich vorhanden.

*

Zwei Tage ſpäter muß ich ihn wieder citieren. Von Pallanza bis zur Villa raſen wir im Carriere, weil das Dienſtmädchen mit rotgeweinten Augen uns ſchon an der Anlegeſtelle erwartet.

Die Feder wird mir ſchwer, ſehr ſchwer. Meine Frau ſtirbt.

Die Autorität war ganz erſtaunt über die Veränderung. Aſta muß in der Zwiſchenzeit etwas erlebt haben, etwas Schreckliches erlebt haben.

Meine Frau ſtirbt. Wenn man das ſo geſchrieben ſieht, die drei Worte ... Ich bin nicht aufgeregt, ich habe keine Anlagen zum Jubilieren und ebenſowenig zum Weinen. Was kommen muß, kommt doch ...

*

Es iſt wieder ein ſchöner Tag. Ich ſitze in ihrem Schlafzimmer an ihrem Fenſter. Der Kamelienbaum im Garten blüht rot und weiß — ein überſchwenglicher Lenz, der ſich vor Lebenskraft gar nicht zu faſſen weiß. Ein rieſiger Kamelienſtrauß ſteht auf dem Nachttiſch. Eine Königin ſchickt ihn einer Sterbenden. Es iſt freilich hübſch, aber was nutzt's mir. Eitelkeit, wo biſt du? ... Was ſind Königinnen überhaupt? Wozu ſind Königinnen da? Um Sterbenden Blumen zu ſpenden? Vielleicht ... Das ſind ſo meine Gedankenkreiſe. Die Nacht kann Aſta noch erleben, den Morgen nicht. Das war richtig von der Autorität, daß ſie mir keine Flauſen vormachte. Wenn's nur nicht Frühling draußen wäre! Was hat der Frühling für ein Recht, wenn ſie ſtirbt? ... Verwünſchter italieniſcher Frühling, du biſt ſo grell!

Aſta iſt ſeit drei Tagen ohne Beſinnung. Ebenſo habe ich kein Auge zugethan. Was heißt überhaupt Schlaf? Es giebt nur einen Schlaf.

Jetzt dämmert's. Der Monte Motterone ſchimmert unter dem ſcheidenden Licht rötlich, ich ſehe das Hotel auf dem Gipfel im Schnee eingebettet.

Tiny, der, den Kopf an meinem Fuß, auf dem Bettteppich liegt, wedelt mich lautgähnend an. Ihm mag's langweilig werden, oder er mag Hunger haben; er weiß ja nicht, was kommen muß. Die Stunde fließt. Ich habe kein Gefühl dafür. Ich will die Zeit auch nicht aufhalten, ich will sie nicht aufhalten. Nun bringt das Mädchen die Lampe.

„La Marchesa? O molto triste . . .“ Das Gewinsel ennuyiert mich, es ist Komödie oder wertloser Instinkt. Ich winke das glutäugige Ding hinaus.

Allein mit ihr. Sie liegt in den weißen Kissen so rosig, die Farbe der Kamelien . . . Wenn sie doch so ohne Ahnen ins Nichts hinüberschlummerte! Ich habe nicht den kleinen Egoismus, dem's um ein Abschiedswort, um einen letzten Blick zu thun ist. Ich hatte sie trotzdem so sehr lieb! Das wird mir auch der liebe Gott nicht abdisputieren wollen. Und wenn mir die weise Vorsehung es dennoch bestreitet? Mag sie . . .

Das Schwerste kommt noch. Sie erwacht, erkennt mich, ich drücke ihr die fiebernde Hand. Wenn Sterbende doch nicht lächeln wollten! Es ist so nervenzerrüttend — den Tod im Herzen, den Lenz auf den Lippen. Und ich muß doch wieder lächeln, muß etwas sagen. Ich sage, was alle Menschen in meinem Falle sagen würden: „Soll ich nach deiner Mutter telegraphieren, Asta?“ Jetzt, wo alles aus ist, kann sie kommen. Ich hasse sie gar nicht mehr.

Asta will davon nichts wissen. Sie schüttelt mühsam den Kopf. „Meine Mutter? Niemals . . . Komm näher, Louis, damit ich nicht so laut zu sprechen brauche! . . . Ich weiß alles, alles. Mein Onkel starb an Gift — die Tante starb an Gift — der Kanarienvogel starb an Gift. Eine lächerliche

Zuſammenſtellung! Und auf dieſer Erde iſt doch eigentlich nichts lächerlich, ſondern alles unſagbar traurig. ‚Ich will nicht, daß meine Leiche ſeziert wird ... ich will nicht!‘ Das waren des Onkels letzte Worte, die er mit aller Anſtrengung herauspreßte. Er wußte, woran er ſtarb, und ich weiß es auch. Uns beiden ſollten ja die Wege zum Glück geebnet werden, und wir beide ahnten noch nicht einmal, daß wir uns liebten. Die andern mußten darum doch ſterben ... Frage nicht, wie ich zur Wahrheit kam! Man hat zuweilen ſeine lichten Momente. Aber daß du auch alles weißt — ja, lieber Louis, das wußte ich nicht, dazu war ich zu dumm und wollte auch wohl dumm ſein. Seit voriger Woche habe ich nicht mal den Troſt mehr ... Du gabſt mir ſelbſt den Brief des Rechtsanwalts, ohne zu ahnen, was ich herauslas. Das war der letzte Ruck. Die Sache mit dem Boot, als ich mich innerlich verletzt haben ſollte, das iſt Unſinn. Jetzt brauche ich auch nicht mehr zu lügen. Ich ſterbe an meiner Mutter — ja, ich ſterbe an ihr ... Und ich kann für alles, was ſie that, ſie nicht einmal haſſen. Ich kann ihr nicht böſe ſein, ich kann ſogar verſtehen, ja verſtehen. Bei dieſem Verſtehen ſchüttelte mich das Grauen. Ich weiß, daß es mit mir zu Ende geht, daß vielleicht die Stunde drängt, wo das Delirium wiederkommen muß ... Wir wollen nicht mehr von meiner Mutter ſprechen! Ich will auch nicht an ſie denken, ich will ſie auch nicht wiederſehen. Da oben ... Wer weiß überhaupt ... Aber nun verſtehſt du mich wohl auch, Louis, warum ich mein Kind nicht haben wollte, obgleich ich fremde Kinder ſo liebe. Wenn ſich da der ererbte Trieb wieder gefunden hätte, dieſe verbrecheriſche Mutterliebe, an der ich ſterbe? Und ſelbſt, wenn der Trieb nicht gekommen wäre —

aber das Warten auf ſein erſtes Regen, das hätte mich ſchon wahnſinnig gemacht. Eine Generation überſpringt der dunkle Punkt im Blut vielleicht, um ſich dann bei der nächſten, gerade bei meinem Kinde, ſchrecklicher als je wiederzufinden. Darum ſchließt man beſſer das Geſchlecht ab, ſolange es noch Zeit iſt, und ſolange man noch klar ſieht. Glaub mir, Louis, wie es jetzt kommt, es iſt beſſer, auch für dich . . ."

Viel hat ſie nicht mehr geſprochen. An meine Zukunft hat ſie nicht mit einem Worte gerührt, ſie kennt ſie, das iſt ſo fein gefühlt . . . Ja, wir zwei verſtanden uns wirklich.

Sie ſtarb ſchwer, ſehr ſchwer. Der Körper war ja noch ſo jung, das Blut ſo friſch! Zwei ſchreckliche Tage noch kämpfte der Tod mit der Beſinnungsloſen, bis er ſie endlich zwang. Ich habe in der Zeit den Himmel nicht um Gnade angefleht. Was durch Aſtas letzte Worte durchzitterte, hieß: Wir hatten kein Glück und werden kein Glück haben, wir zwei, ſo ſehr wir uns auch lieben. Sie hat recht. Warum alſo mit Gebeten dem Tod ins Handwerk pfuſchen!

Da liegt ſie nun — es iſt endlich ausgelitten. Ich halte die erſtarrende Hand in meiner Hand — ſie hat eine ſo ſchöne und regelmäßige Hand! . . . Wir werden uns wohl wiederſehen, mein Schatz, oder wir werden ewig ſchlummern.

*

Das Wetter iſt umgeſchlagen. Schnee im Frühling. Auf den Kamelienblüten liegt es ganz weiß. Der Schnee fiel an ihrem Begräbnistage. Es war ein vornehmes Begräbnis, und eine Königin beugte ſich über ihren Sarg. Vanitas vanitatum! . . . Jetzt bin ich wieder in dem weißen Hauſe allein. Die Todesanzeigen flogen in alle Winde — ich ſchrieb an niemand eigenhändig, auch die kleine Ethel muß

ſich mit dem glatten Karton begnügen. Jaromirs ſollen ſehr glücklich ſein nach ihrem letzten Brief. Sie ſind ja auch das arbeitsfrohe Geſchlecht der Zukunft, der grüne Zweig am Baum der Menſchheit.

Es iſt nach Mitternacht. Die Uhr tickt, das Holz knackt. Im Garten ſchüttelt ſich der Magnolienbaum unter der Schneelaſt. Vor mir liegt die Piſtole auf dem Tiſch, mit der ich Serner erſchoß; ſie liegt auf dem Telegramm, das mir den gewonnenen Prozeß verkündet. Ich bin wieder reich, ſehr reich. Und die Konſequenz davon? Daß Louis Graf und Edler Herr von Carén, Komtur, Ritter pp. zu ſeinen ebenbürtigen Ahnen in weniger als drei Stunden verſammelt ſein wird. Das Telegramm war mir der letzte Ruck. Arm ſein und leben, das heißt büßen für unſereinen ... Aber reich, den Schwindel noch einmal anzufangen — nein, ich habe genug genoſſen und genug gelebt. Ich ſterbe ganz ruhig. Wie ein Geſchäftsmann ſeine Bilanz am Jahresſchluß zieht, ſo ziehe ich die meine am Lebensende. Schuld und Sühne decken ſich ungefähr. Und wenn ſich's eben nicht deckt, dann deckt ſich's eben nicht. Das Schickſal hat mein Lebensrad ſchnurren gemacht nach ſeinem Willen, jetzt halte ich den Finger in das Rad und ſage: Stehe ſtill, nach meinem Willen! Die letzte Konſequenz des Daſeins ziehe ich ſelbſt ... Ich will den Rat des toten Freundes befolgen: ‚Der Tod iſt und bleibt der beſte Arzt. Drücken Sie ſich nicht um den Moment herum, wo Sie ihm noch ruhig ins Auge ſehen können.‘ Ich ſterbe, weil ich will, und nicht, weil ich muß ... Ja, wir vom alten Blut ... ha! ... mein Blut war wohl doch etwas zu alt.

Ich habe Tweſten hertelegraphiert, der gerade in München iſt, nicht weil wir zuſammen die Schule beſuchten, ſondern weil ich einen im Grunde mir

gleichgültigen, aber anständigen Menschen an meiner Leiche haben möchte. Nur kein Gewinsel — oder häßliche Deutung!

Am Monte Motterone beginnt's schon violett zu schimmern. Der Morgen graut, bald wird der See auch wieder blauer ... See und Berg sind so viel älter als alles menschliche Leid ...

Ich ziehe die Fenstervorhänge wieder zu. Der Morgen wird zudringlich. Von Stresa herüber höre ich den Frühdampfer pfeifen, mit dem Twesten kommen muß. In anderthalb Stunden ist er hier. Er findet einen Toten. Adieu!

*

Eine Stunde später fiel der Schuß.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

AUG 12 1938

LD 21-95m-7,'37

208139